



Info

Zeitschrift des Interdisziplinären Zentrums
für Frauen- und Geschlechterforschung



23. Jg. / Nr. 32 / 2006



Aufsätze

"... dass in der Zukunft alles besser wird!"

"Wie ein einsamer Ritt durch die Wüste"

The Clash of Gender-Justice - Kampf um Geschlechtergerechtigkeit

Experiment Familienmanagement

Berichte aus der Uni Bielefeld

Männlichkeit bei schlechtem Wetter

Diversity in der Polizei?

Berichte aus dem IFF

Gewalt gegen Migrantinnen und Nicht-Migrantinnen in Deutschland

MA Gender-Wissen

Impressum:

IFF Info, Zeitschrift des Interdisziplinären Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung
23. Jg., Nr. 32, 2006
ISSN 1611-230X

Interdisziplinäres Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF)
Universität Bielefeld
Postfach 10 01 31, 33501 Bielefeld
Fon: 0521-1064574, Fax: 0521-1062985
Email: iff@uni-bielefeld.de

Redaktion: Dr. Anina Mischau, Email: anina.mischau@uni-bielefeld.de
Layout: Sonja Neuß
Druck: Zentrale Vervielfältigung der Universität Bielefeld
Auflage: 500
Erscheinungsweise: 2x jährlich

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht in jedem Fall
die Ansicht der Redaktion wieder

Liebe LeserInnen,

die vorliegende aktuelle Nummer unseres IFF Infos zeigt erneut, dass sich unsere Zeitschrift zu einem lebendigen, interdisziplinären und diskursfreudigen Forum entwickelt hat, in dem neben renommierte Vertreterinnen der Frauen- und Geschlechterforschung auch NachwuchswissenschaftlerInnen ihren Ort finden, um durch ihre innovative und kritische Beiträge Denkanstöße zu geben und zu weiteren Diskussionen anzuregen. Frigga Haug und Ulrike Gschwandtner haben in ihrem Artikel „... dass in der Zukunft alles besser wird!“ – Zukunftserwartungen von Schülerinnen und Schülern einige Aspekte ihres neu erschienenen Buches „Sternschnuppen“ für unsere LeserInnen zusammen gefasst. Bettina Langfeldt beleuchtet in ihrem Beitrag „Wie ein einsamer Ritt durch die Wüste“ die DoktorandInnenausbildung in Deutschland und reflektiert beobachtbare Mängel kritisch im Rahmen aktueller Hochschulreformdiskussionen. Regina Harzer diskutiert in ihrem Artikel „The Clash of Gender-Justice – Kampf um Geschlechtergerechtigkeit“ das Spannungsverhältnis zwischen feministischer Frauen- und Geschlechterforschung (insbesondere einer rechtswissenschaftlichen) und sogenannter Gleichstellungspolitik. Die Nachwuchswissenschaftlerin Mona Beumers untersucht in ihrem Beitrag „Experiment Familienmanagement“ die Doku-Soap FRAUENTAUSCH als Ausschnitt populärer Diskurse zu Mutterschaft und Familie und lenkt damit den Blick auf neue „Weiblichkeitskonstrukte“, die dadurch täglich in die „Wohnzimmer“ transportiert werden.

In der Rubrik „Berichte/Beiträge aus der Universität“ stellen zwei NachwuchswissenschaftlerInnen ihre jeweiligen Qualifikationsarbeiten vor. Niels Heinemann, der erste männliche Autor in der Geschichte dieser Zeitschrift, fasst in seinem Artikel „Männlichkeit bei schlechtem Wetter“ wesentliche Aspekte seiner Magisterarbeit zusammen. Sonja Dudek gibt mit ihrem Beitrag „Diversity in der Polizei?“ Einblicke in ihr Promotionsvorhaben.

Die beiden Beiträge „Gewalt gegen Migrantinnen und Nicht-Migrantinnen in Deutschland“ von Monika Schrötle und „MA Gender-Wissen – Interdisziplinäre Forschung und Anwendung“ von Birgitta Wrede aus dem IFF, Rezensionen, Informationen und weitere Kurzberichte vervollständigen diese Nummer des IFF Infos.

Allen AutorInnen sei herzlich für ihre interessanten, spannenden und informativen Beiträge gedankt. Wie immer wünschen wir unseren LeserInnen auch für diese Ausgabe eine anregende Lektüre!

Anina Mischau, Redaktion

IFF Info

Zeitschrift des Interdisziplinären Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF)

23. Jahrgang / Nr. 32 / 2006

EDITORIAL

AUFSÄTZE

- Frigga Haug und Ulrike Gschwandtner
„... dass in der Zukunft alles besser wird!“ – Zukunftserwartungen von
Schülerinnen und Schülern 7
- Bettina Langfeldt
„Wie ein einsamer Ritt durch die Wüste“
Mangelnde Betreuung, fehlende institutionelle Einbindung und Kinderfeindlichkeit
als Markenzeichen der deutschen DoktorandInnenausbildung 20
- Regina Harzer
The Clash of Gender-Justice – Kampf um Geschlechtergerechtigkeit
Feministische Rechtstheorien, Gleichstellungspolitik und „Gender-Bewegungen“ 33
- Mona Beumers
Experiment Familienmanagement.
Zur Konstruktion von Mutterschaft und Familie in der Sendung Frauentausch 48

BERICHTE/BEITRÄGE AUS DER UNIVERSITÄT

- Niels Heinemann
Männlichkeit bei schlechtem Wetter
Eine diskursanalytische Rekonstruktion erfolgversprechender Männlichkeit und
ihrer Vergemeinschaftung in der westdeutschen Berichterstattung zur
Fußballweltmeisterschaft des Jahres 1954 63
- Sonja Dudek
Diversity in der Polizei? – Geschlecht und Ethnizität aus Sicht von Vorgesetzten 87
- Birgit Geissler
„Rethinking Privacy in the Late Modernity – Erosions, Ambivalences and
Performances“ – ein Tagungsbericht 102

BERICHTE/BEITRÄGE AUS DEM IFF

- Monika Schröttle
Gewalt gegen Migrantinnen und Nicht-Migrantinnen in Deutschland. Mythos und
Realität kultureller Unterschiede 105
- Birgitta Wrede
MA Gender-Wissen – Interdisziplinäre Forschung und Anwendung 116
- Veranstaltungshinweise 122
- Kurzmeldung aus dem IFF 126

REZENSIONEN

Regina Harzer

Sammelrezension: In Sachen „Gleichstellung“. Beiträge zur universitären Gleichstellungspolitik im Rahmen von Hochschulreformen

127

NEUERSCHEINUNGEN

134

INFORMATIONEN

138

„... dass in der Zukunft alles besser wird!“ – Zukunftserwartungen von Schülerinnen und Schülern

Der vorliegende Aufsatz bearbeitet die Zukunftsvorstellung von Arbeit, Arbeitsteilung und Geschlechterverhältnissen von acht- bis 19-jährigen Schülerinnen und Schülern. Die Auswertung von 500 Aufsätzen zum Thema „Ein Tag in meinem Leben in 20 Jahren“ zeigt, wie sich die Einzelnen im Verhältnis zu Arbeit und Technik, zu Beruf und Familie, zu Freizeit und Politik entwerfen. Zentrales Ergebnis ist, dass die soziale Klassenzugehörigkeit nach wie vor entscheidend bestimmt, wohin sich jemand „selbstbestimmt“ entwirft, ebenso tut dies die Zugehörigkeit zum sozialen Geschlecht. Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung im Großen der Gesellschaft ist von Fragen der Geschlechtergleichheit wenig berührt. Junge Frauen übernehmen über weite Strecken die gesellschaftlich seit Jahrzehnten gültigen Vorstellungen einer „richtigen“ oder „guten“ Frau. Dies zeigt sich unter anderem in der Übernahme der Verantwortung für die Kinderbetreuung in imaginierten Eben oder Partnerschaften bei gleichzeitigem halben Verzicht auf eine eigenständige berufliche Karriere.

Einleitung

Sternschnuppen haben wir unsere empirische Arbeit mit fast 500 Schulaufsätzen genannt. Der Name verweist auf das Flüchtige der Bilder, vor allem aber auch auf die Sehnsüchte, die mit diesen Himmelskörpern verbunden sind. „Imaginationsarbeit“ nennt der Psychiater Erich Wulff unseren Versuch, die Lebensentwürfe Jugendlicher zu erkunden. Wir finden die Arbeit mit dem Imaginären elementar, weil es unsere Haltung zur Welt bestimmt und unsere Schritte leitet. Ernst Bloch sagt, dass in Tagträumen man „sich bewusst Zustände, Bilder eines erwünschten, eines besser erscheinenden Lebens ausmalt, sich als künftig vorführt (...) Aber auch das Ausmalen von Geschenken gehört hierher, in der Kindheit, die Wunschlinie der Jugend, ein großer Mann zu werden, vor allem ihr Bild der künftigen Gelebten...“ (Bloch 1985, S. 92f.) Tatsächlich fanden wir in einer Studie vor 25 Jahren (Haug 1980, S. 73-77) solche Blochschen Phantasien bei den Jungen, die Weltraumeroberer, wenigstens Fernfahrer, Erfinder usw. werden wollten, keineswegs aber bei Mädchen, die allerdings in der Diktion bei Bloch

auch erst gar nicht vorgesehen sind. Ihre Wünsche waren frühzeitig zurückgestutzt auf Mann, zwei Kinder, Eigenheim und Hund. Keine utopische Energie, die widerständig Fesseln sprengen wollte.

Die Autorinnengruppe aus der Frauenbewegung nannte als Forschungsmotiv damals, herauszufinden, wie sich Mädchen zu Frauen formten. Es war dies der Beginn von Erinnerungsarbeit, von einer Vorstellung, dass Frauen sich selbst zu den Personen gemacht hatten, die sie sind, dass sie also auch darum „wissen“ und als „Expertinnen“ gehört werden müssen. Es war das selbstbewusste Ende des Opferdiskurses.

Das Ergebnis der Studie vor nunmehr 25 Jahren war für sie niederschmetternd:

„Kurz zusammengefasst, erfuhren wir die Mädchen mehr oder minder vollständig auf die geträumte Kleinfamilie orientiert, zwar mit Beruf, der sich jedoch in den von Frauen erwartbaren Zonen geschlechtsspezifischer Dienstleistungen und mit wenigen Stunden eingeschmiegt in den familiären Alltag fand.“ (ebd., S. 73)

Heute, da vieles im Umbruch ist, die Frauenbewegung in der Ferne

verschwindet, Feminismus kaum mehr als ein skurriles Schimpfwort ist, scheint es an der Zeit, eine neue Studie folgen zu lassen.

Die Aufsätze – Sample, Themen und Herangehensweise

Gerade weil auch unsere Ergebnisse eher deprimierend sind, wird man in der Zeit der medialen Verkündung von Gleichberechtigung, der gesetzlichen Verankerung von Gleichstellung der Frauen überall in Europa fragen, welche Methoden wir anwandten, ob unsere Interpretation gesichert, ob unsere Fragen verständlich waren, ob die Schule der angemessene Raum für die Frage nach Wünschen und Utopie ist. Gerade weil die Ergebnisse beunruhigen, wird man sie sich mit methodischem Zweifel vom Leibe halten wollen. So antworten wir gleich vorweg: wir haben gewiss methodische Fehler gemacht, unsere Arbeitsweise ist nicht nur ganz objektiv, wie immer bei qualitativen Forschungen, gehen unsere Vorannahmen in die Interpretation ein. Wir haben uns bemüht, solches jeweils zu reflektieren und mit zu veröffentlichen. Wir hoffen, dass sich die Le-

serinnen und Leser beunruhigen lassen und mit uns auf Veränderung sinnen oder gar handeln.

Wir, das sind zwei Sozialwissenschaftlerinnen aus zwei Generationen jeweils 25 Jahre voneinander und noch einmal 25 Jahre von der Generation der Schülerinnen und Schüler getrennt. Wir lasen und diskutierten fast 500 Aufsätze, übten so den Eintritt in eine ganz andere unbekannte und doch allzu bekannte Welt.

Die Aufsätze zum Thema „Ein Tag in meinem Leben in 20 Jahren“ (zwischen einer halben und 3 DinA4-Seiten lang, die meisten von Hand, einige mit Computer geschrieben) aus insgesamt 16 Schulen in Ost-, West-Deutschland und Österreich, aus 30 verschiedenen Klassen sind in den Jahren 2002 und 2003 verfasst. Die Schüler und Schülerinnen sind zwischen acht und 19 Jahre alt (189 Jungen und 284 Mädchen). Die Schulen reichen von einer Freien Schule mit „nicht beschulbaren“, über eine Sonderschule für „lernbehinderte“ Kinder, Hauptschulen (wobei es sich bei einer um zwei 10. Klassen handelt, mit „Schülern und Schülerinnen auf der Wartebank, solchen, die noch keine Lehrstelle bekommen haben, die Realschule vorzeitig verlassen mussten, meist solche, für die Deutsch nicht die Muttersprache ist“), eine Gesamtschule, Gymnasien sowie Höhere Technische Lehranstalten; eine Hälfte stammt gleichmäßig aus Ost und West-Deutschland, die andere aus Österreich.

Es wurde nach einem *Tagesablauf* gefragt. Diese Einbindung des Gedachten in einen konkreten Tag sollte verhindern, dass bodenlos abgehoben würde in bloßes Schwärmen. Die Perspektive in konkreten Alltag müsste in dieser Weise, so hofften wir, Gestalt annehmen, selbst wenn der Sprung nach vorn

für die Jugendlichen bislang nicht so klar war.

Bei der Durchführung wurde in einigen Klassen dennoch ganz allgemein nach dem Leben in 20 Jahren gefragt. Auch dies erwies sich im Nachhinein als sinnvoll, denn die Antworten unterstreichen die Bedeutung der Frage nach dem Tagesablauf. In der Allgemeinheit wissen die einzelnen wenig zu sagen, die Texte umfassen nur wenige Zeilen, während sie sonst ein bis drei Seiten lang sind, sie beschränken sich auf einige elementare Wünsche. „In 20 Jahren habe ich eine Stelle und bin verheiratet, mehr brauche ich nicht“, schreibt ein Junge aus einer 10. Klasse; ein Mädchen: „Ich stelle mir mein Leben ganz schlicht vor: Heiraten, Kinder, gute Arbeit“; eine andere: „Ich möchte einfach nur mit meiner Familie und Freunden glücklich leben“. Wieder eine andere möchte verheiratet sein, Kinder haben, einen Beruf, an dem sie Spaß hat, eine saubere Welt und Gesundheit, und, als wäre dies auch zuviel, ergänzt sie: „Ich hoffe, ich lebe dann noch“. Ein Junge schreibt: „Ich tue alles dafür, dass ich meinen Eltern gefalle, und dass sie stolz auf mich sind“. Die Antworten auf die Frage nach dem Leben lassen sich im Grunde auf den Kernsatz eines Schülers bringen: „Ich möchte keinen Luxus, sondern wie andere Bürger arbeiten, Kinder aufziehen, das Leben genießen“.

Eine Lehrerin hatte den Irrtum in der Fragestellung bemerkt und einen zweiten Aufsatz an einem der folgenden Tage zum *Tagesablauf* schreiben lassen. Soweit die Schüler und Schülerinnen anwesend waren (19 der 24) schrieben sie jetzt lange und konkrete Texte. Man erfährt etwas über die gedachten Praxen, weil so die Wünsche „Farbe bekennen müssen“ und in dieser Weise auch über die Notwendigkeit, Fragen

nicht zu allgemein zu stellen, wenn man etwas über die Orientierung in der Welt erfahren möchte, nachgedacht werden musste. Insofern erwies sich der Irrtum auch als Glücksfall, weil die Schüler und Schülerinnen selbst den Unterschied zwischen dem bloßen allgemeinen Wunsch und gelebtem Leben, selbst wenn es nur vorgestellt ist, aufgeschrieben haben.

Die Versicherung der Fragestellung führt in die Unsicherheit, ob die allgemeine Suche nach der Konstruktion des Imaginären bei der Schuljugend nicht ebenfalls eine Spezifizierung braucht. Gesucht wird nicht einfach nach den Wünschen, wie sie im Märchen der Gebrüder Grimm vom *Fischer und seiner Frau* eine Rolle spielen, oder auch sonst in Märchen, in denen man drei Wünsche frei hat. Obwohl nicht angenommen werden kann, dass diese allgemeinen Wünsche ganz folgenlos sind für die Orientierung in der Welt und die Wahrnehmung der eigenen Person als aktiv handelnd in Gesellschaft, wird in den Aufsätzen anders nach einem reflektierten, realitätstüchtigen Imaginären gesucht, das selbst die Probe auf Verwirklichung macht. Insofern könnte das Schreiben dieser Texte für die Schüler und Schülerinnen selbst schon ein Veränderungsprozess, ein erster Schritt sein, sich bewusst und verantwortlich in Gesellschaft wahrzunehmen.

Wir verdichteten das Material zunächst thematisch, um eine Bearbeitung zu erlauben, die die Fragenkomplexe aus der Empirie schöpft, also nicht bloß von Außen herangeht, aber auch Wirklichkeit nicht einfach unbegriffen verdoppelt.

Als wesentliche Themen schälten sich heraus: der Umgang mit gesellschaftlichen Problemen, mit ökologischen Fragen, mit High-Tech (also Produktivkraftentwicklung), mit

Kindern und Beruf, mit Familie überhaupt, mit Armut und Reichtum, mit Körper und Sexualität, Ernährung und Freizeitgestaltung, mit Freunden und Freundinnen sowie mit der Elterngeneration. Quer zu all diesen Themen prüften wir die jeweilige Geschlechtsspezifität der Lebenserwartungen und auch den sozialen oder Klassenhintergrund der Entwürfe; wo unser Material dies zuließ, spielte auch der Migrationshintergrund eine Rolle bei der Besonderheit des Zukunftsdenkens. Aus der Erinnerung an eigene Kindheit und Jugend, die wir je verschiedenen explizit als Hintergrund in unsere Auswertung bringen, schon um sie nicht hinterrücks als moralisches Urteil die Arbeit bestimmen zu lassen, „wussten“ wir noch, dass wesentliches Bestimmungsmoment für den Entwurf eigener Zukunft die Erfahrung von Begrenztheiten des Familien- und Schulalltags waren. Wir stellten uns also auch die Aufgabe, herauszufinden, welche Grenzen wahrgenommen und welche Überschreitungen angegangen werden. Was von den einzelnen als unerträgliche Fessel wahrgenommen wird, und wohin sie daraus aufbrechen wollen, stellt, so dachten wir, sicher eine entscheidende Größe für die Gewinnung von Zukunft dar und unterscheidet, da auch vom Zeitgeist und historischer Entwicklung bestimmt, die Generationen voneinander.

Die Differenzen in Alter, Geschlecht und sozialem Hintergrund machen Allgemeinaussagen schwierig; aus der Pisa-Studie gibt es schon Belege, dass deutsche und österreichische Schulen keineswegs Chancengleichheit für alle herstellen, sondern dass sie sich als Verstärkerinnen und Vollstreckerinnen von Klassen- und Schichtunterschieden betätigen. Von daher lag es für uns nahe, die Gymnasien getrennt von den ande-

ren Schulen zu diskutieren.

Die soziodemografischen Rahmenbedingungen der Schülerinnen und Schüler

Den allgemeinen gesellschaftlichen Umbruch, der für die Jugendlichen irgendwie spürbar und bewusst sein müsste, dachten wir als eine Art Rahmenbedingung ihrer Erfahrungen und Wünsche vorweg. Für die Wünsche nach Familie notierten wir: Die Zerrüttung der Kleinfamilie schreitet schnell voran. Nach dem Deutschen Mikrozensus 2001 (veröffentlicht vom Statistischen Bundesamt im Mai 2002) – lebten im April 2001 nur 47 Prozent als Paare mit Kindern (die Zahl sank in Ostdeutschland in den zehn Jahren nach dem Zusammenbruch von 1989, in diesem Umfang historisch einmalig, um 39 Prozent), darin sind schwule und lesbische Paare und Partnerschaften ohne Trauschein eingeschlossen (11 Prozent). 27 Prozent lebten als kinderlose Paare. Sieben Prozent der „Eltern“ sind alleinerziehend; die Zahl stieg in den letzten 5 Jahren um 13 Prozent; es sind vorwiegend Frauen (87 Prozent).

In Österreich gestaltet sich die Situation ähnlich dramatisch: Die Scheidungsquote beträgt 2005 bereits fast 50 Prozent, mehr als ein Drittel aller Familien hat keine Kinder. Die Zahl der Alleinerziehenden liegt in Österreich 2003 bei ca. 16 Prozent, 90 Prozent davon sind Frauen.

Die Arbeitslosigkeit in den westlichen Industrieländern steigt und hat nicht nur der Vorstellung vom Familienernährer auf Lebenszeit ein Ende gemacht, sondern schafft auch ein allgemeines Klima von Zukunftsangst, die den Alltag und die Hoffnung aufs Erwachsenwerden nachhaltig bestimmen müssen. Die Erwerbsarbeitslosenquoten liegen in

Deutschland 2005 bei rund 12 Prozent. Auch Österreich, das bis Ende der 1990er Jahre eine kaum nennenswerte Arbeitslosenquote hatte, ist in den letzten Jahren von steigender Arbeitslosigkeit betroffen. Im Sommer 2005 liegt die Arbeitslosenquote bei sechs Prozent, wobei der Anteil der Frauen in größerem Maße ansteigt als jener der Männer.

Die Teilzeitquote bei Frauen liegt in Deutschland und Österreich 2004 bei rund 30 Prozent, die der Männer bleibt in beiden Ländern seit Jahren unverändert bei drei Prozent.

2003 war auch das Jahr des Krieges der USA gegen den Irak, der weltweit Millionen Friedensaktivisten und -aktivistinnen, davon viele Jugendliche, aus Protest auf die Straße gehen ließ. Täglich wird in Presse und Fernsehen von Umweltkatastrophen berichtet. Die Erwärmung der Pole bringt praktisch für jede/n einzelne/n erfahrbar die ökologische Krise durch Sturmfluten und extreme Temperaturen ins eigene Leben.

Die Spaltung der Gesellschaft in Arme und Reiche schreitet schnell voran. Im Durchschnitt sinkt das Einkommen der meisten Schichten. Die Versorgung der Alten, der Generationenvertrag (Renten) ist in Gefahr. Krankheit (Gesundheitsreform), Hunger (Afrikanachrichten) und Tod (Kriege in immer mehr Ländern, Epidemien wie etwa Aids) bestimmen den zumindest medial erfahrbaren Hintergrund, vor dem sich eine vielleicht bessere Zukunft ausmalen ließe.

Vorweg: Die Aufsätze sind zum einen sehr konkret, was die Beschreibung des Alltags, der verbrauchten Zeit, des erzielten Entgelts oder der Frage nach Beruf und Familie anbelangt, geschrieben mit großem Alltagsverständnis. Für uns als kritische Sozialwissenschaftlerinnen, die so sehr damit leben, den Alltag als poli-

tischen Kampfplatz zu denken und die vielfältigen Dimensionen der Herstellung von Macht und Herrschaft zu reflektieren, ist es zum anderen verwunderlich, wie wenig sich die derzeitigen ökonomischen und politischen Krisen, die Kriege und ökologischen Probleme in den Aufsätzen der Schülerinnen und Schüler wieder finden. Die Nichtwahrnehmung von Gesellschaft, von den allorts und jederzeit wiederholten und veröffentlichten Problemen scheint uns einer eigenen Forschung wert zu sein. Wie also werden Verdrängung, Schweigen, Verblendung, Taubheit als eigene Aktivitäten, vielleicht als Überlebensstrategien gelernt? Darin steckt als zweite Frage, wie diese Spaltung zwischen dem kleinen, privaten Leben und der großen gesellschaftlichen Entwicklung zumindest tendenziell aufgehoben werden kann?

Was wir fanden – die wichtigsten Ergebnisse

Die Arbeit ist zentral, aber zwischen den Geschlechtern ungleich verteilt

Der überwiegende Teil der Schülerinnen und Schüler geht mit Sicherheit davon aus, in 20 Jahren eine bezahlte Erwerbstätigkeit auszuüben. Die beruflichen Tätigkeitsfelder wurden ausführlich beschrieben. Junge Männer imaginieren sich als Erfinder, Techniker, Weltraumforscher, denken sich also in die Welt ausschreitend und eingreifend. So ein 14-jähriger Gymnasiast:

„Es war ein Tag wie jeder andere, die Kinder flogen auf ihren Anti-Schwerkraft-Skateboards, kurz ASSB, durch den Robotisierten-Metall-Park. In den Hologramm Nachrichten kamen die neuesten News über den Mars: ‚Endlich‘, sagte der Roboter Reporter, ‚nun hat man einen Weg gefunden, auf dem Mars zu leben.‘ ‚Mars, wir kommen!‘, jubelte der R-Reporter. ‚Das ist super, jetzt kann die Überbevölkerung gestoppt werden‘, murmelte ich

vor mich hin. – Aber nun musste ich zur Arbeit mit meinem Turbo Gleiter. Ich bin Computertechniker und arbeite gerade an einem Super-Laptop. Mein Job ist sehr im Aufsteigen, schon in den letzten 20 Jahren haben sich die Computer um das 21-fache verbessert. Nach der Arbeit gehe ich jetzt in mein Weltraum-Luftbett schlafen. Gute Nacht.“ (22,2)¹

Dagegen sind die Berufe der jungen Frauen eher traditionell: Es gibt Verkäuferinnen, Friseurinnen, Anwältinnen, Innenarchitektinnen und Designerinnen. Keine einzige ergreift in ihrer Vision einen technischen Beruf. Die zahlreichen (arbeitsmarkt)politischen Anstrengungen, junge Frauen für neue, nicht-traditionelle Studien oder Berufe zu gewinnen, haben ganz offensichtlich die Ebene der Zukunftsplanung nicht erreicht. Insgesamt jedoch ist das Qualifikationsniveau der Mädchen-Berufe im Vergleich zu den Aufsätzen der 80er Jahre gestiegen. So schreibt eine 17-jährige (spätere Ärztin):

„Nach einigen Stunden erfahre ich, dass die Patientin mit dem Schädelbasisbruch gestorben ist. Ich muss mit der Familie reden, dass ist eine der schwersten Seiten meines Berufes. Wenn du den Angehörigen sagen musst, dass ein von ihnen geliebter Mensch verstorben ist. Ich arbeite zwar schon lange als Ärztin in der Notaufnahme, aber das ist immer wieder sehr schwer für mich und stößt fast an meine physischen Grenzen.“ (19,3)

Das Verhältnis zum Haushalt hat sich im Vergleich zur Studie aus den 1980er Jahren ein wenig verschoben. Zwar geben einige junge Frauen immer noch explizit an, Hausfrau werden zu wollen, (Hausmann wählt keiner der Jungen), aber die Tätigkeiten zu Hause, das Putzen und Warten, das Hegen und Pflegen der Familie, die in der frühen Studie trotz Teilzeitjob das ausgemalte Zentrum des Lebens darstellten, kommen nicht mehr wirklich

vor. Es ist, als ob ein Grauschleier über die alltägliche Familie fiel, ohne dass anderes leuchtend an die Stelle getreten wäre, bzw. ohne dass die allgemeine Verantwortung der Frauen für diesen Bereich dabei erschüttert worden wäre. Eine Schülerin schreibt ihr Leben als zukünftige Hausfrau folgendermaßen:

„Mein Mann hat auch einen Diener-Roboter gebaut, der uns jeden tag bedient, wie zum Beispiel Kochen, Wäschewaschen und so weiter. Mein Mann verdient 4000 Euro. Ich arbeite als Hausfrau und kümmere mich um die Kinder.“ (6,4)

Eine andere so: „Ich werde später nicht arbeiten. Meine Arbeit wird sein, mich um meinen Mann und meine Kinder zu kümmern. Mein Mann ist Erfinder und verdient im Monat 4.500 •.“ (6,5)

Wenn Jugendliche einen Arbeitstag beschreiben, so sind die imaginierten Arbeitszeiten unter mehreren Aspekten von Interesse. In den Aufsätzen zeigt sich merkwürdigerweise, dass der Kampf um den 8-Studentag in 20 Jahren entschieden und verloren ist. Diese Grenze der Arbeitszeit wurde ja mit der Durchsetzung der neoliberalen Globalisierung eingerissen. Erst 2005 allerdings wird in Deutschland von oben eine neue längere Arbeitszeit als normal sanktioniert. Insofern schreiben sich die Schüler und Schülerinnen schon voraussehend realistisch in die Zukunft; ein 10-Studentag ist für sie normal. Die Arbeitszeiten werden von den Betrieben noch immer weiter ausgedehnt, wie dies eine Schülerin beschreibt.

„Vor acht Jahren musste ich nur bis fünf Uhr arbeiten, da hatte ich wenigstens noch etwas Zeit für mich und meinen Liebsten, um mich zu erholen und eventuell noch was zu unternehmen. Doch die Zeiten ändern sich und da immer mehr in der Firma zu erledigen ist und auch die Pension immer mehr gekürzt wird, muss man das in Kauf nehmen und sich noch mehr in die Arbeit stürzen.“ (28,1)

Viele Schülerinnen sehen sich in 20 Jahren berufstätig, jedoch oftmals auf Teilzeitbasis, dies gilt vor allem für die Lebensentwürfe der österreichischen Schülerinnen. Die Begründung für die Teilzeitarbeit ist die – von neoliberalen Regierungen gebetsmühlenartig wiederholte – angeblich bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Dies wird von den Schülerinnen ebenfalls viele Male zustimmend befestigt.

„Von 10 bis 12 Uhr arbeite ich in einem Architekturbüro und berate Architekten. Ich gebe ihnen Ratschläge und manchmal richte ich auch Wohnungen ein. Obwohl ich kein eigenes Büro besitze bzw. selbstständig bin, macht mir diese Arbeit großen Spaß. Leider kann ich diesen Beruf nicht ganz ausüben, weil es ist sehr schwierig ist, Beruf und Familie unter einen Hut zu bekommen.“ (18,28)

Oder: *„Ich habe heute noch viel vor, da wir ein großes Fest planen und ich noch das Ganze organisieren muss. Ich habe zu alledem nicht viel Zeit, da ich nur halbtags arbeite, weil ich am Nachmittag bei meinen Kindern zu Hause sein muss.“* (19,7)

Wichtigstes Argument für die Teilzeitarbeit ist die Sorge um die Erziehung der Kinder. Die Übernahme dieser Tätigkeiten durch Frauen wird offenbar von den Schülerinnen für ebenso selbstverständlich erachtet wie von den Regierungen. Eine sich ebenfalls als teilzeitbeschäftigt entwerfende Schülerin erklärt dies folgendermaßen:

„Dann erledige ich die Hausarbeit, Gartenarbeit (Gemüsegarten, Obstbäume) und pflege den Wintergarten mit den wunderbarsten Blumen der Welt. Das Wichtigste ist für mich, dass ich genug Zeit für meine Familie habe, dass meine Kinder sehr gut erzogen werden (sie nicht alles, was sie wollen, bekommen, sie nicht alles dürfen), dass sie eine ausreichend gute Ausbildung und Ernährung erhalten.“ (19,16)

Das Konzept der so genannten Vereinbarkeit von Beruf und Familie ist eines der erfolgreichsten neoliberaler Ideologie; es kommt schon aus der vorhergehenden Sozialdemokratie und meint immer Frauen, die so um Vereinbarkeit ringen. Es verpflichtet die einzelne, sich um Belange des Lebens und Arbeitens zu kümmern und entlässt den Staat aus seiner Verantwortung. Das Bild der berufstätigen „Rabenmutter“, deren Kinder verwahrlosen, weil sie arbeiten „muss“, geistert auch durch einige Aufsätze der Mädchen. Die Rolle und Verantwortung der, in diesen Zukunftsentwürfen meist vorhandenen Ehemännern und Vätern wird systematisch ausgeblendet. Diejenigen jungen Frauen, die „trotz“ Familie einer Vollzeitbeschäftigung nachgehen, antizipieren bereits ihr enges Zeitkorsett.

„Um 16 Uhr verlasse ich die Arbeit und habe noch eine Stunde Zeit für das Einkaufen, bevor ich meine Tochter von der Schule abhole. (...) Zuhause mache ich dann die Hausarbeit. Mein Mann kommt um 20 Uhr von der Arbeit nach hause, ich koche Abendessen und um 21 Uhr bringe ich meine Tochter ins Bett.“ (19,12)

Die Schilderung des Arbeitsalltages selbst bleibt allerdings fast immer vage, den Raum nehmen Freizeit und Familie ein.

Nur wenige Schülerinnen verbinden in ihren Vorstellungen von Zukunft – im Vergleich zu den Schülern – ihren beruflichen Werdegang mit Reichtum, Anerkennung oder Erfolg. Eine von diesen Ausnahmen schreibt: *„Ich habe Karriere gemacht. Meinen Traumberuf übe ich seit ca. 15 Jahren aus. Ich verdiene viel Geld, fahre ein schickes Auto, wohne in einer 150 m² Wohnung mit einer riesigen Terrasse und am Wochenende fahre ich in mein Landhaus ins Grüne zum Entspannen.“* (18,1)

Die so schreibt, ergänzt allerdings sogleich ein Gegenszenario, als würde sie eine innere Stimme moralisch

zur Ordnung rufen: *„Strebe nicht nach weltlichem Reichtum und Erfolg, denn das wahre Glück liegt anderswo.“*

„Aber: Mir wird bewusst, dass ich einiges in meinem Leben versäumt habe – was denn versäumt, werdet ihr Euch denken. Durch meinen übertriebenen Ehrgeiz, Karriere machen zu wollen, habe ich alles, was mir einst das Wichtigste war, verloren. Vor 15 Jahren ließ sich mein Mann, mit dem ich ein Kind habe, den ich über alles geliebt habe, von mir scheiden. Er nahm unser Kind zu sich – was mir damals ganz recht war. Die Geburtstage meines Kindes habe ich aus meinem Gedächtnis verdrängt – nicht einmal für ein Telefonat fand ich Zeit. Mein Terminkalender war doch immer voll. Ich lebte nur für meinen Beruf, mein sorgenfreies Leben, für den Luxus, den ich mir leisten wollte – alles andere war mir egal. Ich habe ALLES und doch hab ich NICHTS. Ich bin einsam, schon lange – mir war es nur nie bewusst – ich musste doch arbeiten. Zeit darüber nachzudenken hatte ich nie. Jetzt habe ich Zeit genug. Ich habe meinen Beruf verloren, musste mein Auto verkaufen, wohne in einer Mietwohnung in der Stadt. Wenn ich mein Leben noch einmal leben könnte, würde ich alles anders machen!“ (18,1)

Im Text übernimmt die Autorin den Standpunkt der Erziehenden und unterwirft sich. Sie zerlegt den Widerspruch zwischen eigenen Wünschen und gesellschaftlich Gefordertem in ein Nacheinander, wobei letztlich, wie im Märchen, die gesellschaftlichen Werte als eine Art Strafe triumphieren. Dies ist ja keine wirkliche Konfliktlösung, sondern eine vergebliche Umkehr, in der das Subjekt so passiv bleibt wie in den meisten Texten. Die Gesellschaft und die gegenwärtige Lage, an der sich abzarbeiten wäre, kommen gar nicht vor.

Auch eine andere Schülerin kann das Zueinander von Beruf und Leben in der Zukunft nur als Selbstzerstörung vorstellen. Sie beschreibt ihr

Leben in 20 Jahren als Zerrüttungsprozess.

„In 20 Jahren kommen meine ersten Falten und ich habe mindestens 10kg zugenommen, durch den ständigen Konkurrenzkampf und Stress in der Arbeit. Für mein Privatleben bleibt kaum Zeit. Kinder habe ich keine und möchte ich auch gar nicht. Meine Mutter ist alt und gebrechlich geworden. Den Tod meines Vaters hat sie nie richtig verkraftet. Ihr Lebenssinn besteht aus meinem Bruder und mir. Am Wochenende, wenn ich Zeit für mich finde, gebe ich gern mit meiner besten Freundin aus. Sie ist der Meinung, das Leben beginnt erst mit 30. Genau genommen endet das Leben mit 20. Man kommt ins Berufsleben, es ist aus mit den Feten am Wochenende, keine ständig wechselnden Freunde, kein Spaß, es ist nur noch Stress.“ (31,10)

In keinem der Jungenaufsätze gibt es eine ähnliche Verknüpfung von imaginiertem körperlichem Verfall, sozialer Isolation und Berufstätigkeit. Überhaupt ist der Bezug zum Körper, seinem Wohlfühlen und zur persönlichen Beziehung eine Fokussierung, die die Mädchen/Frauen vornehmen, während die Bezüge der Jungen/Männer weit eher den materiellen Dingen und dem individuellen Erfolg gelten.

Anders als bei den jungen Frauen, die Ferien, Festtage, Wohlsein in der Familie zum Brennpunkt machen, bezieht sich der überwiegende Teil der Jungen-Aufsätze auf einen Arbeitstag. Die Vorstellungen von Arbeit sind äußerst heterogen, bei den Gymnasiasten gibt es keinen einzigen Handarbeiter, der Großteil der jungen Männer aus den höheren Schulen sieht sich als Manager oder Selbstständiger, meistens besitzen sie eine eigene, große Firma. Schon bei der imaginierten Wahl der Berufe wird sichtbar, wie sehr die jeweiligen Schulen die realen (und künftigen) Klassen- und Schichtunterschiede verstärken. Wenden wir

uns einer Gruppe zu, die sich auf die Gewinnerseite entwirft, die erfolgreichen Gymnasiasten.

Wie oben erwähnt, wird die Arbeit selbst fast nie konkret. So etwa beschreibt einer der Schüler einen Montag: Er ist noch sehr müde vom anstrengenden Feier-Wochenende. Nach einem Frühstück, das aus einer Wurstsemmel und einem halben Liter Tee besteht, steigt er in seinen Mercedes LLS mit Wasserstoffantrieb.

„Als Marketing-Manager bei SAB-Miller Europe (der zweitgrößten Brauereien-Gruppe der Welt), deren Zentrale nach Prag aus Niederlangen übersiedelte, kann ich mir einen solchen Wagen leisten. In 30 Minuten beginnt ein Meeting und ich bin heute ziemlich spät dran. (...) Gerade noch rechtzeitig komme ich in SAB-Zentrale an. Mein Vorschlag zur neuen Marketing-Strategie für die weltweite Kette von Pilsner-Urquell-Original-Restaurants trifft auf große Begeisterung der Mitarbeiter und der Leadership. Den Rest des Tages verbringe ich in meinem modernen Büro.“ (23,7)

Erfolg bestimmt sich hier als Ergebnis der Globalisierung, die er durch seine Ideen noch vorantreibt. Er ist reich, von allen anerkannt und kann sich teure Dinge leisten. Die konkrete Arbeit wird mit dem „Vorschlag einer neuen Marketing-Strategie“ äußerst plakativ nur etikettiert, die Angabe des „modernen Büros“ ist wiederum kaum mehr als ein Zeichen seiner Bedeutung, denn nicht einmal die Innenausstattung wird sinnlich erfahrbar als schön, als bequem oder als zweckmäßig geschildert.

Arbeit besteht in den Aufsätzen der Schüler überwiegend aus dem, was sie das „Übliche“ nennen: Meetings, Sitzen in Büros, Beaufsichtigung der Angestellten und der Sekretärinnen. Dies sind die einzigen Frauen, die im Rahmen der Arbeit der Erfolgreichen, also als Unter-

geordnete vorkommen. Gemeinsam ist diesen Beschreibungen, dass die jungen Männer für sich einen eindeutigen beruflichen Aufstieg skizzieren, eine Karriere.

„Es ist Montag, ich hocke in meinem Büro einer großen Firma – meiner Firma. Ich habe wie immer fast nichts zu tun, also begeben mich hinunter zu meinen Angestellten und schaue nach, ob alles gut läuft. Meine Sekretärin, an der ich vorbeigehe, erledigt gerade Papierkram. Ich verabschiede mich schnell und fahr vom 10. Stock in das Erdgeschoß. Die Angestellten arbeiten fleißig, also kann ich nach Hause fahren. Es ist 13.30 Uhr, als ich in meinen Porsche Carrera GT steige.“ (23,6)

Diese Karrieren werden noch von drei Jungen übertroffen, die aufgrund einer Erfindung oder eines besonders zukunftssträchtigen Produktes superreich sein werden. Dies schlägt sich ebenso auf das Ausmaß und die Intensität der Arbeit nieder, sie müssen „fast nichts mehr tun“. Einer besitzt die „größte Computefirma der Welt“, einer hat (er vermerkt erstaunlicherweise „mit seiner Frau“) das „fliegende Auto“ erfunden und der dritte „besitzt eine eigene Fußballmannschaft“. Diesen drei Bereichen (Computer, Fußball, Autos) wird offensichtlich der höchste Marktwert zugedacht. Das Leben der Superreichen ist so vor allem durch die Abwesenheit von Arbeit charakterisiert.

Bemerkenswert ist, dass es keine Erwähnung eines „Opfers“ gibt, das sie dem beruflichen Erfolg gebracht hätten, wie dies bei den Aufsätzen der jungen Frauen oft formuliert wird. Sie haben in ihren Vorstellungen alles: Reichtum, Frau, Kinder, Freunde. So etwa sieht sich ein Schüler in 20 Jahren als der reichste Mann der Welt, sein Reichtum ist so groß, dass die Nullen seines Vermögensbetrages – länger als das Klingeln des Weckers – fast über zwei

Zeilen des Aufsatzes gehen. Praktisch entwirft er sich als Kopie von Bill Gates.

„Noch mal zu meinem Geld. Von meinem ganzen Tagesbetrag spende ich jeden Tag die Hälfte an Menschenhilfen und um Krankenheiten auszurotten. Nach meiner zehnminütigen Arbeit fahre ich wieder heim. Dann mach ich das, was ich jeden Tag mache, das, was mir Spaß macht. Nach einem anstrengenden Tag gebe ich schlafen. Und noch was, ich wohne am Saturn.“ (23,4)

Diese Schilderungen von Arbeit sind völlig frei von Konflikten, von Anstrengungen, einzig das Aufstehen in der Früh ist manchmal schwierig. Es gibt keine Gewerkschaft, keinen Betriebsrat, keine aufmüpfigen Angestellten.

In einem weiteren Entwurf eines Arbeitslebens imaginiert sich ein Schüler als erfolgreicher Rechtsanwalt, er hat keine Frau und keine Kinder. Im Gegensatz zu den anderen Jungen hat er es in der Früh eilig, wiewohl er nicht auf das köstliche Bio-Müsli und den herrlichen Kaffee aus der Espresso-Maschine verzichten will, dessen Duft ihn an ein fernes Land, an den Orient und an den Urlaub in der Türkei erinnert. So gestärkt bricht er auf in seinen Arbeitstag.

„Ich öffne die Tür meines Büros und begrüße meine Mitarbeiter und Kollegen. Auch hier macht sich nun der Duft von frischem Kaffee breit. Den ganzen Vormittag über beschäftige ich mich ausschließlich mit dem Fall N. Bald erkenne ich, dass die Lage doch nicht so ernst ist, wie sie sich zu Beginn dargestellt hatte. Schon liegt in meinem Kopf ein Konzept vor, wie ich den Staatsanwalt in Grund und Boden reden kann. Ein triumphales Gefühl steigt in mir hoch, erfüllt alle meine Glieder und setzt sich in meiner Brust fest. Ein Heer von tausend verschiedenen Ideen zieht durch meinen Geist.“ (23,5)

Die Schilderung dieses Tages beschreibt Konkurrenz, eine Heraus-

forderung, die er annimmt und auch positiv für sich löst. Das triumphale Gefühl ob des zu erwartenden Sieges gegen seinen männlichen Konkurrenten zeigen Kampfgeist und Männlichkeit. Die gewählten Worte kommen aus der Militärsprache: „ein Heer von tausend Ideen“ zieht durch seinen Geist. Die Arbeit als Schlachtfeld (der Gegner wird in Grund und Boden geredet), als Bühne für die männliche Selbstgewissheit. Die Leserin gewinnt den Eindruck, dass sich ihm nichts in den Weg zu stellen wagt. Der Tag ist frei von Umwelt und Sozialem, für seinen Mandanten will er auch nicht Freiheit, sondern „mildernde Umstände“.

Im Leben der Erfolgreichen gibt es keine Hausarbeit, keine Störungen des beruflichen oder privaten Alltags, keine Armut, außer in Form eines Spendenkontos für Menschenhilfe. High-Tech spielt keine besondere große Rolle im konkreten Arbeitsleben – höchstens im Autotyp –, in drei Fällen bildet sie jedoch die Grundlage für unermesslichen Reichtum. Der beschriebene Tag im Leben dieser Schüler ist ein Blitzlicht auf die imaginierte Erfolgsstory, sie wird unterlegt mit jenen Accessoires, die aus Fernsehserien oder der Werbung bekannt sind: Schöne Frauen, schnelle Autos, kostspielige Einrichtung der Häuser, Luxus und Muße. Männlichkeit und Erfolg misst sich entweder an wirklich „harter“ Arbeit, wie der Tag des Rechtsanwaltes zeigt, oder am Müßiggang, als Genussform des erhofften Reichtums.

Zukunftsängste – Dystopien

Neben den vielen Aufsätzen, die mehr oder weniger erfolgreiche Zukunftsentwürfe entwickeln, gibt es auch einige, in denen die Schülerinnen und Schüler für sich keine rosige Zukunft voraussehen. Je gerin-

ger der soziale Aufstieg ist, den die Schreibenden für sich imaginieren, desto eher wird offensichtlich, dass es auch Probleme geben könnte, die mithin an der Höhe der gesellschaftlichen Stufenleiter hängen. Wo man nicht „oben“ ist, wird die Lebensschilderung zur Dystopie, also zu einer negativen Utopie.

So etwa beginnt der Morgen eines Schülers damit, dass er Schwierigkeiten hat, munter zu werden, um dann in die Arbeit zu gehen und den ebenfalls kraftlosen Kollegen einen guten Morgen zu wünschen, der für sie und auch für ihn nicht sehr ermutigend erscheint, denn es ist ein Montagmorgen.

„Dennoch muss ich noch ein paar Stunden meine Arbeit verrichten, eine deprimierende, unerfüllende Arbeit, wahrscheinlich werde ich mir im Laufe der nächsten Monate wieder eine neue suchen. Die wahrscheinlich um keinen Deut besser sein wird, aber zumindest eine Abwechslung darstellt. Ich habe meinen Kollegen und Kolleginnen mit den langen Gesichtern noch längere beschert, weil ich mich von ihnen verabschiedete und ihnen noch einen schönen Tag wünschte, da ich nur Gemurmel in einem zornigen, ausgelaugten Ton hörte, dachte ich mir, dass sie bestimmt einen haben werden. Wahrscheinlich mit einem Bier vor dem Fernseher um (das Gehirn) etwas abzuschalten.“ (23,10)

Auch dieser Schüler konkretisiert seine Tätigkeit nicht, sie scheint beliebig zu sein, da einzig der Wechsel des Arbeitsplatzes Abwechslung bietet. Dass einem langweiligen, entfremdeten Arbeitstag nur ein langweiliger Abend folgen kann, erscheint logisch. Zuhause warten keine bezaubernde Frau, keine süßen Kinder, kein duftendes Essen, sondern die „Reste der Schlacht gegen die Nüchternheit“. Alkohol scheint eine der Möglichkeiten darzustellen, den Wahnsinn des Lebens zu überstehen. Als einzige positive Perspektive zeichnet sich in diesem Aufsatz

der Geburtstag des Bruders ab: „Wenigstens habe ich etwas, auf das ich mich schon freue.“ Die Geschenke sind schon vorbereitet.

„Ein Bild von mir gemalt. Das Motiv entsprungen aus meiner fast versiegten Fantasie, fast abgestorben durch die Autorität des Geldes, durch die Bemühungen, dieses zu erlangen. Das zweite Geschenk ist ein mit viel Liebe gebackener, aber wahrscheinlich scheußlich schmeckender Kuchen.“ (23,10)

In diesem Aufsatz ist eine Ursache für das Elend benannt: Die Autorität des Geldes und das mühevollen Streben danach. Dass der Kuchen wahrscheinlich scheußlich schmecken wird, obwohl er mit Liebe gebacken wurde, stellt auch noch dieses Gefühl ironisch in Frage. Der Schüler beschreibt sich selbst ansonsten als wenig aktiv, als nicht agierenden Mann, bzw. er gibt seinen eigenen Aktivitäten durch eine melancholisch anmutende Resignation den Anstrich von Vergeblichkeit. Es gibt keinen Ansatz von Ausbruch, von Wut, von Widerstand, der einzige widerständige Akt ist das Nicht-Funktionieren, die Passivität, unterstützt durch Alkohol. Selbst „die Autorität des Geldes“ bleibt abstrakt. Es ist das Bild eines Menschen, der nicht in die Gestaltung des Lebens einbezogen ist, der ohnmächtig fast bis zur Handlungsunfähigkeit ist.

Einen ähnlichen Tag, als Zukunft dystopisch und deprimierend, entwirft ein anderer Schüler, er ist schwer medikamentenabhängig, abgestumpft und suizidgefährdet, vegetiert zwischen den Arbeitszeiten in seiner Wohnung.

„Die Wirkung der Schlaftablette, die ich regelmäßig, jeden Abend einnehme, lässt nach. Langsam, aber doch noch ein wenig schläfrig, beginne ich mich zu erinnern, was vor diesem traumlosen Schlaf, dieser kurzen Nacht geschehen ist. (...) Meine Antidepressiva gehören wie das Frühstück,

das fast nur mehr aus Geschmacksverstärkern besteht, zu meinem täglichen Tagesablauf. Ich verlasse meine Wohnung, in der ich zwischen meinen flexiblen Arbeitszeiten herumvegetiere. Ich fahre mit der Magnetschwebbahn, die mit einem komplexen Tunnelsystem die ganze Stadt mehr oder minder leicht zugänglich macht. Zu Fuß gehen ist zu gefährlich, Radwege gibt es grundsätzlich nicht und auch keinen Grund, um an die frische Luft zu gehen. Endlich komme ich an meinem Arbeitsplatz an. Hier bin ich umgeben von lauter lebenswürdigen Leuten, keiner beginnt jemals Streit, keiner widerspricht mir und doch ist jeder dieser Arbeitskräfte zehnmal effektiver als ich. Genauer gesagt, es sind alles nur Programme, künstliche Intelligenz kombiniert mit genialer Technik. Jeder Roboter bewegt sich fünfmal präziser als jeder Mensch in jeder Situation! Der Kampf am Arbeitsplatz – Mensch gegen Maschine – ist längst entschieden. Klarerweise zu Gunsten der Maschinen. Das Leben ist mittlerweile zu einem ständigen Kampf geworden, der auf längere Sicht ohne grundlegende Veränderung nie und nimmer für das lebenswerte Leben entschieden werden kann!“ (23,11)

Diese Vorstellungen zeigen ein Bewusstsein von Zerstörung, nicht nur der Umwelt, sondern auch des eigenen Körpers. Es ist ein Kampf, der schon verloren scheint, auf längere Sicht auf jeden Fall, sollte es keine grundlegende Veränderung geben. Trotz dieser Kritik an den Umweltbedingungen bleibt wieder ganz offen, wer Veränderungen herbeiführen soll. Sich selbst sieht der Schüler nicht als Akteur, er kommentiert – quasi als Zeitzeuge –, was in den letzten 20 Jahren an Krisen und Verschlechterungen passiert ist. Auch in diesem Leben gibt es keine Freunde und Freundinnen, keine Familie und keine positiv besetzten sozialen Zusammenhänge. Die Arbeit, die er täglich ausführen muss, ist nicht genauer beschrieben, auch hier hat er einen Kampf verloren,

da Roboter die besseren Arbeitskräfte sind. High-Tech als Produktivkraftentwicklung, die menschliche Arbeitskräfte überflüssig macht. Interessant ist jedoch, dass diese Maschinen als „liebenswürdige Leute“ beschrieben werden, die nicht widersprechen. Diese Verarbeitung gesellschaftlicher Widersprüche, ohne sich selbst als eingreifend Handelnder zu schreiben, bringt den Schüler in eine absurde Situation: Er ist nicht nur gefangen in einer Welt, die er als fremdbestimmt erfährt, sondern auch der eigene Körper, den er mit Schlaftabletten befriedet, wird als fremd erfahren.

Hier ist noch der Schüler zu erwähnen, der zwei Varianten seines Lebens in 20 Jahren verfasst. Einmal ist er Kinder- und Jugendpsychologe in einem Flüchtlingslager irgendwo im Ausland, arbeitet also in einem helfenden Beruf, in der zweiten Variante seines Lebens ist er tot, und auch hier kann er nichts machen.

„Ich bin tot. Eines der vielen Opfer der weltumspannenden Umweltkatastrophe. Ausgelöscht durch die Ausbeutung der Natur. Die Atmosphäre ist schon fast ganz zerstört und doch hören die Wirtschaftsbesitzer, geschützt durch modernste Technik, nicht auf, die Umwelt auszubeuten. Müssen denn noch mehr Menschen wie ich sterben, bevor diese sinnlose Ausbeutung aufhört? Vielleicht kann man noch etwas retten.“ (23,3)

Auch die negativen Zukunftsszenarien sind geschlechtsspezifisch verschieden. Während bei den jungen Männern die Katastrophe meist von Außen kommt, sie als Opfer von Naturkatastrophen und Kriegen vegetieren und sterben, sind die Dystopien der jungen Frauen meist von privater Ohnmacht geprägt, sie leiden und sterben in ihrer Imagination auch aufgrund persönlicher Verhältnisse, so wie eine 18-jährige Schülerin schreibt: „Dies ist der letzte Tag meines Lebens. Denk ich mir zu-

mindest. Wie jeden Tag eigentlich. Man weiß ja nie was alles passieren könnte. Es ist 7.00 morgens, ich stehe auf, mein Mann ist zurzeit auf Tournee mit den Berliner Philharmonikern. Er kommt wahrscheinlich erst in ein paar Wochen wieder. In der Zwischenzeit bin ich für mein Kind da. Wir vermissen ihn. Ich wünschte, es wäre anders gekommen. Wenn ich es noch mal entscheiden könnte, würde ich alles anders machen. ‚Ich‘ wäre Musiker und ‚er‘ müsste auf mich warten. Ich wollte es wirklich, doch ich habe es nicht geschafft. Mittlerweile ist es schon wieder Abend geworden. Ich richte meiner Tochter ein Abendmahl. Plötzlich klingelt das Telefon. Mein Mann. Er meint, er käme schon früher nach Hause. Ich bringe meine kleine Laura zu Bett. Ich lege mich in unser Schlafzimmer. Da ich wie fast immer nicht einschlafen kann, nehme ich Schlaftabletten. Ich schlafe friedlich ein. Mein Mann wird bald kommen. Er war leider zu lange weg. Das kann ich nicht mehr ertragen. Er wird mich finden, doch dann wird es schon zu spät sein.“ (18,17)

Eine andere: „Man sollte morgens aufstehen, um etwas vom Tag zu haben, doch das schaffe ich nicht. Ich rolle mich aus meinem Bett und stolpere über leere Weinflaschen, die ich am Vorabend geleert habe, in Richtung Fenster. Da stehe ich also wackelig am Fenster und würde es gern öffnen, doch das sollte ich lieber nicht, weil die Luft nach Industrie, Verschmutzung und Verwesung stinkt. Die Welt führt einen Krieg nach dem anderen, und das kann man immer und überall riechen. Ich komme mit gar nichts mehr klar, ich habe Angst auf die Straße zu gehen, habe Angst noch heute meiner Krebs-Erkrankung zu erliegen. Mein Mann hat mich verlassen, ganz langsam hat er mich verlassen. Als wir uns kennen lernten, war ich erfolgreich und jung. Und Heute, Heute bin ich alt, krank und arbeitslos.“ (18,9)

Da mutet der Aufsatz eines anderen Schülers schon fast „normal“ an: Er handelt von einem Sonntag, am Vormittag kümmert es sich um Garten und Haus, zu Mittag duftet

es aus der Küche schon fein nach einem Schweinsbraten. Am Nachmittag gibt es bei den Eltern Kaffee und Kuchen.

„Es wird viel über die Vergangenheit geredet, im Prinzip immer das gleiche. Es heißt immer ‚damals‘. Das stimmt schon, es war damals noch ein bisschen besser. Die Belastung der Umwelt hat stark zugenommen, der Stress wird immer mehr und die Zukunft, wie sieht die aus? Nicht gerade rosig, es wird immer schwerer, Arbeit zu finden, ach, was soll es, man kann die Zukunft ja nicht voraussehen.“ (26,8)

Auffällig ist eine Polarisierung. Jenseits der beruflichen „Erfolgsgeschichten“ ist das Leben entfremdet, passiv und einsam. Dahinter steckt die Frage, wie der Entwurf eines anderen Lebens, das auch eine Kritik der herrschenden Verhältnisse beinhaltet, in einem positiven, emanzipatorischen und aktiven Kontext gestellt werden kann, wie man sich als (handelndes) Subjekt denken kann, statt in Passivität, Apathie oder Tod sich imaginieren zu müssen.

Trautes Heim

Welche Rolle spielen Partnerschaft, Frauen, Familie oder Sexualität in den imaginierten Leben dieser Schüler. Diese Frage ist auch vor dem Hintergrund von Interesse, da die gleichaltrigen jungen Frauen sich in hohem Maße auf ihre Partner, die Familie und Kinder orientieren. Für die Schüler dagegen existieren (bis auf wenige Ausnahmen) zwar Frauen (die Schüler, die überhaupt über Beziehung schreiben, sind wie fast alle 500 Jugendlichen unseres Samples heterosexuell orientiert), diese nehmen jedoch in den Tagesbeschreibungen meist eine sehr marginale Rolle ein.

Zumeist werden sie in Zusammenhang mit dem Aufwachen beschrieben: „Meiner noch tief schlafenden Frau schreibe ich einen Brief, dass ich

so gegen acht Uhr dabei sein werde.“ (23,2) Auch hier keine weitere Erwähnung mehr. Andere haben einfach Frauen und Kinder – „Ich habe eine wundervolle Frau, zwei prachtvolle Kinder“ (23,4) – als würde diese Aufzählung hauptsächlich der Vollständigkeit halber gemacht werden. Meist sind Frau oder Freundin zu Hause anzutreffen, wie dies ein erfolgreicher Firmeninhaber beschreibt, der bereits um 13.30 Uhr die Firma verlassen kann und nach Hause fährt.

„Angekommen an meinem großen Haus am Land begrüßt mich meine wunderschöne Freundin am Türeingang. Während sie noch kocht, hole ich mir ein Bier und schalte das Heimkino an.“ (23,6)

Auch in diesem Aufsatz ist damit das Thema Freundin abgeschlossen, ebenso wie in folgendem:

„Meine Freundin, eine Stammzellen-Forscherin, ist nicht mehr zu Hause und unser Sohn, der seit mehr als einem Monat in die Schule geht, sitzt auch schon in einer Schulbank.“ (23,7)

Dies ist einer der wenigen Texte, in denen die Frau/Freundin auch einen Beruf hat. Ein anderer Schüler, der, der mit seiner Frau das fliegende Auto erfunden hat, „liebt sie sehr“ und berichtet über sie, als schreibe er eine Kontaktanzeige:

„Ich wische den letzten Schlaf aus meinen Augen und küsse dann meine geliebte Frau. Sie ist blond, blauäugig und hat den perfekten Körper. Sie ist sportlich, klug, charmant, witzig, nett und vieles mehr.“ (23,9)

Ansonsten werden die Tätigkeiten der Frauen/Freundinnen überwiegend im haushaltsnahen Bereich angesiedelt, sie kochen, passen auf Kinder auf oder servieren das Frühstück.

„Nun kommt meine zaubernde Frau bei der Tür herein mit dem Frühstückstablett und begrüßt mich ebenfalls mit einem netten ‚Guten Morgen‘.“ (23,8)

Am Ende des Arbeitstages kom-

men viele der Schüler nach Hause, nur wenige erwähnen in ihren Aufsätzen auch, wie sie den Abend mit der Familie/der Freundin konkret verbringen werden.

Andere Vorstellungen von Partnerschaft und Familie entwickeln die jungen Frauen. Eigentlich könnte davon ausgegangen werden, dass sich in den letzten zehn Jahren die gesellschaftlichen Zumutungen an Frauen in hohem Maße liberalisiert haben. Was eine „normale“ Frau, Mutter, Beziehung ist, wurde im Markt der „freien Möglichkeiten“ den einzelnen Individuen mehr oder minder zur freien Wahl anheim gegeben – dies zumindest in den größeren Städten. Man kann Kinder haben, ohne deswegen verheiratet sein zu müssen. Frauen können sich kleiden, wie sie wollen, können mit einer Partnerin zusammenleben, Karrieren jenseits von Hausfrau und Mutter verfolgen, können sich wie Alexandra Kollontai² (1977), die dies für die „neue Frau“ schon für die Zeit nach der russischen Revolution anstrebte, aus dem „Liebesgefängnis“, das ihre Persönlichkeitsentwicklung gefangen hielt, entlassen werden.

Die Zukunftsvorstellungen der jungen Frauen scheinen überwiegend von diesen Möglichkeiten unbeeindruckt zu sein, sie entwerfen sich in eine ungebrochene Fortdauer der Familienidylle. Gegen jede Prognose, dass das Familiendasein eine Zumutung für die weibliche Persönlichkeitsentwicklung sei, schreiben sich etwa die Hälfte in eine Zukunft, die ohne Weiteres aus einer Werbesendung für die Familie stammen könnte und daher auf vorgegreifende Weise die derzeitigen (2006) eröffneten Kampagnen für die Zukunft der Frau in der Familie zu unterstützen scheinen. Fortwährendes himmelblaues Glück, sanfte Zärtlichkeit, immer hilfreiche Ehe-

männer, zwei bis drei wunderbare und vor allem schöne Kinder³, ohne irgendwelche Probleme oder gar Krankheit, ein Halbtagsjob oder weniger, dass Beruf und Familie einander nicht in die Quere kommen. Ein sicheres Wohleben. Das liest sich so:

„Nun kommt mein Mann mit einem Tablett ins Zimmer spaziert. Er ist so süß, er hat mir ein Frühstück gemacht. Alle meine Lieblingspeisen hat er zubereitet, ein Frühstücksei, einen Palatschinken und ein Schinkenbrötchen.“ (18,25)

Oder so: „Wieder einmal ist es sechs Uhr morgens, und wie jeden Tag läutet mein Wecker so laut, dass Georg und ich fast aus dem Bett fallen. Mit Mühe und Not stehen wir auf, denn es bleibt sowieso nichts anderes übrig, dennoch wäre das Bett noch so gut. Was würde ich jetzt dafür geben, um noch ein bisschen weiter zu schlafen. Aber es nützt nichts, ich stehe auf und decke den Frühstückstisch. Mein Mann Georg fährt um halb sieben in die Arbeit, und ich habe ein bisschen Zeit um die Zeitung zu lesen. (...) Um sechs Uhr kommt Georg nach Hause, ich richte ihm sein Abendessen.“ (18,24)

Aus geschlechtsspezifischer Perspektive ist von Interesse, dass sich die Vorstellungen der Schülerinnen von Familie und Partnerschaft kaum mit jenen ihrer gleichaltrigen Schulkollegen decken. So etwa schreibt kein einziger Schüler ein Ende eines Tages, wie es sich die Schülerinnen so sehnsüchtig wünschen. Auf einem Sofa oder am Balkon zu sitzen, ein Glas Rotwein zu trinken, mit dem Freund/Mann über den abgelaufenen Tag zu sprechen, ein bisschen Fernsehen und zu kuscheln, wie sich dies eine Schülerin ausmalt.

„Hab uns schon eine Flasche Wein aufgemacht. Hmhmhm, ich genieße die Sonnenuntergänge am Balkon immer wieder aufs Neue. Es ist doch am Schönsten am Meer zu leben. Mein Schatz sagt: ‚Geh mir rein, mir ist kalt, darfst mich im Bett ein bisschen wärmen!‘, ‚Liebend gerne.‘ sa-

ge ich. Es ist immer so wunder-, wunderschön in seinen Armen zu liegen.“ (18,34)

Die Schüler sind nicht nur weniger auf die Familie oder ihre Freundinnen fixiert, sie entwerfen auch wenig romantische Bilder von ihrem Privatleben. Dieses existiert zwar, ihr Leben scheint aber wenig darauf zentriert. Auch die Konflikte werden relativ emotionslos beschrieben. Dass konkrete Hausarbeit in Familienzusammenhängen nur in wenigen Fällen erwähnt wird, zeigt wohl auch die Hoffnung, dass die nächste Generation zukünftiger Beziehungsmänner auf die Technik als Haushaltshilfen setzt. Kinder werden zwar manchmal betreut, allerdings beschränkt sich hier der Tätigkeitsbereich der Männer weitestgehend auf Hinbringen und Abholen von Kindern zum/vom Kindergarten/Schule, sowie auf das allabendliche Ins-Bett-Bringen. Nur einer beschreibt sich selbst als aktiver Vater und verbringt einen Nachmittag mit seinen Kindern.

Sexualität wird in den Aufsätzen kaum thematisiert. Mehr Raum finden die Männerfreundschaften, sie haben eine hohe Bedeutung für die imaginierte Zukunft der Schüler. Im Verhältnis zur Erwähnung von Frauen, Freundinnen und Familie werden die Aktivitäten mit Freunden ausführlich beschrieben. Fast in jedem Aufsatz kommt entweder ein spezifischer Freund, den der Schreiber meist noch aus der Schule kennt, vor, oder es treten ganze Freundesrunden auf. Sehr oft wird die Abendgestaltung mit Freunden bestritten. Wichtig ist bei diesen Treffen, dass viel Alkohol getrunken wird.

„Um 21 Uhr ist die Kino-Vorstellung zu Ende und wir ziehen los. Wir sind zu sechst. Um drei Uhr werden erste Stimmen laut, die nach Hause gehen wollen. Um 3.30 Uhr verabschieden sich die ersten. Um 4.30 Uhr bin ich und meine

zwei besten Freunde auch am Limit und wir gehen auch heim. Ich komme nach Hause, alles schläft bereits, ich gebe ins Bett und versuche so schnell wie möglich einzuschlafen. Es war ein schöner Tag.“ (26,7)

Insgesamt wird Glück im Gegensatz zu den Entwürfen der jungen Frauen bei den männlichen Jugendlichen nicht thematisiert, es gibt Resümees (Das war ein schöner Tag), aber keine Idylle des Lebens. Nachdenklich stimmt, dass es keine positiven Utopien eines zukünftigen Lebens außerhalb der gesellschaftlichen Norm gibt, wenn die Zukunft anders ist, dann sind es Dystopien, die das Leben der Schüler bestimmen.

Zusammenfassung: Was wir erwarteten, was wir fanden

Was haben wir von den Schülerinnen und Schülern erwartet und was konnte erfahren werden? Die Ausgangsfragen waren relativ einfach. Eigentlich wollten wir wissen, ob die Mädchen im 21. Jahrhundert sich immer noch in gleicher Weise in althergebrachte Frauenschicksale entwerfen, wie sie dies vor mehr als zwei Jahrzehnten taten, oder ob die in den Medien verkündete Sicherheit stimmte, dass Mädchen von heute denen von damals in nichts mehr gleichen, und an die Stelle der alten Subordination ein allgemeiner selbstverständlicher Aufbruch getreten sei. Natürlich waren wir auch neugierig, wie die Bilder, die die Schüler und Schülerinnen von ihrer Zukunft entwerfen, tatsächlich aussehen. Beunruhigt durch zunehmenden Rechtsextremismus in den Schulen und über die durch globalisiertes Fernsehen für alle sichtbare allgemeine Zunahme an Krisen, Kriegen, Armut und Hunger fragten wir uns, ob und wie dieses die Jugendlichen von heute verändert.

Die Befunde sind in den verschiedenen Kapiteln des Buches differen-

ziert dargestellt. Hier beschränken wir uns auf die Beantwortung der Frage nach dem Verhältnis von Erwartung und Wirklichkeit mit wenigen, eher plakativen Sätzen, die natürlich den einzelnen nicht ganz gerecht werden.

Auffällig war: Die soziale Klassenzugehörigkeit bestimmt nach wie vor entscheidend, wohin sich jemand „selbstbestimmt“ entwirft, ebenso tut dies die Zugehörigkeit zum sozialen Geschlecht. In einer Reihe von Punkten ist Geschlechtergleichheit (in der Fantasie) annähernd erreicht, es betrifft dies die Teilung der Haus- und Kinderarbeit, das Interesse für die Namen der Kinder und Freundinnen/Freunde, die Einwilligung in die Fremdverfügung von Zeit und vor allem den Wunsch nach Familie, am besten mit zwei Kindern. Dagegen ist die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung im Großen der Gesellschaft wenig berührt, schon gar nicht, wo es um Arbeit mit neuer Technologie geht. Dies wird auch bei der Wahl der Berufe deutlich, Mädchen sehen ihren Erwerbsarbeitsalltag generell nicht oder kaum von Hochtechnologie bestimmt. Jungen leben bereits heute visionär in einer High-Tech-Welt.

Insgesamt haben sich die gesellschaftlichen Möglichkeiten von Frauen in den letzten 20 Jahren durchaus verbreitert und vervielfacht. Dennoch fällt bei der Lektüre der Aufsätze der Mädchen auf, dass sie über weite Strecken die gesellschaftlich seit Jahrzehnten gültigen Vorstellungen einer „richtigen“ oder „guten“ Frau übernehmen. Dies zeigt sich unter anderem in der Übernahme der Verantwortung für die Kinderbetreuung in imaginierten Ehen oder Partnerschaften bei gleichzeitigem halben Verzicht auf eine eigenständige berufliche Karriere. Gleichzeitig finden sich aber

Spuren und Hinweise auf Emanzipation und Autonomie. Wie die jungen Frauen mit dieser Spaltung umgehen und ob sie die von ihnen geforderte und bereits teilweise bereitwillig antizipierte erneute Einhegung als Zumutung empfinden, muss offen bleiben. In ihren Aufsätzen finden sich allerdings keine Entwürfe von weiblicher Kollektivität. Diese sind in der herrschenden gesellschaftlichen Kultur für Frauen auch nicht vorgesehen. Insofern ist vielleicht die Flucht vor der realistischen Wahrnehmung von Welt doch einer Verdrängung von Wirklichkeit geschuldet.

Wesentlich, insbesondere für die Schüler und Schülerinnen aus den Gymnasien, ist der Besitz. Dieser konzentriert auch die Entwürfe von Zukunft ins Private, zieht die Energie aus der Welt und fixiert auf Konsum. Es gibt kein Projekt, schon gar kein gemeinsames. Eigentümlicherweise gibt es auch kaum Kulturelles, einige wenige Konzertbesuche oder der Besuch eines Theaterstücks. Dabei ist noch als Nachtrag zu berichten, dass eine Reihe von Themen, die von früheren Schülergenerationen überliefert sind, nicht vorkamen: keine Esoterik, keine Sekten, kein Faschismus, kein Rassismus. Und es gelingt offenbar einigen wenigen Schulen und einzelnen Lehrenden, vor allem in den deutschen Gesamtschulen, die Schule als demokratischen Ort zu gestalten. Die Nicht-Existenz von Rassismus oder Esoterik in den Aufsätzen ist erfreulich. Was jedoch fast durchgängig fehlt, ist eine Vorstellung von Zukunft, die eine Überwindung von Herrschaft mit einschließt, also eine Zukunft, für die es sich lohnt, zu kämpfen. Das Fehlen der Benennung der Widersprüche zwischen dem erlebten Alltag und der imaginierten Zukunft ist das eigentlich Irritierende.

Wir hatten erwartet, dass sich die

Schüler und Schülerinnen mit der Welt ihrer Eltern auseinandersetzen, sich manchmal anpassen, häufiger in Widerstand gehen, kurz, das „ganz Andere“ für sich wollen. Das Merkwürdige in diesen Texten ist, dass bis auf ganz wenige Ausnahmen, die an einer Hand abzählbar sind, diese Elternwelt nicht vorkommt, kaum gekannt zu sein scheint. So lässt sich vorläufig diagnostizieren, dass die Kulturen der Eltern und die ihrer Kinder einander nicht wirklich kennen, dass also die Vermittlung von Welt von einer Generation zur nächsten nicht mehr stattfindet.

Wenn die Welt im Großen vorkommt, so ist sie merkwürdig abgespalten von der individuellen Erfahrung der Schülerinnen und Schüler, als hätte etwa das Wissen um Arbeitslosigkeit oder Armut nichts mit der je individuell imaginierten Zukunft zu tun. Diese Spaltung zu überwinden und die wechselseitige Verschränkung von alltäglichem Leben und gesellschaftlicher Reproduktion sichtbar zu machen, ist eine wesentliche Aufgabe für die Zukunft, dies sowohl für Eltern als auch für Lehrpersonen. Die Schule wäre so als Ort eines gemeinsamen sozialen Projektes zu denken, welches auf Gesellschaftsverbesserung ausgerichtet ist.

Die Realität zeichnet ein anderes Bild. Die Pisa-Studie hat die Bildungslandschaft erschüttert, kritisch werden Schulformen, Lehrerkompetenz, Curricula diskutiert. Dass sich die Schule in hohem Maße in die Leben der Schülerinnen und Schüler einschreibt, zeigen die in den Aufsätzen beschriebenen vielfältigen sozialen Anforderungen, denen sich Jugendlichen ausgesetzt sehen, etwa die genauen, teilweise starren Zeitstrukturen oder die hohe Verantwortlichkeit für die Erziehung der imaginierten Kinder. Gleichzeitig kann den Aufsätzen jene Funktion

von Schulen nicht entnommen werden, die in einer von Individualisierung und Prekarisierung geprägten Gesellschaft von zentraler Bedeutung wären: Das Begreifen der Möglichkeit, die Gestaltung des Lebens gemeinsam mit anderen anzugehen, die Gesellschaftlichkeit der eigenen Existenz zu erkennen und sie so zu gestalten, dass sie „lebenswert“ ist. Das Herstellen dieser Kollektivität, die die Einzelnen in die Gewissheit entlässt, dass ihr Leben ihnen nicht bloß zustößt, wäre eine zentrale Anforderung an die Schule.

In der Diskussion um die Misere der Schule tritt der wesentliche „Erzieher“ der nachwachsenden Generation, das Fernsehen, nicht in Erscheinung. Wo die Schüler und Schülerinnen weitgehend künstliche Erfahrungen zu machen scheinen oder diese zumindest so nachdrücklich sind, dass sie die Ziele, zu denen man aufbrechen möchte, bestimmen, bleiben reformierte Curricula und sich abmühende Lehrer und Lehrerinnen weitgehend ohnmächtig.

Wir müssen einräumen, dass wir auch Schwierigkeiten mit den Fantasien der Schülerinnen und Schüler hatten und uns daher fortwährend kritisch prüfen mussten, ob wir im zusammenfassenden Urteil nicht einseitig waren, ob uns der Umstand, dass uns viele der ausgedachten Perspektiven wegen ihrer freudigen Einwilligung in privaten Zeitvertreib, in die Planung eines Lebens, das in der Erledigung kleiner Aufgaben und Konsumakte den Tag ausfüllt und das Leben aufgibt, bevor es begann, nicht ungerecht gegen die Texte und die Jugendlichen gemacht hatten. So lasen wir die Aufsätze wieder und wieder auf der Suche, ob nicht doch auch etwas Unverhofftes, etwas Poetisches, ein Sprung in eine Welt, in der zu leben Glück ist, auffindbar wäre.

Und so kamen wir auch zum Titel des diesem Beitrags zugrunde liegenden Buches, den wir einem 13-jährigen Hauptschüler verdanken.

„Am Abend sind alle Lichter der Stadt aus den schwebenden Laternen aus. Manchmal kann man vereinzelt eine Sternschnuppe sehe. Das war eben ein ganz normaler Tag im Jahre 2022. Meine Frau sagte zu mir, dass in der Zukunft alles besser werde. Doch haben das nicht schon viele gesagt und viele sind an ihrem Glauben zu Grunde gegangen. Aber wer weiß es, vielleicht wird doch in der Zukunft alles gut.“ (2,1)

Anmerkungen

⁴ Die Zahlen in der Klammer geben die Schule und die Nummer des Aufsatzes an, für den Fall, dass das Eine oder Andere nachgeprüft werden will.

⁵ Alexandra Kollontai lebte von 1872-1952; in den 1970er Jahren erschienen einige ihrer Texte auf Deutsch. Helmut Steiner hat im Jahre 2004 ihr Werk deutsch sprechenden Lesenden zugänglich gemacht.

⁶ Eine der Merkwürdigkeiten, die wir vielleicht zur Illusion ewiger Jugend rechnen könnten, ist besonders in den Texten aus Österreich bemerkbar, ist das Verhältnis zu den Kindern. Da ist einmal die große Zahl, die dem zukünftigen Österreich eine ziemlich junge Bevölkerungspyramide bescheren wird, denn jede der jungen Frauen sieht für sich mindestens zwei Kinder vor. Zum anderen das Alter der Kinder: Obwohl sich ja alle als Enddreißigerinnen denken müssen, haben sie (bis auf eine) ganz kleine Kinder zwischen Kindergarten und Schule. Bis auf die einmalige Erwähnung von „Kinderstress“ gelingt es allen, Beruf und Kinder problemlos zu denken. Selbst ein zweistündiger Arbeitstag ist dabei der Weg zum Erfolg.

Literatur

Bloch, Ernst: Tübinger Einleitung in die Philosophie, Frankfurt/M 1985.
Gschwandtner, Ulrike: „Wir schreiben

das Jahr 2023, der Wecker läutet gnadenlos...“ Salzburger SchülerInnen schreiben über einen Tag in ihrem Leben in 20 Jahren, unveröffentlichter Artikel, Salzburg 2003.

Haug, Frigga (Hg.): Frauenformen. Alltagsgeschichten und Entwurf einer Theorie weiblicher Sozialisation, Berlin 1980; 4. gänzlich überarbeitete und aktualisierte Auflage unter neuem Titel: Erziehung zur Weiblichkeit, Berlin und Hamburg 1991.

Kollontai, Alexandra: Die neue Moral und die Arbeiterklasse, Münster 1977.

Dr. Frigga Haug
Wittumshalde 5,
73732 Esslingen
Kontakt: frigga@haug@aol.com

Mag. Ulrike Gschwandtner
Solution,
Sozialforschung & Entwicklung
Paracelsusstr. 4/2
A-5020 Salzburg
Kontakt: gschwandtner@solution.co.at;
www.solution.co.at

Der Aufsatz bezieht sich auf das folgende vor kurzem erschienene Buch der beiden Autorinnen:

Frigga Haug/Ulrike Gschwandtner: Sternschnuppen. Zukunftserwartungen von Schuljugend heute, 167 Seiten, 9.90 •, Argument Verlag, Hamburg 2006, ISBN 388619471X



„Wie ein einsamer Ritt durch die Wüste“

Mangelnde Betreuung, fehlende institutionelle Einbindung und Kinderfeindlichkeit als Markenzeichen der deutschen DoktorandInnenausbildung

Der Beitrag¹ wendet sich der Identifizierung von Faktoren zu, welche die Promotions-situation und den Promotions-verlauf beeinflussen. Dabei werden auf der Grundlage von zwei standardisierten Promovierendenbefragungen an der Justus-Liebig-Universität Gießen sowohl geschlechtsspezifische als auch fachspezifische Unterschiede im sozialen Kapital von DoktorandInnen herausgearbeitet. Ein zusätzlicher Fokus liegt auf dem Aspekt der Elternschaft als Hemmnis einer akademischen Laufbahn. Die im Rahmen des Bologna-Prozesses geplanten Reformen des deutschen Hochschulwesens werden alt bekannten und mittels der aktuellen Untersuchungen neu aufgedeckten Defiziten der DoktorandInnenausbildung gegenübergestellt und unter gendersensiblen Gesichtspunkten hinsichtlich ihrer Verbesserungspotenziale analysiert.

Deutsche Universitäten nehmen wie kaum eine andere Organisation Chancengleichheit der Geschlechter als gegeben an und sind auf diskursiver Ebene nach innen und außen vom so genannten Unterschiedstabus dominiert. Die Hochschulstatistik spricht hingegen eine andere Sprache: Zwar beenden bundesweit etwa gleich viele Frauen wie Männer erfolgreich ein Hochschulstudium, im Verlauf akademischer Karrieren sinkt der Frauenanteil jedoch überproportional stark ab. Im Hinblick auf abgeschlossene Promotionen beträgt er nur noch 38% und fällt beim nächsthöheren Qualifikationsschritt, der Habilitation, auf 22%.² Besonders frappierend gestaltet sich hierzulande der unverändert geringe weibliche Anteil an den Professuren, der – obwohl die erfolgreiche Förderung von Frauen in Forschung und Lehre allgemein als ein Gradmesser für die Reformfähigkeit des in der Kritik stehenden deutschen Hochschulsystems angesehen wird (vgl. z.B. Bayrisches Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst 2004) – im Jahr 2003 bei insgesamt 12,8% lag (bei C4-Professuren sogar nur bei 8,2%). Die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) mahnte jüngst im

Rahmen der Exzellenzinitiative in Anlehnung an das Urteil auswärtiger Gutachter im Exzellenzwettbewerb bei verschiedenen Hochschulen an, dass der Aspekt der Gleichstellung in den Antragsskizzen völlig unzureichend behandelt worden sei. Wenn Deutschland 40% seines intellektuellen Potenzials nicht ausschöpfe, gefährde es den Aufstieg in die internationale Wissenschaftselite. Wie den Medien zu entnehmen war, schlägt der scheidende Präsident der DFG, Ernst-Ludwig Winnacker, deshalb die Einführung einer Frauenquote in der Wissenschaft vor und löste damit eine kontroverse Debatte in der Profession aus.

Aus der Perspektive weiblicher Promovierender bedeutet die Unterrepräsentation von Frauen in führenden Positionen des Hochschulbetriebs einen Mangel an Vorbildern für Karrierewege in der Wissenschaft. Ferner verfügen sie im Vergleich zu männlichen Promovierenden über geringere Möglichkeiten der Einbindung in gleichgeschlechtliche berufliche Netzwerke einerseits und treffen auf einen erschwerten Zugang zu den viel zitierten „boys' networks“ im nach wie vor männerdominierten Wissenschaftsbetrieb andererseits. Ob diese Gegebenheiten

von weiblichen Promovierenden als problematisch empfunden werden, ob sich männliche und weibliche Promovierende tatsächlich in Art und Umfang ihres sozialen Kapitals unterscheiden, und ob die Familiengründung vor oder während der Promotionsphase auf beide Geschlechter die gleichen Auswirkungen zeitigt, wird in diesem Beitrag nachfolgend datengestützt überprüft. Die zentralen Analyse-kategorien sind neben Geschlecht und Vorhandensein von Kindern das Fach. Letzteres ist analytisch relevant, da in den Geistes-, Gesellschafts- und Kulturwissenschaften die Promotion als Einzelarbeit den Regelfall darstellt, während in den naturwissenschaftlichen Fächern das Promotionsthema häufiger aus einem größeren Forschungsprojekt resultiert und somit mehrere potenzielle AnsprechpartnerInnen bei fachlichen Problemen mit der Dissertation zur Verfügung stehen. Das soziale Netzwerk könnte damit bei NaturwissenschaftlerInnen strukturell bedingt bereits größer ausfallen als bei Geistes- und GesellschaftswissenschaftlerInnen.

Des Weiteren werden in diesem Beitrag die empirischen Befunde zum Sozialkapital von Promovie-

renden in Relation zu den anvisierten Neuerungen im Promotionswesen gesetzt, wonach gemäß dem Vorbild der anglo-amerikanischen „doctoral studies“ auch in Deutschland zukünftig die Promotion stärker strukturiert und formalisiert erfolgen sowie idealiter zu mehr als zum Verfassen einer Dissertationsschrift qualifizieren soll. Der Beitrag will klären, welche Risiken und Chancen für die Partizipation und Repräsentation von Frauen in der Wissenschaft durch die Empfehlungen der Hochschulrektorenkonferenz und des Wissenschaftsrates bezüglich einer stärkeren Einbindung in Forschungsprojekte, einer Vernetzung von NachwuchswissenschaftlerInnen und dem Erwerb weiterführender fachlicher und überfachlicher Kompetenzen entstehen und wie sich die geplanten Neuregelungen zusätzlich auf die Situation von Promovierenden mit Kind(ern) auswirken könnten.

Datenbasis

Die Datengrundlage der vorliegenden Untersuchung liefert eine im Frühjahr 2004 an der Justus-Liebig-Universität Gießen durchgeführte repräsentative postalische Befragung von Promovierenden unterschiedlicher Fachbereiche.³ An dieser Umfrage nahmen 214 Personen teil (53% Männer und 47% Frauen). Ein knappes Drittel der befragten männlichen Promovierenden hatte zum Befragungszeitpunkt mindestens ein Kind, gleiches trifft auf 22% der befragten weiblichen Promovierenden zu. Ergänzt wird die Datenbasis um eine nicht repräsentative Online-Umfrage, die sich auf den Email-Verteiler des wissenschaftlichen Personals der Justus-Liebig-Universität Gießen, den Email-Verteiler des Graduiertenzentrums Giessener Kulturwissenschaften (GGK) und die Email-Adressen der Ta-

gungsteilnehmerInnen der von der Hans-Böckler-Stiftung und der Hesenstiftung „Familie hat Zukunft“ geförderten Konferenz des GGK „Promovieren mit Kind“ stützt. Die Online-Studie fand im Januar/Februar 2006 statt. An ihr partizipierten 268 Personen (34% Männer und 66% Frauen), wobei 24% der promovierenden Männer und 28% der promovierenden Frauen zum Befragungszeitpunkt mindestens ein Kind hatten.⁴

Fachliche Einbindung und Netzwerkstruktur

Der im Kontext fachlicher Einbindung und sozialer Netzwerke gebräuchliche Begriff des sozialen Kapitals beschreibt die Gesamtheit aller faktischen und potenziellen Ressourcen, die mit der Partizipation an einem Netz sozialer Beziehungen verbunden sind. Das Individuum profitiert von Sozialkapital und der Zugehörigkeit zu einer Gruppe, indem es Zugang zu Hilfeleistungen unterschiedlicher Art, zu Anerkennung und zu Wissen erhält. Der Umfang des sozialen Kapitals des Einzelnen hängt „sowohl von der Ausdehnung des Netzes von Beziehungen ab, die er tatsächlich mobilisieren kann, als auch von dem Umfang des (ökonomischen, kulturellen oder symbolischen) Kapitals, das diejenigen besitzen, mit denen er in Beziehung steht“ (Bourdieu 1992, S. 50).

Mit den Daten von 2004 ist eine Analyse egozentrierter Netzwerke möglich, d.h., es kann in Bezug auf konkrete Situationen beschrieben werden, an wen sich der/die Befragte in bestimmten Fällen in welcher Häufigkeit wendet. Damit wird gemäß der oben genannten Definition nur ein geringer Ausschnitt des theoretischen Konstrukts des Sozialkapitals abgebildet. Die Studie zeigt, dass weibliche Promovierende auf

einen größeren Personenkreis zurückgreifen, wenn sie fachlichen Rat benötigen oder sich in einem Motivationstief mit der Dissertation befinden als männliche Promovierende. Frauen geben außerdem häufiger als Männer an, motivationale Schwierigkeiten zu haben. Während beide Geschlechter sich hinsichtlich der Anzahl männlicher Netzwerkpartner nicht unterscheiden, wenden Doktorandinnen sich signifikant öfter auch an eine größere Anzahl weiblicher Personen in ihrem persönlichen Umfeld. Bezüglich der funktionalen Struktur des Netzwerkes und somit der Zusammensetzung desselben aus FreundInnen, KollegInnen, externen SpezialistInnen und Betreuungspersonen divergieren Doktorandinnen und Doktoranden nicht. Es liegen ebenfalls keine fachspezifischen Divergenzen im Sozialkapital vor. Insgesamt bestehen die sozialen Netzwerke Promovierender aber aus mehr männlichen als weiblichen Personen, was auf die Tatsache zurückzuführen ist, dass es sich, bedingt durch eine geringere Repräsentation von Frauen in führenden Positionen der Wissenschaft, sowohl bei den Betreuungspersonen als auch bei den externen Experten meist um Männer handelt. Doktorandinnen und Doktoranden mit Kind(ern) unterscheiden sich von denen ohne Kind(er) nur in einer Hinsicht in ihrem Netzwerkverhalten: sie wenden sich bei motivationalen Problemen mit der Dissertation eher nur an eine Person und bei dieser handelt es sich meist um den Doktorvater oder die Doktormutter, die diesbezüglich mehrmals im Jahr kontaktiert wird. Promovierende ohne Kind(er) suchen bei Motivationstiefs eher mindestens zwei Personen auf und dabei seltener die Betreuungsperson, welche im Durchschnitt auch nur einmal im Jahr in einer solchen Angelegenheit

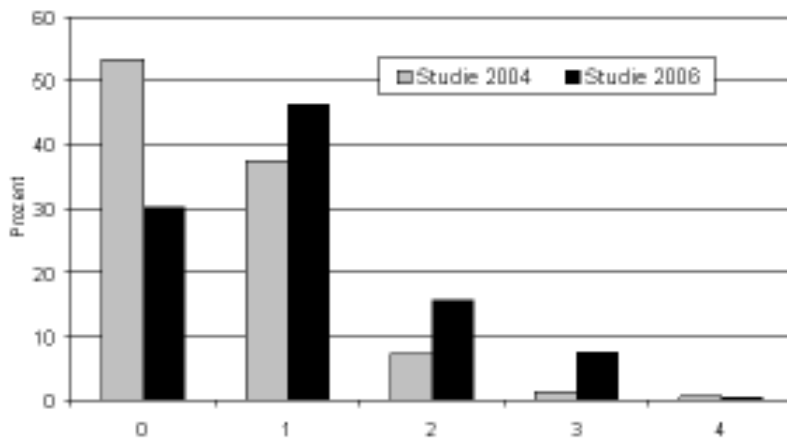


Abb. 1: Anzahl der institutionellen Einbindungen beim Promovieren

kontaktiert wird.

Wissenschaftliche Einrichtungen für Promovierende wie Graduiertenkollegs, Stipendiatentreffen, DoktorandInnenkolloquien, Graduiertenzentren etc. dienen dem Austausch von Ideen, Methodenkenntnissen und Lösungsansätzen bei inhaltlichen Forschungsproblemen. Sie können zugleich eine streng dyadische Beziehung zwischen DoktorandIn und BetreuerIn bei der Promotion aufheben und weitere Personen in den Promotionsprozess integrieren. Der Besuch dieser Einrichtungen führt somit häufig zu einer Erweiterung des sozialen Netzwerks der Promovierenden. Abbildung 1 belegt, dass von den im Jahr 2004 befragten Gießener DoktorandInnen 53% überhaupt nicht institutionell eingebunden sind. Knapp 38% besuchen zumindest eine der genannten Einrichtungen, die Mehrheit von ihnen DoktorandInnenkolloquien, welche zwar die fachliche Diskussion mit Gleichgestellten ermöglichen, nicht aber zu vermehrten Kontakten mit Höherqualifizierten wie ProfessorInnen oder externen ExpertInnen verhelfen. Sowohl hinsichtlich der Art der Einbindung als auch der Anzahl der Einbindungen bestehen keine geschlechtsspezifischen (vgl. auch Gerhardt u.a. 2005, S. 85) und

keine kindbezogenen Unterschiede, lediglich das Fach spielt insofern eine Rolle, als in der Studie von 2004 bei den NaturwissenschaftlerInnen der Anteil der Nicht-Eingebundenen mit 65% deutlich höher ausfällt. Für die nicht repräsentative Online-Studie 2006 können diesbezüglich keine validen Aussagen getroffen werden, da naturwissenschaftliche Promotionsfächer in der Stichprobe deutlich unterrepräsentiert sind. Abbildung 1 zeigt, dass von den TeilnehmerInnen an der Umfrage 2006 wesentlich weniger Personen nicht institutionell eingebunden sind, was aus dem beschriebenen Auswahlverfahren und der Beschaffenheit der Stichprobe resultiert. Das DoktorandInnenkolloquium wird dennoch am häufigsten als Ort der Vernetzung genannt, gefolgt vom Graduiertenkolleg und dem GGK. Das Geschlecht und das Vorhandensein von Kindern üben auch bei diesen Daten keinen Einfluss auf Art und Anzahl der Einbindungen aus.

Einschätzung des Betreuungsverhältnisses

Der in den in den Geistes-, Gesellschafts- und Kulturwissenschaften geforderte eigenständige Beitrag zur Wissenschaft in Form einer Einzelarbeit erzwingt einerseits ein hohes

Maß an Selbständigkeit der Promovierenden, während andererseits die dominierende Form der Einzelbetreuung durch den Doktorvater/die Doktormutter persönliche Abhängigkeiten konstituiert. Bei den naturwissenschaftlichen Fächern ist das Promotionsthema und damit letztlich auch die Promotion oftmals in einen größeren Forschungskontext eingebunden, was zwar ein geringeres Maß an Eigenständigkeit und zugleich die Verfügbarkeit mehrerer potenzieller AnsprechpartnerInnen bei fachlichen Problemen mit der Dissertation bedeutet, aber nicht zwangsläufig eine Abschwächung der Abhängigkeitsbeziehungen zum Betreuer bzw. zur Betreuerin garantiert.

Tabelle 1 verdeutlicht, dass die Unterstützung beim Promovieren durch den Doktorvater/die Doktormutter insgesamt nur mittelmäßig eingestuft wird, was sich mit den Befunden anderer Promovierendenbefragungen deckt (vgl. Gerhardt u.a. 2005). Bei den 2004 untersuchten Gießener Promovierenden ergeben sich darüber hinaus deutliche fachspezifische Unterschiede in der Beurteilung des Verhältnisses zur Betreuungsperson. Die Ergebnisse belegen auf statistisch signifikantem Niveau, dass NaturwissenschaftlerInnen sich eher durch den Doktorvater/die Doktormutter ermutigt sehen an Konferenzen und Weiterbildungskursen teilzunehmen. Sie erfahren außerdem eine stärkere Unterstützung bei Publikationen und bekommen häufiger Kontakte zu anderen ForscherInnen vermittelt als Promovierende aus den übrigen Fachbereichen. Die Kehrseite des engeren Kontakts zur Betreuungsperson manifestiert sich in einer höheren Wahrscheinlichkeit, Diskussionen mit dem Doktorvater/der Doktormutter als belastend und die Einflussnahme auf die eigene For-

Mein Doktorvater/meine Doktor Mutter ...	N	S
lässt mich selbständig arbeiten.	6,20*	6,60
lässt mir ausreichend Freiheit bei der inhaltlichen Gestaltung meiner Dissertation.	5,63*	6,09
fördert mit Ratschlägen den Fortgang meiner Dissertation.	4,86	4,68
unterstützt mich sehr.	4,38	4,27
hat ziemlich informellen Kontakt zu mir.	3,56	3,84
ermutigt mich, an Konferenzen teilzunehmen.	4,30*	3,70
bringt mich mit anderen ForscherInnen in Kontakt.	4,17**	3,32
hilft mir bei der Erstellung von Publikationen.	4,20**	3,30
führt Diskussionen mit mir, nach denen ich mich sehr gestresst fühle.	2,97*	2,30
ermutigt mich, an Weiterbildungskursen im Ausland teilzunehmen.	2,66*	2,13
zwingt mir viel zu oft seine/ihre Meinung auf.	2,56**	1,99
nimmt zu detailliert Einfluss auf die Forschung für meine Dissertation.	2,15*	1,74

Studie 2004; S = alle Fachbereiche außer Naturwissenschaften; N = Naturwissenschaften;
Antwortskala: 1= stimme überhaupt nicht zu bis 7= stimme voll zu; *** p < ,000 ** p < ,010 * p < ,050

Tab. 1: Beurteilung des Verhältnisses zur Betreuungsperson – Mittelwertvergleich NaturwissenschaftlerInnen (N) versus Promovierende sonstiger Fachbereiche (S), Studie 2004

schung als zu detailliert zu empfinden. Die Gruppe der NaturwissenschaftlerInnen verfügt darüber hinaus in ihrer subjektiven Wahrnehmung über geringere Freiheiten bei der inhaltlichen Gestaltung der Dissertation, ihr wird häufiger die Meinung des Doktorvaters/der Doktor Mutter aufgezwängt und sie kann etwas seltener selbständig arbeiten. Geschlechtsspezifische Unterschiede treten im Kontext der Beurteilung der Betreuungssituation nicht auf. Gleiches gilt für die Frage, ob und wie häufig die Betreuungsperson bei inhaltlichen Problemen kontaktiert wird. Benötigen Doktorandinnen und Doktoranden fachlichen Rat, wenden sich unabhängig von der Fachzugehörigkeit, dem Geschlecht und dem Vorhandensein von Kind(ern) etwa 82% an ihren Doktorvater/ihre Doktor Mutter. In der Häufigkeit der Kontaktaufnahme treten jedoch deutliche fachspezifische Unterschiede auf (vgl. Tabelle 2). Nicht-NaturwissenschaftlerInnen kontaktieren ihre Betreuungsperson überwiegend in einer Regelmäßigkeit von mehrmals jährlich (59,3%), während von den NaturwissenschaftlerInnen immer-

hin fast ein Viertel (23,1%) mehrmals im Monat inhaltliche Probleme der Dissertation mit der Betreuungsperson bespricht.

Aus empirischen Studien ist bekannt, dass Frauen einen höheren Bedarf an fachlichem Austausch über ihre Doktorarbeit bekunden und somit ebenfalls höhere Ansprüche an die Betreuung stellen (vgl. Holzbecher u.a. 2002). Da in der Gießener Untersuchung die Zufriedenheit mit dem Betreuungsverhältnis nicht erfragt wurde, muss unter Zuhilfenahme anderer Items der Giesener Studie die Gültigkeit der These von geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Anforderungen an das Betreuungsverhältnis indirekt über-

prüft werden. Dabei zeigt sich, dass Doktorandinnen tendenziell eher den Aussagen zustimmen, dass die Arbeit an der Dissertation ein „einsamer Ritt durch die Wüste“ sei, sie sich beim Promovieren „oft allein fühlen“ und sie zunehmend den Eindruck gewinnen, dass „promovieren zu schwer“ für sie sei. Auf statistisch signifikantem Niveau unterscheiden sie sich jedoch von den männlichen Doktoran-

den allein bezüglich der höheren Zustimmung zu der Aussage, dass ihnen der „richtige Durchblick“ bei der Forschung zu ihrer Dissertation fehle. Aus der sich hier andeutenden geschlechtsdifferenten Wahrnehmung eigener Unzulänglichkeiten und Selbstzweifel hinsichtlich der wissenschaftlichen Eignung ergibt sich unter der Zielsetzung einer stärkeren Repräsentation von Frauen im Wissenschaftsbetrieb Handlungsbedarf bei den Hochschulen. BetreuerInnen von Doktorarbeiten sollten sich die selbstkritischere Position von Frauen bewusst machen, denn „Gleichberechtigung der Geschlechter bedeutet in diesem Zusammenhang eine gezielte und ermuntern-

	Nicht-NaturwissenschaftlerInnen	NaturwissenschaftlerInnen
Einmal im Jahr	13,0	5,8
Mehrmals im Jahr	59,3	32,7
Einmal im Monat	17,9	13,5
Mehrmals im Monat	7,3	23,1
Einmal pro Woche	0,8	13,5
Mehrmals pro Woche	1,6	11,5

Tab. 2: Fachspezifische Unterschiede in der Kontakthäufigkeit zur Betreuungsperson bei fachlichen Problemen (Prozentangaben), Studie 2004

de Ansprache und Förderung von Frauen, da sie es weniger selbstverständlich als Männer ansehen, im Hochschulgeschehen willkommen zu sein“ (Holzbecher u.a. 2002, S. 112). Diese Forderung lässt sich zusätzlich durch eine Befragung von Hochschullehrerinnen stützen, die unter anderem äußere Anstöße wie die Ermutigung durch Dritte – häufig durch die Betreuungsperson – als ausschlaggebend für ihre erfolgreiche Laufbahn benennen (vgl. Schultz 1991, S. 54).

Publikationen und Konferenzteilnahmen

Die Wichtigkeit des Referierens, Publizierens und Zitiert-Werdens wird im Hochschulbetrieb einhellig als hoch eingeschätzt. Sie ergibt sich aus dem innerwissenschaftlichen Reputationssystem, welches Luhmann auf die Regel zurückführt, dass jede anerkannte Leistung unabhängig von Persönlichkeit und sozialer Herkunft das Ansehen steigert (vgl. Luhmann 1970). Doch selbst wenn Frauen in gleichem Maße Vorträge und Veröffentlichungen aufzuweisen haben wie ihre Kollegen, gelten sie in der männerdominierten Wissenschaft deshalb nicht zwangsläufig auch als gleich qualifiziert (vgl. Brouns 2004; Holland-Cunz 2005; Mohr 1987). In der Form der Anerkennung und nicht in der Leistung liegt somit die Möglichkeit der Ausgrenzung oder Karrierebehinderung von Frauen begründet. Hinzu kommen Mechanismen gegenseitiger Protegierung, von denen Wissenschaftlerinnen meist ausgeschlossen sind, wie die so genannten „Zitierkartelle“, die zugleich ein Beispiel gut funktionierender männlicher Netzwerkarbeit verkörpern (vgl. Schultz 1991, S. 8). Im Hinblick auf Geschlechtergleichstellung und somit die Steigerung weiblicher Partizipation und Repräsentation in Wissen-

schaft und Forschung muss daher zu bedenken gegeben werden, dass Anerkennungsdefizite und Diskriminierungswahrnehmungen Frauen bereits in der Promotionsphase in ihrer Selbsteinschätzung und ihrem professionellen Selbstvertrauen negativ tangieren können und auf diesem Wege letztlich ihre Karrierechancen verringern (vgl. auch Hoffmann-Lange/Holland-Cunz 2000).

Ein quantitativer Vergleich der Produktivität Gießener Promovierender zeigt, dass Männer – unabhängig davon in welchem Fach sie promovieren – insgesamt über eine größere Anzahl von Publikationen (durchschnittlich 6,8) verfügen als Frauen (durchschnittlich 5,2). Unter alleiniger Berücksichtigung der Veröffentlichung von Artikeln in nationalen und internationalen Zeitschriften verringert sich die Differenz (3,9 versus 2,8) zwischen den Geschlechtern leicht und sinkt knapp unter das statistische Signifikanzniveau von $p < 0,05$. Das Vorhandensein von Kindern im Haushalt scheint keinen wesentlichen Einfluss auf die Publikationsaktivitäten der Doktorandinnen und Doktoranden auszuüben. Die Anteile derjenigen, die bisher überhaupt nicht veröffentlicht haben, sind bei Männern und Frau-

en ungeachtet ihrer Zugehörigkeit zu einer Fachdisziplin und dem Vorhandensein von Kindern gleich groß (ca. 30%). Auch bezüglich der Einstellung zum Publizieren treten keine kindbezogenen sowie geschlechts- oder fachspezifischen Unterschiede auf. Die Zustimmung zu der Tatsache, dass Publizieren „nützlich und ein wichtiges Mittel zum Erhalt von Feedback“ sei, ist wie das Empfinden, Publizieren sei „stimulierend und motivierend“, relativ stark ausgeprägt. Die letztgenannte Haltung gegenüber dem Publizieren wirkt sich zudem nachweislich positiv auf die Menge der Publikationen und damit die konkrete Tätigkeit des wissenschaftlichen Schreibens aus.

Die Teilnahme an Konferenzen speziell mit eigener Vortragsaktivität schlägt sich in vielerlei Hinsicht vorteilhaft auf die akademische Laufbahn von Promovierenden nieder. Neben einer Stärkung des Selbstbewusstseins und der Rückkopplung von Forschungsergebnissen bietet sie die Gelegenheit, Kontakte zu knüpfen und das eigene soziale Netzwerk zu erweitern. Aus diesem Grund muss die Tatsache, dass unabhängig vom Geschlecht etwas mehr als die Hälfte der Gießener

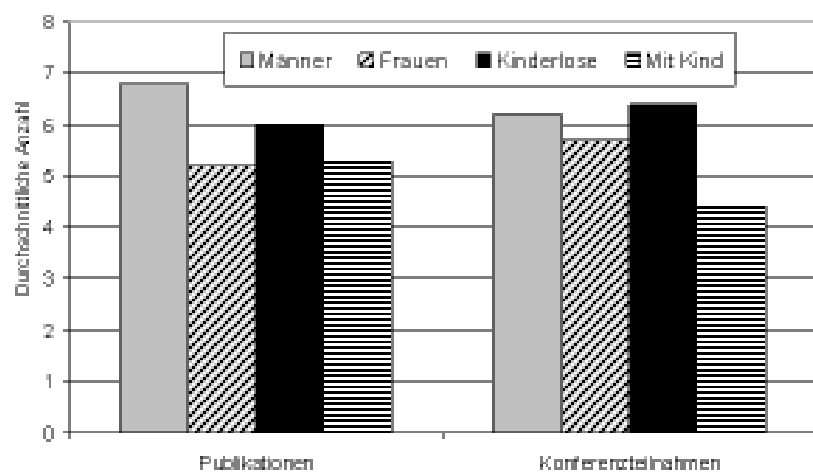


Abb. 2: Durchschnittliche Anzahl der Publikationen und Konferenzteilnahmen in den letzten drei Jahren nach Geschlecht und Vorhandensein von Kindern, Studie 2004

Promovierenden bisher weder auf internationalen noch auf nationalen Konferenzen einen Beitrag geleistet hat, kritisch bewertet werden. Signifikante geschlechtsspezifische Divergenzen ergeben sich lediglich bei der Vortragshäufigkeit auf nationalen Konferenzen, die bei Doktoranden höher ausfällt als bei Doktorandinnen. Da andere Untersuchungen die These stützen, dass Männer öfter referieren sowie häufiger explizit zu Kongressbeiträgen aufgefordert werden (vgl. Gerhardt u.a. 2005; Hoffmann-Lange/Holland-Cunz 2000), kann davon ausgegangen werden, dass diese Ergebnisse auf die Situation Gießener JungakademikerInnen übertragbar sind, sich aber aufgrund der kleinen Stichprobengröße nicht auf statistisch signifikantem Niveau mit dem vorhandenen Datenmaterial belegen lassen. Fachspezifische Besonderheiten hinsichtlich der Konferenzteilnahmen treten lediglich in Form eines häufigeren Konferenzbesuchs ohne eigene Vortragsleistung bei Nicht-NaturwissenschaftlerInnen im Vergleich zu NaturwissenschaftlerInnen auf. Ansonsten gleichen sich die Promovierenden der unterschiedlichen Fachdisziplinen stark in ihrer Vortragsaktivität. Die einzige Gruppe, die deutlich seltener an Konferenzen teilnimmt oder wegen latenter Vereinbarkeitsproblematiken von Familie und wissenschaftlicher Tätigkeit seltener teilnehmen kann, sind Promovierende mit Kind(ern). Um wissenschaftlich tätigen Eltern die Partizipation an Tagungen und Konferenzen zu erleichtern, müsste Kinderfreundlichkeit in Wissenschaft und Forschung ihren Ausdruck z.B. in der Bereitstellung von Kinderbetreuungsmöglichkeiten am Veranstaltungsort finden.

Einflussgrößen auf den Fortschritt des Promotionsvorhabens

Die subjektive Einschätzung des Fortschritts bei dem Verfassen der Dissertationsschrift wurde in der Untersuchung 2004 von den Befragten auf einer 10er Skala (1=sehr gut bis 10=überhaupt nicht gut) eingeordnet. Der arithmetische Mittelwert aller Promovierenden liegt bei 5,3. Es treten hierbei weder fach- noch geschlechtsspezifische Differenzen auf. Die Gründe für ein gutes oder schlechtes Vorankommen bei der Promotion sind sehr komplex und lassen sich aus den Angaben im Fragebogen nur bedingt herleiten. Folglich erklären die inferenzstatistischen Analysen der vorliegenden Daten lediglich 30% der Varianz, sie können aber dennoch signifikante Einflussgrößen auf den Verlauf der Promotion identifizieren. Tabelle 3 zeigt, dass institutionelle Einbindungen das Weiterkommen bei der Promotion eindeutig verbessern, ebenso wie ein häufiger Kontakt zum Doktorvater/zur

Doktormutter. Die Zahl der Ansprechpersonen bei inhaltlichen Problemen mit der Dissertation erweist sich hingegen als irrelevant. Neben fachlichem Rat sollte die Betreuungsperson dem/der Promovierenden größtmöglichen Freiraum zum selbständigen Arbeiten gewähren. Dies kommt besonders bei denjenigen Personen positiv zum Tragen, die sich gut selbst motivieren können, was insgesamt die wichtigste Voraussetzung für zügiges Promovieren zu sein scheint. Eine rege Publikations- sowie Konferenztätigkeit könnte theoretisch in beiderlei Richtungen Effekte auf den Fortschritt der Dissertation zeitigen. Laut Regressionsanalyse (OLS) bewirken viele Veröffentlichungen parallel zur Doktorarbeit eher eine Verlangsamung der Promotionsgeschwindigkeit, während häufigere Konferenzteilnahmen eher zu einer Beschleunigung führen. Beide Befunde sind jedoch statistisch nicht signifikant. Eine Erwerbstätigkeit übt erstaunlicher Weise keinen negativen Einfluss auf den subjektiv wahrgenomme-

Modell	Beta-Koeffizient
Sozialstrukturelle Faktoren	
Kind(er) vorhanden ¹	,130 *
Erwerbstätigkeit ²	,068
Netzwerk-Faktoren	
Anzahl der institutionellen Einbindungen	-,178 *
Anzahl der Kontaktpersonen bei fachlichen Problemen	,061
Kontakthäufigkeit zur Betreuungsperson bei fachlichen Problemen	-,171 *
Sonstige Leistungen	
Anzahl der Publikationen	,088
Anzahl der Konferenzteilnahmen	-,140
Promotionsituation/Persönlichkeit	
Mein Doktorvater/meine Dozentin lässt mich selbständig arbeiten (S1)	-,140 *
Bei den Arbeiten an meiner Dissertation fühle ich mich oft allein (S1)	,176 *
Ich habe zunehmend den Eindruck, dass promovieren zu schwer für mich ist (S1)	,188 *
Ich kann mich sehr gut selbst motivieren (S2)	-,197 ***

Signifikanz: *** $p < ,000$; ** $p < ,010$; * $p < ,050$; Referenzkategorie: ¹keine Kinder; ²nicht erwerbstätig
Skalen: S1: 1= stimme überhaupt nicht zu bis 7=stimme voll zu; S2: 1=trifft überhaupt nicht zu bis 8=trifft voll zu; Studie 2004

Tab. 3: Einflussfaktoren auf die subjektive Einschätzung des Fortschritts der Promotion (Regressionsanalyse OLS), Studie 2004

nen Fortschritt der Dissertation aus, was eventuell auf methodische Gründe zurückgeht und an der groben Abfrage des Erwerbsstatus liegt. Besonders hemmend für den Promotionsprozess gestalten sich indes das Vorhandensein von Kindern, das Gefühl von Einsamkeit sowie das der Überforderung. Weitere persönliche Merkmale (Alter, Geschlecht, Familienstand etc.) sowie Einstellungen zum Promovieren, Publizieren und zur Erwerbsarbeit wurden zwar in Modellrechnungen getestet, spielen aber bei der subjektiven Bewertung des Promotionsfortschritts keine ausschlaggebende Rolle.

Die dargelegten Resultate stützen die Vermutung, dass neben der Fähigkeit zur Eigenmotivation insbesondere der Betreuungssituation und dem Feedbackprozess beim wissenschaftlichen Arbeiten eine erhebliche Bedeutung für das erfolgreiche und zeitnahe Promovieren zukommt. Das soziale Netzwerk erfüllt allein in Form seiner institutionalisierten Kontakte (Graduiertenzentren, DoktorandInnenkolloquien etc.) eine wichtige Funktion für Promovierende. Die so genannten „boys' networks“ wie auch die „loosen Bindungen“ (Granovetter 1973) zu externen SpezialistInnen und anderen, speziell höhergestellten WissenschaftlerInnen gewinnen scheinbar erst nach der Promotion und somit in einem späteren Stadium der akademischen Laufbahn karriere- und erfolgsförderndes Gewicht. Kinder erweisen sich hingegen als fortschrittshemmender Faktor beim Promovieren.

In der Online-Befragung 2006 wurde anhand einer 7er Skala (1=überhaupt nicht zufrieden bis 7=sehr zufrieden) nach der Zufriedenheit mit dem Fortschritt der Dissertation gefragt. Hierbei treten keine Unterschiede zwischen Kinderlosen

und Befragten mit Kind(ern) auf, beide Gruppen erreichen einen Mittelwert von 4,0. Bei dieser subjektiven Zufriedenheitseinstufung spielen weder Geschlecht, noch Anzahl der Kinder, noch die Anzahl der Arbeitsstunden, noch die Anzahl der institutionellen Einbindungen eine wesentliche Rolle. Zwar rufen mehr institutionelle Einbindungen etwas mehr Fortschrittszufriedenheit hervor sowie mehr Arbeitsstunden sich leicht negativ auf die Zufriedenheit mit dem Vorwärtkommen bei der Dissertation auswirken, wenn die genannten Faktoren in einer multiplen linearen Regressionsanalyse alle untereinander kontrolliert werden, bleibt jedoch allein die Zufriedenheit mit der zur Verfügung stehenden Zeit als ausschlaggebender Faktor auf statistisch signifikantem Niveau bestehen. In der Zufriedenheit mit der zur Verfügung stehenden Zeit zum Promovieren wiederum unterscheiden sich DoktorandInnen mit und ohne Kind(er) nicht, ebenso wie in beiden Gruppen etwa gleich viele Personen – nämlich ca. 70% – regelmäßig an der Dissertation arbeiten. Die der Fortschrittszufriedenheit zugrunde liegende Logik scheint daher zu sein, dass es unabhängig von der tat-

sächlich zur Verfügung stehenden Zeit auf das regelmäßige Arbeiten an der Dissertation und das Einhalten selbst entworfener Zeitpläne ankommt. Unter Umständen kalkulieren also Promovierende mit Kind(ern) von vornherein mehr Zeit für das Abfassen ihrer Dissertationschrift ein und reagieren genau wie Kinderlose erst dann unzufrieden, wenn der Zeitplan sich nicht realisieren lässt. Leider fehlt es zur Überprüfung dieser Hypothese an Informationen über die konkreten Arbeitspläne der Befragten sowie an Daten zur tatsächlichen Promotionsdauer von DoktorandInnen mit Kind(ern) im Vergleich zu jenen ohne Kind(er). Identifizierbar sind allerdings interessante, wenn auch nicht unerwartete geschlechtsspezifische Unterschiede hinsichtlich der Kontinuität der wissenschaftlichen Tätigkeit von Eltern: männliche Promovierende mit Kind(ern) arbeiten überdurchschnittlich häufig regelmäßig an der Dissertation (86,4%), was auf eine Auslagerung der Kinderbetreuungsleistung auf die Partnerin hindeutet, während weibliche Promovierende mit Kind(ern) hingegen unterdurchschnittlich häufig regelmäßig ihre Weiterqualifizierung vorantreiben (62,5%).

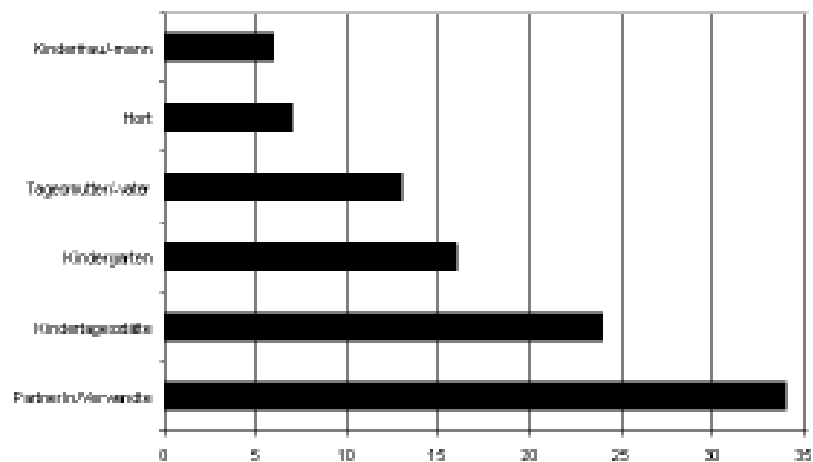


Abb. 3: Betreuungsmöglichkeiten – Anzahl der Nennungen, Studie 2006

Die Situation der Promovierenden mit Kind(ern)

In der speziell auf die Erfassung der Situation von Promovierenden mit Kind(ern) ausgerichteten Online-Umfrage von 2006 geben 73 von 268 Befragten an, dass sie mit eigenen Kindern in einem gemeinsamen Haushalt leben. 58 % dieser 73 Be-

fragten haben ein Kind, 36% haben zwei Kinder und 6% haben mehr als zwei Kinder. Aufgrund der Tatsache, dass 90% der befragten Promovierenden 35 Jahre und jünger sind, ist das Gros der Kinder unter 6 Jahre, so dass in den meisten Fällen Betreuungsarrangements notwendig sind, um einer Erwerbstätigkeit nachzugehen und/oder „in Ruhe“ promovieren zu können. 34 Personen greifen dabei auf eine einzige Betreuungsmöglichkeit zurück, 21 Personen nutzen zwei Betreuungsmöglichkeiten und 10 Personen rekurren auf drei und mehr Betreuungsmöglichkeiten.

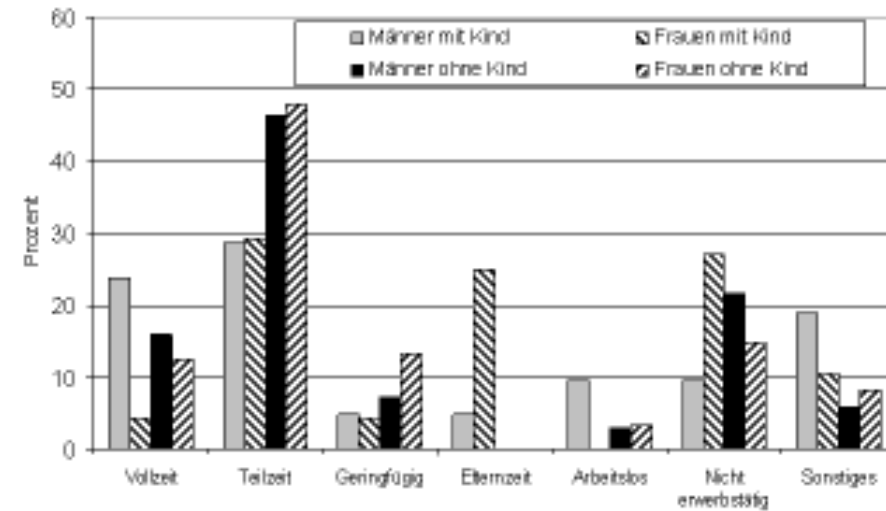


Abb. 4: Erwerbsstatus nach Geschlecht und Vorhandensein von Kind(ern), Studie 2006

fragten haben ein Kind, 36% haben zwei Kinder und 6% haben mehr als zwei Kinder. Aufgrund der Tatsache, dass 90% der befragten Promovierenden 35 Jahre und jünger sind, ist das Gros der Kinder unter 6 Jahre, so dass in den meisten Fällen Betreuungsarrangements notwendig sind, um einer Erwerbstätigkeit nachzugehen und/oder „in Ruhe“ promovieren zu können. 34 Personen greifen dabei auf eine einzige Betreuungsmöglichkeit zurück, 21 Personen nutzen zwei Betreuungsmöglichkeiten und 10 Personen rekurren auf drei und mehr Betreuungsmöglichkeiten.

Abbildung 3 zeigt, welche Institutionen bei der Kinderbetreuung von den Promovierenden am häufigsten genutzt werden. Eindeutig an erster Stelle steht dabei

ment lässt sich ablesen, inwieweit Promovierende eine traditionelle geschlechtsspezifische Aufgabenteilung praktizieren oder sich bei diesem Personenkreis egalitäre Modelle ausgeformt haben. Abbildung 4 verdeutlicht, dass Promovieren mit

Kind(ern) kein geschlechtsneutrales Thema darstellt. Bei Betrachtung des Erwerbsstatus der Befragten nach Geschlecht und nach dem Vorhandensein von Kindern wird offensichtlich, dass Promovierende mit Kind(ern) eine klassische Tradierung der geschlechtstypischen Rollenmuster aufweisen. Männer mit Kind(ern) nehmen deutlich seltener Elternzeit in Anspruch und sind dafür eher Vollzeit erwerbstätig als Frauen. Weibliche Promovierende mit Kind(ern) arbeiten hingegen seltener Vollzeit, scheiden häufiger wegen Elternzeit vorübergehend aus dem Erwerbsleben aus oder ziehen sich ganz vom Arbeitsmarkt zurück, wie der vergleichsweise hohe Prozentsatz an Nichterwerbstätigen in dieser Gruppe belegt. Bei den kinderlosen Promovierenden treten hingegen keine geschlechtsspezifischen Unterschiede im Erwerbsverhalten auf.

Da Geschlechterarrangements fokussiert werden sollen, muss folglich auch der Erwerbsstatus des jeweiligen Partners/der Partnerin in die Analyse einbezogen werden (Abbildung 5). Berücksichtigung finden – wie auch bei der vorangegan-

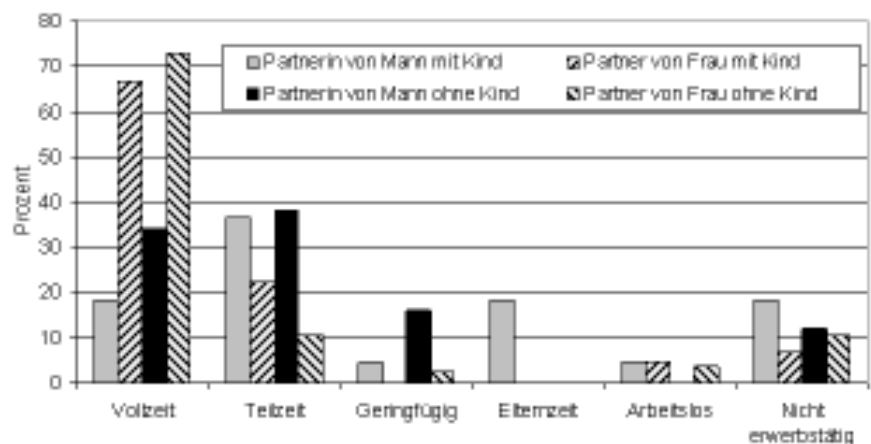


Abb. 5: Erwerbsstatus der Partnerin/des Partners nach Geschlecht und Vorhandensein von Kind(ern), Studie 2006

genen Auswertung – immer nur diejenigen Personen, die auch über einen festen Partner/eine feste Partnerin verfügen. Bei den Promovierenden mit Kind(ern) handelt es sich hierbei um die überwiegende Mehrheit, nämlich um 97%. Von den Promovierenden ohne Kind(er) leben 70% in einer Partnerschaft, davon nur 40% in einem gemeinsamen Haushalt. Abbildung 5 untermauert, was sich bereits in Abbildung 4 andeutet, nämlich das auch bei promovierenden JungakademikerInnen klassische Geschlechterarrangements den Normalfall darstellen.

Die Partnerinnen der 2006 online befragten promovierenden Männer mit Kind(ern) sind überwiegend Teilzeit erwerbstätig oder verteilen sich gleichmäßig auf die Kategorien Vollzeit erwerbstätig, in Elternzeit oder nicht erwerbstätig. Die Partner der promovierenden Frau-

Die promovierenden Männer ohne Kind(er) haben hingegen recht häufig eine Partnerin, die Teilzeit erwerbstätig, geringfügig beschäftigt oder nicht erwerbstätig ist. Lediglich in 34% der Fälle sind die Partnerinnen von kinderlosen männlichen Doktoranden Vollzeit erwerbstätig.

Wie Abbildung 6 belegt, erweist sich die Zufriedenheit mit der Kinderbetreuungssituation zwar insgesamt als sehr heterogen, zwischen den befragten promovierenden Frauen und Männern treten jedoch keine signifikanten Unterschiede auf, was in letzter Konsequenz auch bedeutet, dass ein Großteil beider Geschlechter mit dem gewählten Arrangement hinsichtlich der Verteilung von Erwerbsarbeit und Kinderbetreuungsarbeit in der Partnerschaft einverstanden ist. Zur allgemeinen Verbesserung der Promotionsituation von Eltern wurden

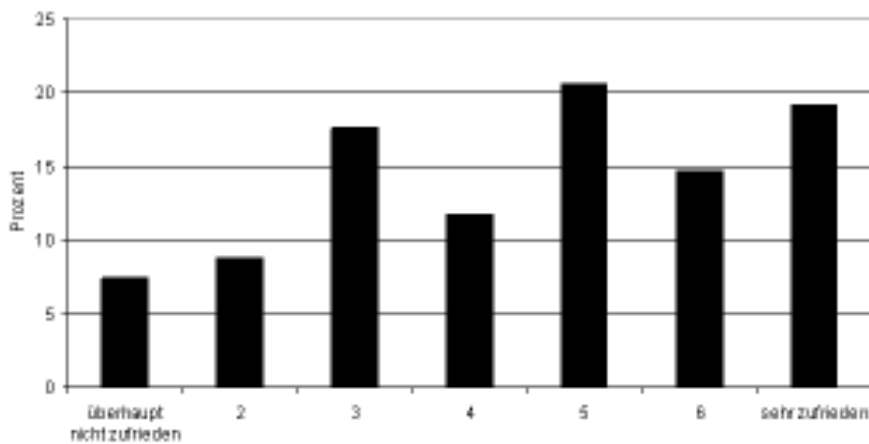


Abb. 6: Zufriedenheit mit der Kinderbetreuungssituation, Studie 2006

en mit Kind(ern) gehen hingegen mehrheitlich, nämlich zu 67%, einer Vollzeiterwerbstätigkeit nach oder arbeiten Teilzeit. Bei den Kinderlosen sind die Geschlechterarrangements ähnlich traditionell. 73% der promovierenden Frauen ohne Kind(er) leben mit einem Vollzeit erwerbstätigen Partner zusammen.

auf der eingangs erwähnten Konferenz des GgK „Promovieren mit Kind“ zahlreiche Vorschläge entwickelt, die zugleich nicht nur auf eine fehlende Gleichstellungspolitik an Hochschulen, sondern auch auf eine mangelnde Kinderfreundlichkeit derselben hinweisen.

Konsequenzen des Bologna-Prozesses für Promovierende mit und ohne Kind(er)

Der 1999 initiierte und bis heute unvollendete Bologna-Prozess zielt auf eine Harmonisierung und Internationalisierung des europäischen Hochschulraumes. Er hat in vielen Bereichen zu tiefgreifenden Reformen des nationalen Hochschulsystems geführt. Anders als die Implementierung von Bachelor- und Master-Studienabschlüssen, die Modularisierung von Studiengängen sowie die Einführung eines Leistungspunktesystems (ECTS) befindet sich die Reform der DoktorandInnenbildung jedoch erst in der Anfangsphase, weshalb meist auf der Grundlage von Positionspapieren und Stellungnahmen argumentiert werden muss.

In den Vorschlägen der Hochschulrektorenkonferenz und des Wissenschaftsrates zur Umsetzung der Beschlüsse von Bologna bei der DoktorandInnenbildung wird die Dissertation weiterhin als Kernstück der Promotion in der deutschsprachigen Hochschullandschaft festgeschrieben, der Zugang zur DoktorandInnenbildung und die Struktur derselben sollen jedoch transparenter und verbindlicher gestaltet werden (vgl. Wissenschaftsrat 2002; Rektorenkonferenz der Schweizer Universitäten u.a. 2004). Das Modernisierungsbestreben manifestiert sich in Deutschland in der

Fünften Novellierung des Hochschulrahmengesetzes und dem dort verankerten einheitlichen DoktorandInnenstatus, der für Promovierende größere Rechte aber auch in den jeweiligen Promotionsordnungen der Universitäten neu formulierte Verpflichtungen mit sich bringt. Der DoktorandInnenstatus wird von

den JungakademikerInnen in der GEW begrüßt und als Mittel zur Durchsetzung einer frühestmöglichen Selbständigkeit des wissenschaftlichen Nachwuchses erachtet (vgl. GEW-Projektgruppe DoktorandInnen 2005). Vorteilhaft an dem Instrument des DoktorandInnenstatus ist neben mehr Klarheit und der gruppenrechtlichen Zuordnung der DoktorandInnen die Möglichkeit der zahlenmäßigen Erfassung derselben sowie – nach einer entsprechenden Änderung des Hochschulstatistikgesetzes – die Erhebung von Daten über die Finanzierung der Promotionsphase. Da die Art der Sicherung des Lebensunterhalts nachweislich einen erheblichen Einfluss auf den Verlauf der Promotion nimmt (vgl. Gerhardt u.a. 2005, S. 92ff.), könnten durch statistische Erhebungen Missstände und soziale Ungleichheit aufgedeckt und durch gezielte Förderung reduziert werden, was nicht zuletzt für Promovierende mit Kind(ern) und deren erhöhten Finanzbedarf von Bedeutung sein könnte.

Die gleichfalls in den Papieren formulierte kompetitive Auswahl der PromovendInnen soll zukünftig nach eindeutigen Kriterien erfolgen, was letztlich bedeutet, dass in denjenigen Bereichen, in denen bisher mittels Kooptation vor Ort rekrutiert wurde, nun ein nationaler oder gar internationaler Markt entstehen muss. Die Relevanz „guter Beziehungen“, die in einer männlich geprägten Hochschullandschaft als Männer-Netzwerke zu verstehen sind, könnte abnehmen, so dass weibliche Promovierende zukünftig auf weniger strukturelle Nachteile treffen. Bis dato fördern bestehende Netzwerke von Männern mehrheitlich Männer, was aufgrund des hierarchisch angelegten Hochschulsystems die Abhängigkeit junger WissenschaftlerInnen von ihren Be-

treuungspersonen zu einem zentralen Element der Karriere macht (vgl. Brouns 2004, S. 44). Die Einrichtung internationaler Graduiertenkollegs bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft ist als ein erster Schritt in Richtung dieser neuen Rekrutierungsstrategien zu begreifen. Sie trägt sowohl zur Formalisierung und Vereinheitlichung der Annahmekriterien als DoktorandIn als auch zur Gewährleistung der europäischen Dimension der Ausbildung bei. Derart institutionalisierte Kontexte können den geforderten Erwerb fachspezifischer Auslandserfahrungen und eine interdisziplinäre und interkulturelle Ausrichtungen eher ermöglichen als befristete Mitarbeiterstellen an Universitäten. Bei Letzteren erfolgt keine systematische Ausbildung und Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses (vgl. Enders 2005), sondern bedingt durch die sich verschärfende finanzielle Situation der Hochschulen nimmt die Lehrbelastung und die Verpflichtung zur Mitwirkung an universitären Selbstverwaltungsaufgaben zu und behindert eine zielorientierte Weiterqualifizierung. Darüber hinaus orientieren sich die Arbeitsbedingungen an Hochschulen am Leitbild männlicher und somit kontinuierlicher und von Reproduktionsaufgaben weitgehend befreiter Erwerbsbiographien (vgl. Interdisziplinäres Netzwerk THESIS für Promovierende und Promovierte e.V. 2003). Die Förderlinie von Graduiertenzentren im Rahmen der Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder, welche die Universitäten zur Einrichtung von Graduiertenschulen und einer qualitativ besseren Nachwuchsförderung ermutigt, ist unter dem Gesichtspunkt der Systematisierung daher zu befürworten, wengleich sie als Elitenförderung den wesentlich breiteren Bedarf an Verbesserungen im Bereich der

DoktorandInnenausbildung nicht zu bewältigen vermag. Je nach konkreter Ausgestaltung und Gendersensibilität der Statuten der Graduiertenzentren könnte Promovieren in einem solchen Kontext mehr Chancen für Eltern bieten und geeigneter erscheinen als befristete Mitarbeiterstellen an Hochschulen oder andere, unstrukturierte, isolierte und durch eine Mixtur von außeruniversitärer Erwerbstätigkeit und „Gelegenheitspromoviererei“ geprägte Konstruktionen, die für das deutsche Promotionswesen so typisch sind (vgl. Nünning/Sommer 2004) und insbesondere die Promotionsdauer von Eltern ungünstig beeinflussen.

Ein weiterer wesentlicher Bestandteil des angestrebten Paradigmenwechsels in der DoktorandInnenausbildung ist die Vermittlung von über das Spezialwissen der Dissertation hinausgehenden Fachkenntnissen sowie Schlüsselqualifikationen in Form von Analyse- und Vermittlungskompetenz (vgl. Wissenschaftsrat 2002, S. 45; Rektorenkonferenz der Schweizer Universitäten u.a. 2004). Begleitend zu den weiterhin erforderlichen Lehrerfahrungen muss infolgedessen die Gelegenheit gegeben sein, an (inter-)nationalen Forschungskooperationen zu partizipieren und Kontakte zu anderen WissenschaftlerInnen herzustellen. Hierbei handelt es sich um einen Aspekt, der in der vorangegangenen Analyse der aktuellen Situation Gießener Promovierender für Männer und Frauen gleichermaßen als deutlich verbesserungswürdig identifiziert wurde. Der Wissenschaftsrat fordert gleichzeitig die Aneignung von Projektmanagementfähigkeiten und wendet sich damit gegen eine alleinige Ausrichtung des Qualifikationsprofils von DoktorandInnen an einer wissenschaftlichen Laufbahn (vgl. Wissen-

schaftsrat 2002). Aus weiblicher Perspektive könnte diese partielle Orientierung am Ausbildungsbedarf der Wirtschaft die Gefahr der fortschreitenden Konzentrierung von Forschungsgeldern in männerdominierten technisch-naturwissenschaftlichen Bereichen bedeuten.

Die Promotionsdauer zählt zu den meistdiskutierten Schwachpunkten der deutschen DoktorandInnenausbildung und liegt deutlich über dem europäischen Durchschnitt. Insbesondere in geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächern verstreicht bereits bei dem Übergang vom Studium zur Promotion wertvolle Zeit (vgl. Nünning/Sommer 2004). In Zukunft soll die Promotion auf etwa drei Jahre begrenzt werden, was unter anderem durch eine intensive Betreuung und Begleitung der Promovierenden durch ein Team von erfahrenen WissenschaftlerInnen, einen formalisierten Rahmen (Promotionskollegs, Graduiertenschulen) sowie verpflichtende Zwischenbewertungen des Fortschritts bei der Dissertation gewährleistet werden soll (vgl. Rektorenkonferenz der Schweizer Universitäten u.a. 2004; Wissenschaftsrat 2002, S. 45ff.). Eine stärkere Strukturierung der Promotion kommt insbesondere den Wünschen von Frauen entgegen, die in der Gießener Promovierendenbefragung mehr als die Männer einen fehlenden Überblick bei ihrem Promotionsvorhaben beklagen (vgl. auch Abels 2003). Durch ein verbindliches Feedback werden gegenseitige Verantwortlichkeiten festgeschrieben und dennoch selbständiges wissenschaftliches Arbeiten gefördert, welches von den hochschulpolitischen Gremien verlangt und Promovierenden beider Geschlechter laut Umfrage gewünscht wird (vgl. auch Gerhardt u.a. 2005, S. 93). Die 3-Jahres-Regelung der Promotion

und die Vergabepaxis von Stipendien sollte allerdings wie die 12-Jahres-Regelung für wissenschaftliches Personal an Hochschulen und außeruniversitären Forschungsinstituten bei Vorhandensein von Kind(ern) an die realen Gegebenheiten angepasst werden. Erst kürzlich wurde das Gesetz zu Zeitarbeitsverträgen in der Wissenschaft modifiziert und sieht nun vor, dass NachwuchswissenschaftlerInnen mit Kind(ern) ihre Qualifizierungsphase über die 12-Jahres-Regelung hinaus pro Kind um 2 Jahre verlängern können.

Wenn die Empfehlungen der Hochschulrektorenkonferenz und des Wissenschaftsrates zur DoktorandInnenausbildung von den Bundesländern und den einzelnen Universitäten vollständig umgesetzt werden und sie parallel weitere gendersensible und kinderfreundliche Korrekturen erfahren, könnten die angestrebten Reformen im Bologna-Prozess der bestehenden strukturellen Benachteiligung von Frauen im Wissenschaftsbetrieb zumindest in einigen Bereichen entgegenwirken. Die intransparenten Strukturen und von Abhängigkeit und Nepotismus geprägten Wege zu akademischen Erfolgen, von denen Brouns stellvertretend für viele AutorInnen behauptet, dass „women seem to have less information on how to handle these shadowy pathways than men“ (Brouns 2004, S. 40), müssen zwangsläufig abgeschafft werden, wenn es den Universitäten und der deutschen Gesellschaft Ernst ist mit Geschlechtergleichstellung und der „Bekämpfung“ einer vermeintlich weit verbreiteten Kinderlosigkeit von Akademikerinnen.

Mehr Transparenz und die Festbeschreibung formaler Kriterien sowohl bei der Annahme zur Promotion als auch bei der Beurteilung nachfolgender Leistungen könnte

sich aus weiblicher Perspektive positiv auf die Zuschreibungs- und Anerkennungsprozesse wissenschaftlicher Kompetenz auswirken. Diese sind gegenwärtig weit davon entfernt, objektiv und somit geschlechtsneutral zu erfolgen (vgl. Hasenjürgen 1996). Empirische Untersuchungen belegen vielmehr, dass Doktorandinnen häufiger als Doktoranden angesichts fehlender Wertschätzung ihrer wissenschaftlichen Arbeiten sowie ihres Engagements in der Lehre das Promotionsvorhaben frühzeitig abbrechen (vgl. Andresen 2004).

Einige der aufgezählten Reformgedanken würden bei konsequenter Umsetzung den Einfluss rein männlich dominierter Netzwerke im Wissenschaftsbereich reduzieren, während Frauen gleichzeitig aufgrund der anvisierten verbesserten Betreuungssituation in der Promotionsphase leichter Zugang zu bestehenden Netzwerken erhielten und auch untereinander eher in der Lage wären, „girls' networks“ zu bilden. Wie die ungleich stärkere Abhängigkeit Promovierender mit Kind(ern) von der wissenschaftlichen und teilweise darüber hinausgehenden Betreuung durch HochschullehrerInnen einerseits sowie von der Existenz und der Qualität partnerschaftlicher Unterstützungsleistungen andererseits entschärft werden könnte, ist von den führenden hochschulpolitischen Gremien bisher wenig thematisiert worden. Konzeptionelle Entwürfe hierzu gehen überwiegend von den Betroffenen selbst aus und beinhalten Forderungen nach kinderfreundlicheren Strukturen und Verfahren in der Wissenschaft sowie eine Optimierung der öffentlichen Kinderbetreuungsmöglichkeiten und sonstiger infrastruktureller Rahmenbedingungen. Zusätzlich visieren speziell promovierende Mütter einen gesellschaftlichen Leitbild-

wandel im Bereich der Geschlechterrollen und eine Abkehr von der männlich geprägten Lesart akademischer Werdegänge an (vgl. Interdisziplinäres Netzwerk THESIS für Promovierende und Promovierte e.V. 2003). Ein derartiger Wandel wird jedoch vor dem Hintergrund der Erfahrungen mit der Reformfähigkeit des deutschen Hochschulwesens – wenn überhaupt – voraussichtlich nur im Schnecken tempo erfolgen.

Anmerkungen

¹ Teile des Beitrags erschienen in gekürzter Form als Aufsatz mit dem Titel „Unterschiede im sozialen Kapital von Doktorandinnen und Doktoranden (?““, in: Ruhl, Kathrin u.a. (Hg.): Herausforderungen an politische Kultur und demokratisches Regieren heute, Münster u.a. 2006, S. 89-102..

² Die Zahlen entstammen der Hochschulstatistik des Statistischen Bundesamtes und beziehen sich auf das Jahr 2003. Bei Auslassung medizinischer Fächer, speziell der Veterinärmedizin, würde die Promotionsquote von Frauen deutlich sinken (vgl. Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung 2005).

³ Die Befragung wurde unter der Leitung von Frau Prof. Dr. Dagmar Krebs (Institut für Soziologie, Justus-Liebig-Universität Gießen) durchgeführt und ist ein Teilprojekt der internationalen Studie „INSOC - International Network on Social Capital and Performance“. Bei der Erhebung wurden alle Promovierenden der Fachbereiche Geisteswissenschaften, Gesellschafts- und Kulturwissenschaften, Sprachwissenschaften, Agrarwissenschaften, Ökotoxikologie, Umweltmanagement, Wirtschaftswissenschaften und Naturwissenschaften mit Ausnahme der Fächer Psychologie, Medizin, Veterinärmedizin, Sportwissenschaften und Rechtswissenschaften angeschrieben, die sich 1998 oder später

zur Promotion angemeldet hatten und sich zum Zeitpunkt der Erhebung noch in der Promotionsphase befanden.

⁴ Der Personenkreis beider Umfragen kann in geringem Umfang Überschneidungen aufweisen, die aus methodischen Gründen jedoch nicht überprüfbar sind.

Literatur

Abels, Gabriele: Forschungsbericht zur Situation von Promovierenden an der Fakultät für Soziologie unter besonderer Berücksichtigung promovierender Frauen. Ergebnisse einer Befragung der Gleichstellungskommission im Sommersemester 2002, Bielefeld 2003 (<http://www.uni-bielefeld.de/soz/frauen/pdf/abschlussbericht.pdf>).

Andresen, Henrike: Promotionsförderung und Geschlecht. Ergebnisse einer empirischen Studie und Folgerungen für die Praxis, in: Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien, Jg. 22, Heft 1, 2004, S. 147-149.

Bayrisches Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst: „Immer mehr Frauen promovieren“, Pressemitteilung vom 27.12.2004.

Bourdieu, Pierre: Die verborgenen Mechanismen der Macht, Hamburg 1992.

Brouns, Margo: Excellence and Transparency in the 21st Century: Minimizing Gender Bias, in: Noeres, Dorothee/Kirschbaum, Almut (Hgg.): Promotionsförderung und Geschlecht. Ergebnisse einer empirischen Studie und Folgerungen für die Praxis, Oldenburger Beiträge zur Geschlechterforschung, Band 1, Oldenburg: ZFG, 2004, S. 37-52.

Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung: Frauen in Führungspositionen an Hochschulen und außerhochschulischen Forschungseinrichtungen. Neunte Fortschreibung des Datenmaterials. Materialien zur Bildungsplanung und zur Forschungs-

förderung, Heft 129, Bonn 2005, <http://www.blk-bonn.de/papers/heft129.pdf>, 20.10.2006.

Enders, Jürgen: Brauchen die Universitäten in Deutschland ein neues Paradigma der Nachwuchsausbildung?, in: Bayrisches Staatsinstitut für Hochschulforschung und Hochschulplanung: Beiträge zur Hochschulforschung, Jg. 27, Nr. 1, 2005, S. 34-47.

Gerhardt, Anke/Briede, Ulrike/Mues, Christopher: Zur Situation der Doktoranden in Deutschland – Ergebnisse einer bundesweiten Doktorandenbefragung, in: Bayrisches Staatsinstitut für Hochschulforschung und Hochschulplanung: Beiträge zur Hochschulforschung, Jg. 27, Nr. 1, 2005, S. 74-95.

GEW-Projektgruppe DoktorandInnen: Stellungnahme zur Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder zur Förderung von Wissenschaft und Forschung an deutschen Hochschulen, GEW Dokumente Hochschule und Forschung 2005/18, <http://www.gew.de/Binaries/Binary10624/Dok-HuF-2005-18.pdf>, 20.10.2006.

Granovetter, Mark S.: The Strength of Weak Ties, in: American Journal of Sociology, Vol. 78, 1973, pp 1360-1380.

Hasenjürgen, Brigitte: Soziale Macht im Wissenschaftsspiel. Sozialwissenschaftlerinnen und Frauenforscherinnen an der Hochschule, Münster 1996.

Holzbecher, Monika/Küllchen, Hildgard/Löther, Andrea: Fach- und fakultätsspezifische Ursachen von Unterrepräsentanz von Frauen bei Promotionen, Bielefeld: IFF-Forschungsreihe, Band 14, Bielefeld 2002.

Hoffmann-Lange, Ursula/Holland-Cunz, Barbara: Bericht über die Ergebnisse der Umfrage des Ständigen Ausschusses für Fragen der Frauenförderung (StAFF) der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft (DVPW) im Sommer 2000, <http://www.dvpw.de/dummy/>

- fileadmin/docs/STAFF2.PDF; 27.10.2005
- Holland-Cunz, Barbara: Die Regierung des Wissens. Wissenschaft, Politik und Geschlecht in der „Wissenschaftsgesellschaft“, Opladen 2005.
- Interdisziplinäres Netzwerk THESIS für Promovierende und Promovierte e.V.: Promovieren mit Kind. Positionspapier zur Situation promovierender Eltern, Berlin 2003, http://thesis.wecotec.de/cmsdata/3_Thesis-Positionspapier_-_Promovieren_mit_Kind.pdf, 20.10.2006.
- Luhmann, Niklas: Soziologische Aufklärung. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme, Köln/Opladen 1970.
- Mohr, Wilma: Frauen in der Wissenschaft. Ein Bericht zur sozialen Lage von Studentinnen und Wissenschaftlerinnen im Hochschulbereich, Freiburg 1987.
- Nünning, Ansgar/Sommer, Roy: Defizite und Desiderate der deutschen Doktorandenausbildung, in: Kimnich, Dorothee/Thumfart, Alexander (Hg.): Universität ohne Zukunft?, Frankfurt am Main 2004, S. 203-224.
- Rektorenkonferenz der Schweizer Universitäten (CRUS)/Österreichische Rektorenkonferenz (ÖRK)/Hochschulrektorenkonferenz (HRK): Zur Zukunft der Promotion in Europa, Gemeinsame Erklärung vom 27. März 2004, Bonn 2004.
- Schultz, Dagmar: Das Geschlecht läuft immer mit ... Die Arbeitswelt von Professorinnen und Professoren, Pfaffenweiler 1991.
- Wissenschaftsrat: Empfehlungen zur Doktorandenausbildung. Drucksache 5459/02, Saarbrücken, 15.11.2002/mo

*Dr. des. Bettina Langfeldt
Justus-Liebig Universität
Institut für Soziologie
Karl-Glöckner-Str. 21E
35394 Giessen
Email: bettina.langfeldt@sowi.uni-giessen.de*

The Clash of Gender-Justice – Kampf um Geschlechtergerechtigkeit

Feministische Rechtstheorien, Gleichstellungspolitik und „Gender-Bewegungen“¹

In der Wahrnehmung von Geschlechterverhältnissen bleibt die klassische Jurisprudenz auf der Grundlage positiver Rechtslehren weiterhin zurückhaltend und vorsichtig. Daneben hat sich in den vergangenen drei Jahrzehnten eine moderne Jurisprudenz entwickelt, die sich insbesondere durch den offenen Blick für feministische Grundlagenprobleme auszeichnet und die Geschlechterverhältnisse als interdisziplinären wissenschaftlichen Gegenstand anerkennt. Mit eigenständigen Rechtspositionen hat sich die Feministische Rechtswissenschaft theoretisches Gehör verschafft und Forderungen der Frauenbewegungen und Rechtspraxis mitgetragen. Dies gilt in letzter Zeit insbesondere für die rechtliche Auseinandersetzung zur praktischen Umsetzung des verfassungsgemäßen Gleichstellungsauftrages (Art. 3 Abs. 2 Satz 2 Grundgesetz). Diskrepanzen zwischen Gleichstellungsrecht und Gleichstellungspolitik haben zu neuen Entwicklungen Feministischer Rechtstheorien geführt, die den Diskurs über Geschlechtergerechtigkeit grundlagenorientiert eröffnen.

I. Einleitung

Autonome Lebensentwürfe, Geschlechterkonstruktionen, Doing and Undoing Gender, Umsetzungsstrategien in Gender-Konzepten und feministische Theorien, Gleichheit und Differenz, Gleichstellungspolitik und Wissenschaftskritik: Das sind nur einige zum Teil durchaus gegensätzliche Kennzeichen einer interdisziplinär aktiven Frauen- und Geschlechterforschung einerseits und einer bewegten Frauen- und Genderpolitik andererseits. Sie belegen die Notwendigkeit einer Suche nach Veränderungen und nach neuen gesellschaftlichen – möglicherweise binären – Verhältnissen. Diesen gekennzeichneten Aktivitäten und ihrer Suche ist gemeinsam, im Rahmen angestrebter Veränderungen Synthesen herzustellen und diese festschreiben zu wollen. Diese Entwicklung hat in den Frauenbewegungen Tradition. Und es verwundert nicht, dass das Recht immer wieder als Mittel für Festschreibungen angesehen wurde und weiterhin angesehen wird, auch wenn dies mit vielen Enttäuschungen und Rückschlägen, gleichzeitig

aber offenbar auch mit verbleibenden Hoffnungen verbunden war und ist (Gerhard 1990, S. 11 ff. u. S. 103 ff.). Die notwendige Suche nach Antworten auf die sowohl wissenschaftlich als auch politisch gestellte *woman question* deutet folglich an, auch über Recht und Politik, etwa über Gleichstellungsrecht und Gleichstellungspolitik nachzudenken. Die Rede ist vom neuen Reflektieren über „Gender-Justice“. Wird in diesem Begriff doch verdeutlicht, dass Geschlechterdiskurse schon lange nicht mehr als einfache Debatten der Frauenpolitik im Rahmengesamtpolitischen Verhältnisse geführt werden. Ganz im Gegenteil: Mit der Akademisierung frauenpolitischer Forderungen wurde gerade aufgrund feministischer Theoriebildung der praktische Primat feministischen Umsetzungswillens und feministischer Souveränität zur größten Herausforderung in der Geschichte der Frauenbewegungen. Diese Entwicklung war und ist folgenreich. „Gender-Bewegungen“ haben ihren Platz gefunden, dominieren geradezu den praktischen Primat in der Gesamtdiskussion. An

dieser Entwicklungslinie setzt der vorliegende Aufsatz an. Er möchte verdeutlichen, dass Gender-Justice und gegenwärtig favorisierte und propagierte Gender-Konzepte nicht zwangsläufig Gemeinsamkeiten aufweisen. Mangelnde Kongruenz führt zu dem oft gekennzeichneten Spannungsverhältnis zwischen feministischer Frauen- und Geschlechterforschung und sogenannter Gleichstellungspolitik (Blome u.a. 2005; Plöger 2006). Von diesem Spannungsverhältnis betroffen sind nahezu flächendeckend alle bürgerlichen Strukturen und gesellschaftlichen Institutionen: Hochschulen, Kommunen und öffentliche Verwaltungen, Kirchen und (zögerlich) auch privatwirtschaftlich organisierte Unternehmen. In diesem Spannungsverhältnis ist ein Kampf entstanden (Mischau/Oechsle 2003, S. 5), der teils in geduldeter Koexistenz geführt wird, teils aber auch mit den subtilen Instrumentarien des Juristischen und einer nur zögerlich nachfolgenden Jurisprudenz. Auch unterschiedliche feministische Positionen leisten zu diesem Kampf ihren Beitrag. Dem „Clash of Gen-

der-Justice“, seinen Voraussetzungen und Grenzen, soll aus Sicht feministischer Rechtstheorien (II.) und einer Bestandsaufnahme des geltenden Gleichstellungsrechts (III.) ein Stück weit nachgegangen werden. In einem weiteren Abschnitt (IV.) geht es um das Verhältnis feministischer Theorie und gender-bewegter Praxis. Schließlich wird der „Kampf um die Geschlechtergerechtigkeit“ mit Überlegungen zur personalen Gleichbedeutsamkeit konfrontiert (V.).

Eines ist sicher: Wenn das Zusammenspiel gesetzlich festgelegter Gleichstellung von Frauen und Männern, Aufklärung über faktische Ungleichbehandlungen und subtile Marginalisierungs- und Diskriminierungswiederholungen in der Gleichstellungspolitik als „Kampf um Geschlechtergerechtigkeit“ bezeichnet werden kann, dann wird dieser Kampf längst geführt und dann sollte dieser Kampf auch geführt werden. Gleichstellungsaspekte zu marginalisieren bedeutet Konfrontation. Es handelt sich im Gegensatz zu agierenden Frauenbewegungen aber um eine aufgezwungene Konfrontation. Diese aufgenötigte Konfrontation stellt einen wesentlichen Aspekt kritischer Bestandsaufnahme zur Frauen- und Gleichstellungspolitik dar.

II. Entwicklung feministischer Rechtstheorien als Allgemeines Gleichstellungsrecht

Mit dem Hinweis auf Gender-Justice geht offenbar ein intuitives Verständnis von sozialphilosophischer und sozialanthropologischer Grundlagenbetrachtung einher. Ausgeblendet im intuitiven Zugang bleibt allerdings, dass Gerechtigkeits-theorien in der Philosophiegeschichte und in der Geschichte der Philosophie des Rechts bislang weder das Verständnis für noch das Bedürfnis

nach Aufarbeitung konkreter Geschlechterverhältnisse aufgebracht haben. Erst in der jüngsten Entwicklung feministischer Philosophie erfolgen erste Annäherungen ans Thema. Die Problematik wird inzwischen von zahlreichen Philosophinnen aufgegriffen und akademisch diskussionsfähig gemacht (Doyé/Heinz/Kuster 2002; Doetsch 2004; Maihofer 1995; Meyer 2004; Nagl-Docekal 2000; Pieper 1993 u. 1998). Traditionelle Gerechtigkeitstheorien blenden demgegenüber den Zusammenhang von Recht und Geschlecht weiterhin vollständig aus. Auch ihre ökonomischen Teildisziplinen, die Genderaspekte in Theorien sozialen Ausgleichs integrieren, stellen Randerscheinungen dar. Betrachten wir uns die Geschichte des Feminismus, so fällt auf, dass der Versuch, diese Randerscheinungen angemessen zu erfassen und aufzuwerten, insbesondere mit Hilfe des Rechts unternommen wurde. In den Anfängen als untaugliche Versuche freilich zögerlich, hat sich das Bedürfnis in der Frauenbewegung nach Festschreibungen rechtlicher Standards schnell fortentwickeln können (Gerhard 1999) und sichtbare Ergebnisse erbracht. Das Recht flankiert gleichsam Einzelbewegungen in der Entwicklung des Feminismus. Um so erstaunlicher ist es, wie lange problemorientierte rechtstheoretische Auseinandersetzungen auf sich warten ließen und als diskussionsfähig erachtet wurden gegenüber einer inzwischen stattlichen Anzahl empirischer rechtspositivistischer Untersuchungen. Feministisches positives Recht oder besser: Positives Recht unter feministischer Betrachtung ist in den vergangenen Jahren durchaus in den Blick geraten und genommen worden (zusammenfassend neuerdings: Foljanty/Lembke 2006; aus kriminologischer Sicht: Mischau 2003, insbes. S. 179

ff.; Cottier 2006). Unklar blieb aber gleichwohl, ob und wie Recht als angemessene Basis für Veränderungen struktureller Voraussetzungen des Rechts angesehen werden konnte, die zweifelsohne patriarchaler Natur waren und weiterhin sind. Insofern war es nahezu unmöglich, eine Theorie feministischer Rechtskonzeption zu entwickeln. Ein *Allgemeines* Gleichstellungsrecht wird aber benötigt, um in der Lage zu sein, *Besonderes* Gleichstellungsrecht – das ist das positive Recht der Gleichstellung von Frauen und Männern – hinreichend kritisch beurteilen zu können. Allgemeines Gleichstellungsrecht muss deshalb in Form einer feministischen Rechtstheorie dem Besonderen Teil des Gleichstellungsrechts vorangestellt und zu seiner Grundlage werden. Andernfalls bliebe Gleichstellungsrecht bloß umgesetzte Rechtspolitik, die sich formal- und materiell-rechtlich als kontingent erweisen kann. Feministische Rechtstheorie als Basis Allgemeinen Gleichstellungsrechts darf nicht mit „Feministischer Rechtswissenschaft“ (Foljanty/Lembke 2006; Lembke 2005; Nitschke 2005; Sacksofsky 2001; Elsuni 2006, S. 163), mit „Weiblicher Jurisprudenz“ (Gerhard 1993, S. 125) oder mit „Frauenrechtswissenschaft“ (Dahl 1986) identifiziert werden. Die feministische Rechtswissenschaft beschäftigt sich insbesondere mit den positiven Rechtsgebieten, in denen Frauen gesellschaftlich besonders deutlich betroffen sind. Das sind vor allem Familien- und Lebensgemeinschaftenrecht sowie Sozial- und Arbeitsrecht im weitesten Sinne. Auch das positive Recht der Frauenförderung und Gleichstellung ist ihr Gegenstand. Insgesamt schmälert jedoch die Konzentration auf diese Rechtszusammenhänge die Notwendigkeit feministischer Rechtswissenschaft in keiner Weise. Ganz

im Gegenteil: Errungenschaften des Feminismus wären unvollständig, lägen nicht genaue Kenntnisse positiven „FrauenRechts“ (Dahl 1992 und 1987) vor. Dieser Wissensstand ist für die Entwicklung einer allgemeinen Theorie zwingend erforderlich, andernfalls würden Theorie und Praxis nicht als das Konstruktive des bereits genannten Spannungsverhältnisses erfasst werden können. Die norwegische Kriminologin und erste europäische feministische Rechtswissenschaftlerin Tove Stang Dahl (1987) hatte „Woman’s Law“ gekoppelt an „this ranking woman“ und sich wie folgt geäußert:

„*The differences in themselves are not, however, the problem. The problem is how they are mutually ranked, and that in society’s evaluations of the sexes, woman’s qualities, characteristics, values and activities are systematically subordinated to men’s.*“ (ebd., S. 13)

Die Frauenfrage wird als Erscheinung dieses „Ranking“ begriffen. Positives Frauenrecht muss somit – viel deutlicher als in anderen Rechtsgebieten – an allgemein tragfähige und grundsatzorientierte Voraussetzungen und Prämissen gebunden werden. Entwickelt wird folglich ein Kanon feministischer Denk- und Handlungsweisen im Recht auf der Suche nach Antworten auf die *woman question*: Feministische Rechtswissenschaft, Feministische Rechts- theorie und Feministische Rechts- philosophie. Begleitet wird dieser Kanon von einer sorgfältig und um- fassend erarbeiteten Gender-Bewe- gung, die ihrerseits historische Wur- zeln der Frauenbewegung aufge- nommen und um gleichstellungspo- litische Fragestellungen erweitert hat. Gleichstellungspolitik und Gleich- stellungsrecht gilt es in Einklang zu bringen, wenn es um die Problema- tik des Gender-Justice geht, ihr Ver- hältnis ist zu analysieren und Lösun- gen für dringende praktische Um-

setzungsprobleme zu entwerfen.

Wenn also das Recht hinsichtlich der Stellung der Frauen in unserer Gesellschaft einen weiteren Ent- wicklungsschritt im Kontext femi- nistischen Denkens und Handelns darstellt, so bedarf es der Untersu- chung, unter welchen Bedingungen und Möglichkeiten feministische Theorien das „Frauenrecht“ geprägt haben, und welche Aspekte dabei besonders in den Vordergrund zu rücken sind. Eine feministische The- orie des Rechts wurde in Ansätzen von Ute Gerhard entworfen. Sie hat allerdings zutreffend darauf hinge- wiesen, mit welchen Schwierigkei- ten eine solche Theorie zu kämpfen habe: „Gleichheit ohne Anglei- chung“ impliziere Gewaltlosigkeit und doch kämpfendes Engagement, Rechtskritik ohne separatistische Praxen sowie rechtliche Verein- barungen ohne eigene Rechts-Posi- tionen preiszugeben (Gerhard 1990, S. 12). Frauen teilen zwar die Le- benswirklichkeit des „Diskriminiert- werdens“ (Nagl-Docekal 2000, 198), sind aber doch als einzelne In- dividuen in jeweils konkreten Dis- kriminierungssituationen betroffen mit der Folge, dass Recht als Gel- tunggrundlage sowohl für die ein- zelne Frau als auch für alle betroffe- nen Mitglieder dieser gemeinsamen Lebenswirklichkeiten Vorausset- zungen schaffen muss, damit „kei- ne einzige Frau mehr unter Benach- teiligung aufgrund ihres Geschlechts zu leiden hat“ (Nagl-Docekal 2000, S. 198). Das Recht muss also Lösun- gen anbieten können. Es muss in der Lage sein, Spannungsverhältnisse und Konfliktsituationen zu bewälti- gen. Recht ist folgenorientiert ange- legt, wenn wir uns die empirische, positivrechtliche Seite vor Augen halten.

„*Feministisch motivierte Forschung wird nicht nur von Frauen/über Frauen/für Frauen betrieben, sondern sie trifft das*

Fach im Allgemeinen. Um zu unterscheiden, dass es wohl um einen spezifischen Zu- gang, aber um einen Zugang zu allgemei- nen Themen geht, tendieren Autorinnen im englischsprachigen Raum seit einiger Zeit dazu, ihr Vorhaben mit dem Aus- druck ‚doing philosophy as a feminist‘ zu charakterisieren.“ (Nagl-Docekal 2004, S. 53)

Die Rechtswissenschaft folgt den Wissenschaften mit einigem Ab- stand nach, die den feministischen Aspekt zu integrieren suchen bzw. längst schon integriert und zu ihrem Interessensgebiet gemacht haben. Nahezu flächendeckend sind die Wissenschaften vom „doing science as a feminist“ erfasst; eine Auswahl:

- Feministische Ethik (Pieper 1993; Wendel 2003).
- Feministische Theologie (Scherz- berg 1995; Gössmann 2002).
- Feministische Philosophie (Nagl- Docekal 2000; Meyer 2004).
- Feministische Literaturwissen- schaft (Osinski 1998).
- Feministische Linguistik (Pusch 1996; Samel 2000).
- Feministische Politikwissenschaft (Rosenberger/Sauer 2004).
- Feministische Geschichtswissen- schaft (Griesebner 2005).
- Feministische Erziehungswissen- schaft (Brehmer 1983; Petersen 2003; Prengel 2006).
- Feministische Wissenschaftsthe- orie (Harding 1990; Dausien/ Herrmann/Oechsle 1999).
- Feministische Psychologie (Soine 1990).
- Feministische Wirtschaftswissen- schaften (Regenhard 1994; Maier 2000).
- Feministische Medizin/Gesund- heitswissenschaften (Maschew- sky-Schneider 2003; Bargfrede/ Pauli/Hornberg 2004).

Und nicht zuletzt muss die *Femi- nistische Soziologie* Erwähnung finden (Heintz 2001; vgl. auch die Beiträge in dem umfangreichen Band

„Handbuch Frauen und Geschlechterforschung“, hrsg. von Becker/Kortendiek 2004), deren Verdienste sich insbesondere im beharrlichen Bemühen um Klärung des Forschungsgebiets abzeichnen.

Und die Jurisprudenz? Lediglich rudimentäre Ansätze zur Rezeption feministischer Theorien haben sich bislang platzieren können. Feministische Rechtswissenschaft, Feministische Rechtstheorien, Feministische Rechtsphilosophie werden aber in naher Zukunft eine durchaus bedeutsame Rolle im Zusammenhang mit grundlegenden Rechtsfragen spielen; denn in keiner historischen Zeit war das Drängen nach effektiver Umsetzung gleichstellungrechtlicher Regelungen so präsent wie dies gegenwärtig der Fall ist.

Grundlegende feministische Rechtstheorien und -philosophien allerdings fehlen im Rahmen dieses Diskurses. Und diese Lücke wird angemahnt:

„Warum sollten sich etwa rechtsphilosophische Überlegungen mit allen möglichen Formen von Ungerechtigkeit auseinandersetzen, nur nicht mit Benachteiligung auf Grund der Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht?“ (Nagl-Docekal 2000, S. 13)

Benachteiligungen und Diskriminierungen von Frauen stellen sich in der Tat als Gerechtigkeitsproblem dar. Das Gerechtigkeitsproblem taucht insbesondere dann auf, wenn weder historische Entwicklungen zur Gleichberechtigung der Frauen noch scheinbare Errungenschaften des positiven Rechts zur Gleichstellung von Frauen und Männern angemessen und vor allem nachhaltig zur Lösung haben beitragen können. Wenn alles also nichts mehr zu helfen scheint, gibt es nur zwei Möglichkeiten: entweder sucht man nach Lösungen in der Politik (in der Rechtspolitik) oder man erinnert sich philosophischer Gerechtigkeits-

konzepte und überträgt sie auf das angespannte und mittlerweile als unzumutbar sich präsentierende Verhältnis gleichstellungrechtlicher Situationen. Mit beiden Möglichkeiten werden wir zurzeit massiv konfrontiert. Sie zu vereinen stellt eine kaum lösbare Schwierigkeit dar. Während die einen sagen, man möge sich doch an die Vorteile bestehender gesetzlicher Regelungen halten, sie auslegen und auf dieser Grundlage Gleichstellungspolitik betreiben, betonen andere eine nicht unbeachtliche Mangelhaftigkeit der gesetzlichen Regelungen an sich, massive Schwächen seiner Umsetzungskonzepte und weiterhin fehlendes oder wieder verloren gegangenes Bewusstsein auf nahezu allen gleichstellungsrechtlich relevanten Ebenen. Die einen neigen also zur Anpassung, die anderen zur Kritik. An Gender-Bewegungen lässt sich diese Spaltung und Lagerbildung kennzeichnen: Dem angepassten Rhythmus des Gesetzes zufolge wird eher strategisch verfahren, sucht man nach allerhand gleichstellungspolitischen Umsetzungserfindungen für jeden konkret gleichstellungsrechtlich relevanten Fall; fast könnte man meinen, es handele sich nicht mehr um *Gesetzesrecht*, sondern um ein *Recht der gender cases*. Das andere Lager bleibt verhalten; erkannt wird durchaus die Notwendigkeit aktueller politischer Handlungsspielräume, die Frauen nutzen könnten; andererseits ist klar, dass selbst langfristig und beharrlich angelegte Strategien eben immer nur politische Strategien und Kalküle bleiben werden. Man begibt sich mit Strategien in Situationen, die jederzeit auch wieder umschlagen können und dann gegebenenfalls deutlichere Nachteile für Frauen mit sich bringen als dies zuvor der Fall gewesen ist. Aufgrund dieser Einsicht lässt sich das „kritische Lager“ eher besorgt ein

über aktuelle gleichstellungspolitische Zwischenbilanzen, als dies etwa seitens der politischen Gender-Bewegungen der Fall ist.

Die Entwicklung eines *Allgemeinen Gleichstellungsrechts* dient einem anderen Lösungsansatz als das Denken positiver Rechtslehren. Es ist dem positiven *Besonderen Gleichstellungsrecht* als Metaebene vorgeschaltet und übergeordnet. Feministische Rechtstheorien bilden die Grundlage dieser Überordnung. Durch sie wird der gedankliche Zusammenhang zunächst befreit von Rechtstatsachen, mit denen praktische Gleichstellungspolitik und Gleichstellungspraxen konfrontiert sind. Feministische Rechtstheorien und -philosophien müssen einen nicht unbeachtlichen Mangel des Nachdenkens über Gleichheit, Freiheit als Autonomie, Menschenwürde und Gerechtigkeit feststellen. Als Metaphysik des Rechts wird zwar alles für die Gleichstellung von Frauen und Männern vorausgesetzt, hält man aber Metaphysik des Rechts für bewältigt, muss jede Umsetzungspraxis (z.B. also die Umsetzung des Gleichstellungsauftrages gem. Art. 3 Abs. 2 Satz 2 Grundgesetz) zwangsläufig zur machtvollen und in ihrem bestehenden Mangel schwierig zu bewältigenden Politik avancieren. Dass positives Gleichstellungsrecht nur als Mittel mächtiger Gleichstellungspolitik benutzt werden kann und benutzt wird, dagegen müssen sich feministische Rechtstheorien richten. Bislang vorgestellte Modelle rechtsphilosophischen Denkens finden sich wieder (Übersicht bei Nagl-Docekal 2000): Teils wird klassische Philosophie rekonstruiert und dekonstruiert; teils werden moderne reine Rechtslehren bemüht, auch um die empirische Seite des Gleichstellungsrechts hervorzuheben als Fortschritt im Kampf um Emanzipation und Gleichberechtigung.

gung der Frauen; es werden ver-
tragstheoretische, systemtheoretische
und ökonomische Theorien in den
Vordergrund der Begründungen ge-
rückt; teilweise liegen marxistische
Ansätze zugrunde; überwiegend
spielen feministische Sozialwissen-
schaften die tragende Rolle zur Be-
gründung und Kritik bestehender
Schwächen faktischer Gleichstel-
lungspolitik. Und es zeigen sich
Spielarten konsens- und diskursthe-
oretischer Argumentationsstruktu-
ren.

Feministische Rechtstheorien sind
in allen Varianten jedenfalls Kritik an
bestehenden gleichstellungspoliti-
schen Verhältnissen (Naucke/Har-
zer 2005, Rn. 253). Die weitergehen-
de Forderung etwa nach angemes-
senen Sanktionsverfahren, wenn die
Umsetzung des Gleichstellungsauf-
trags nicht oder nur unzureichend
erfolgt, steht ganz im Zeichen die-
ser Kritik und kennzeichnet deutlich
Grenzbereiche zwischen Politik und
Recht. Alte egalitäre und alte diffe-
renzielle feministische Theorien – ob
gemäßigt oder radikalfeministisch –
werden aktualisiert und finden so
Eingang in den gleichstellungsrecht-
lichen Diskurs. Feministische Rechts-
theorien markieren die Hilflosigkeit
des positiven Gleichberechtigungs-
Rechts, das zwar metaphysisch ge-
dacht, aber ohne Metaphysik betrie-
ben und fortgesetzt wird. Die Kri-
tik geht insofern weiter:

*„Im Feld des Gleichstellungsrechts be-
deutet mehr Recht nicht unbedingt mehr
Gleichstellung, denn zahlreiche Regelun-
gen werden nicht nur nicht umgesetzt, son-
dern dienen auch dazu, weitere Forderun-
gen abzumehren.“* (Baer 2003, S. 68)

Feministische Rechtstheorien und
Gender-Bewegungen bilden offen-
sichtlich eine binäre Einheit für den
grundlegenden Versuch eines neuen
rechtsphilosophischen feministi-
schen Diskurses. Die Lebenswirk-
lichkeiten von Frauen – wir könn-

ten durchaus auch von *FrauenWelten*
sprechen – sind noch immer Berei-
che asymmetrischer Geschlechter-
verhältnisse (Müller 2001). Sie wer-
den gegenwärtig konfrontiert mit
neuen patriarchalen Versuchen
(Longman 2004 u. 2006); die Süd-
deutsche Zeitung vom 28. März
2006 schreibt dazu: Phillip Long-
man formuliere „nicht unplausibel“
und „entgegen allen bisherigen Ten-
denzen weiblicher Emanzipation in
den Industriestaaten stehe die ‚Rück-
kehr des Patriarchats‘ bevor“. Sol-
chen Tendenzen Einhalt zu gebie-
ten, ist durchaus auch die Aufgabe
feministischen Rechts. Frauenrecht
und feministische Rechtstheorien
haben sich lange mit nicht unver-
nünftiger Begründung zurückgehal-
ten. Tove Stang Dahl stellt zutref-
fend fest:

*„Es mag auf den ersten Blick einseitig
erscheinen, die Bedürfnisse und die Sichtwei-
sen einer bestimmten Personengruppe in den
Vordergrund zu rücken. Bei näherem
Hinsehen allerdings erweist sich das Recht
selbst als einseitig. Es sind stets die
männlichen Normen, die sich in den meis-
ten Bereichen als das vorherrschende Mus-
ter erweisen. Dies sind Normen, die zugleich
den Rahmen dafür abstecken, wie Frauen
sind und wie sie zu sein haben.“* (Dahl
1992, S. 15; Herv. d. A., r.h.)

Welche Aufgaben müsste eine
Feministische Rechtstheorie und Fe-
ministische Rechtsphilosophie über-
nehmen? Insbesondere Kritikberei-
tschaft und Kritikfähigkeit. Frauen-
recht kann nicht länger als Bemü-
hung um neutrale Rechtsbegrün-
dung und als Teil eines nach Objektivität
bestrebten gesellschaftlichen
Phänomens verstanden werden,
sondern muss – freilich auch infor-
miert über Rechtsdogmatik, positives
Recht und herrschende Meinun-
gen – soziale und kulturelle Verhält-
nisse des Rechts berücksichtigen, in-
dem ein kritischer rechtstheoretischer
Ansatz entwickelt wird. Ziel

dieser Kritik ist es, uneindeutige
Rechtssituationen aufzuzeigen, Dis-
kriminierungen und gesellschaftliche
Ausgrenzungen herauszustellen und
ökonomische Ungleichbehandlungen
zu benennen. Feministische
Rechtstheorie ist kritische Rechtsthe-
orie, die empirisches Rechtsdenken
überwindet. In gleicher Weise ver-
fährt eine Feministische Rechtsphi-
losophie: Sie begreift Recht als Ge-
genstand unterschiedlicher philoso-
phischer Konzeptionen und Rechts-
politik als Gegnerin der Rechtsphi-
losophie. Feministische Rechtsphi-
losophie erklärt Gerechtigkeitsphäno-
mene und sie nimmt „Kritik“ als
Beurteilung der Bedingungen der
Möglichkeiten frauenrelevanter Le-
bensverhältnisse. Ziel der Kritik ist
die Herstellung von Freiheit als Au-
tonomie, Diskriminierungen wer-
den als Verletzungen dieser Autono-
mie erkannt und theoretische sowie
praktische Lösungsalternativen an-
geboten. Ökonomische Ungleich-
behandlungen werden ebenfalls als
Verletzungen dieser Autonomie
markiert, wirtschaftliche Verände-
rungen gefordert. Feministische
Rechtsphilosophie ist kritische
Rechtsphilosophie. Legal Gender
Studies sind Critical Legal Feminist
Studies. *Beispiel:* Wenn Gegenstand
von Rechtsnormen das männliche,
heterosexuelle Subjekt als *Normal-
subjekt* ist, dann bedeutet dies die Pri-
vilegierung von Interessen einer be-
stimmter Personengruppe und die
Festlegung einer zwei-geschlechtli-
chen Rechtsordnung. Insofern be-
darf es einer Dekonstruktion die-
ser normsetzenden Festlegungen.
Kritisch wird diese Dekonstruktion
nicht durch prinzipielle Ablehnung
von Rechtsordnungen, sondern in
Form einer Auseinandersetzung mit
kulturellen und sozialen Vorausset-
zungen nur scheinbar neutraler
Rechtsvorschriften. Dies zeigt deut-
liche Vorteile: Verständnis, Weiter-

entwicklung, Neuorientierung des Rechts auf der Grundlage eines veränderten positiven Rechts. Recht muss schließlich bestehende Differenzen und Ausgrenzungen in der Gesellschaft zur Kenntnis nehmen und die Beteiligten zur Neutralität verpflichten.

„Solange wir in einer Gesellschaft leben, in der Männer und Frauen verschiedene Lebenswege gehen und unterschiedliche Lebensbedingungen haben, mit unterschiedlichen Bedürfnissen und Möglichkeiten, werden sich die Vorschriften des Gesetzes notwendigerweise auf Männer und Frauen verschieden auswirken. Die geschlechtsneutrale Justizmaschinerie von heute trifft auf die geschlechtsspezifische Realität – oder anders ausgedrückt: die oftmals geschlechtsrelative Realität trifft auf das moderne einheitsgeschlechtliche Recht. Daraus ergibt sich das komplizierte Zusammenspiel von Recht und Leben, das Frauenrechts-Forscherinnen erfassen und verstehen wollen, mit dem bestimmten Ziel, zu echter Gleichheit, gleichem Wert und größerer Freiheit für Frauen beizutragen.“ (Dahl 1986, S. 115)

Frauen als Ausgangspunkt zu begreifen, bedeutet auch, eine feministische Perspektive von Freiheit als Autonomie einzunehmen und Gerechtigkeit auf dieser Grundlage zu reflektieren. Autonomie und Gerechtigkeit selbst müssen gegendert werden. Verteilungsgegenstand sind nicht nur Geld, Arbeit, Zeit und Bildung. Verteilungsgegenstand ist insbesondere Selbstbestimmung. Gender-Justice meint, eine solche Verteilungsgerechtigkeit gegenüber fremdbestimmten gesellschaftlichen Verhältnissen diskussionsfähig zu machen. Um eine Formulierung von Tove Stang Dahl aufzugreifen: Es wird wesentlich auf ein neues Verständnis „moralischer Ökonomie“ ankommen (Dahl 1986, S. 115). Während Frauenbewegungen erst den Weg zur Konsolidierung eigener Autonomie suchten und auf

diesem Weg politische Forderungen stellen, bauen Frauenrechts- und Gender-Bewegungen auf die Kraft gleichstellungspolitischer Festschreibungen und auf dadurch garantierte Rechtspositionen. Fraglich bleibt aber, ob Gender rechtliche Garantien hervorzubringen vermag. Auch wenn Gender als feministischer Zentralbegriff aufgefasst werden kann, wird das Recht nur zögerlich von ihm erfasst. Kritik bedarf es allerdings in weitergehender Hinsicht. Jedenfalls für das Recht muss Gender selbst gegendert werden und von jeder versteckten normativen und als historisch überwunden geglaubten Bezogenheit auf biologische Geschlechtsdifferenz entzaubert werden. Für eine kritisch orientierte Feministische Rechtstheorie bedeutet dieses Entzaubern ein großangelegtes Aufgabenfeld. Der „Clash“ deutet sich bereits an. Allgemeines Gleichstellungsrecht als Teil dieses Aufgabenbereichs wird dann seine eigentliche praktische Bedeutung entfalten.

III. Besonderes Gleichstellungsrecht: Bestandsaufnahme eines mangelhaften Zustandes positiven Rechts

Gegenwärtige Konfrontationen mit Gleichstellungsfragen haben bedeutende Wirklichkeit. Die Vorstellung, Frauen könnten sich mit dem historischen Erreichen dieser Wirklichkeit zumindest vorübergehend begnügen, ist verbreitet, aber auf Dauer nicht haltbar. Denn Kritik an bestehenden Verhältnissen verbunden mit der Forderung, diese bestehenden Verhältnisse zu verbessern, wird man nicht aufgrund etwaiger Teilerfolge oder aufgrund wiederholter Erfolgsgeschichten gleichstellungsrechtlicher Festschreibungen entkräften können. Betrachten wir uns zunächst ein Stück weit die Geschichte dieser „Teilerfolge“ als Besonde-

res Gleichstellungsrecht.

Die Geschichte gleichstellungsrechtlicher „Teilerfolge“ ist die Geschichte gleichstellungspolitischer Verhinderungsversuche; es handelt sich nicht nur um faktische Transformationsprobleme (Ohlendieck 2003, S. 171ff.; Sauer 2001, S. 7ff.; Müller 2001, S. 27), sondern darüber hinaus um vorsätzlich hergestellte. Die personal hervorgebrachten Schwierigkeiten bei der Transformation gleichstellungspolitischer Neuerungen, Änderungen und Umsetzungen finden ihre Grundlagen durchaus im bewusst flexibel und viel zu unbestimmt geregelten Gleichstellungsrecht. Solange wir uns (Frauen- und Geschlechterforscherinnen ebenso wie Gleichstellungsbeauftragte) nicht in diesem historischen Kontext gesetzgeberischer Willentlichkeit begreifen und die Vorsatzfrage im Zusammenhang von *Recht* und *Politik* nicht stellen, wird kritisches Erfassen positiven Gleichstellungsrechts und damit zumindest ein Teil der Überwindung der Transformationsproblem kaum gelingen können.

Forderungen nach Gleichberechtigung der Frau wurden nach langen und teilweise sehr kontrovers geführten Diskussionen (Schultz 2003, S. 54ff.) rechtspolitisch umgesetzt. Mit der Verfassungsänderung und der entsprechend *neu formulierten Ergänzung* des Art. 3 Abs. 2 GG durch *Einfügung von Satz 2* entstand 1994 ein völlig neues Rechtsgebiet. Art. 3 Abs. 2 GG lautet insgesamt:

„Männer und Frauen sind gleichberechtigt. Der Staat fördert die tatsächliche Durchsetzung der Gleichberechtigung von Frauen und Männern und wirkt auf die Beseitigung bestehender Nachteile hin.“

Der Änderung des Grundgesetzes war eine insbesondere durch europäisches primäres EU-Recht (Art. 2, 3 Abs. 2 und 13 EG-Vertrag) und dessen sekundäres Richtlinien-Recht

geprägte Gleichstellungsgesetzgebung der Bundesländer vorausgegangen (eingehend dazu: Sacksofski 1996). Während sich die europäische Diskussion mit der Folge, entsprechende Richtlinien zu entwerfen, in den 1970er Jahren auf die Gleichbehandlung von Frauen und Männern hinsichtlich beruflicher Ausbildung, gleicher Bezahlung und Arbeitsbedingungen sowie sozialsichernder Versorgung konzentrierte (Richtlinien 75/117/EWG vom 10. Februar 1975, ABl. Nr. L 45/19; 76/207 EWG vom 9. Februar 1976, ABl. Nr. L 39/40 8; 79/7/EWG vom 19. Dezember 1978, ABl. Nr. L 6/24; 86/378/EWG vom 24. Juli 1986, ABl. Nr. L 225/48), gingen die Forderungen der Bundesländer dann zunächst deutlich weiter. Den Bundesländern gelang es, gesetzliche Rahmenbedingungen für tatsächliche Gleichstellung zu schaffen, auch wenn dabei noch der Aspekt einfacher „Frauenförderung“ im Vordergrund stand. Nordrhein-Westfalen war das erste Bundesland mit einer entsprechenden Gesetzgebung. Das „Gesetz zur Förderung der beruflichen Chancen für Frauen im öffentlichen Dienst“ trat am 1. November 1989 in Kraft (Frauenförderungsgesetz, GVBl. NRW 1989, Nr. 51, 567). Mit Inkrafttreten weiterer Gleichstellungsgesetze in anderen Bundesländern wurde der Frauenförderungsgedanke enger mit Benachteiligungsverboten und Diskriminierungsabbau verbunden (Schiek 2002, Rn. 1ff. u. Rn. 28 ff.). Das gilt auch für das Bundesgleichstellungsgesetz vom 30. November 2001 (BGBl. 2001, 3234). Der Einfluss des europäischen primären und sekundären Rechts nimmt für die Frage der Frauenförderung und für die Problematik faktischer Gleichstellung in den vergangenen fünfzehn Jahren enorm zu (Baer/Smessaert 2003, S. 116ff.).

Die Änderung des Grundgesetzes ist nun also bereits seit 1994 geltendes positives Recht in Form des *Besonderen* Gleichstellungsrechts. Viel Zeit also für notwendige Folgeänderungen. Gegenwärtig handelt es sich bei diesen gesetzlichen Folgeänderungen um ein sehr spezialisiertes Rechts- und Regelungsgebiet, das auf europäischer sowie bundes- und landesrechtlicher Ebene diskutiert wird, mit bedeutsamen Auswirkungen für jede gleichstellungsrechtlich relevante Gesetzgebungs- und Verwaltungsentscheidung. Regelungsrelevanz ergibt sich nicht nur aus der vorgegebenen Grundnorm in der Verfassung. Das dezentrale Anliegen etwaiger Ausführungsgesetze zu Art. 3 Abs. 2 Satz 2 GG bestand insbesondere darin, Gleichstellungsrecht in neue politische Konzepte einzubinden (Übersicht bei Koreuber/Mager 2004). Geboren waren „Gender-Bewegungen“ – zunächst unspezifische symbiotische Zusammenschlüsse aus gegenänderter Sozialanthropologie und nicht-juristisch ausgeübtem positivem Gleichstellungsrecht. Der *Gender-Idee* zufolge (Baaken/Plöger 2002; Jansen/Ehrhardt-Kramer 2003; Baer 2005) wurde praktische Umsetzung der Gleichstellung von Frauen und Männern in den Vordergrund gerückt. Dabei übersieht die Bewegung jedoch eine bereits einsetzende Rückeroberung des Gleichstellungsbodens und zwar mit Hilfe des positiven Rechts. Sie übersieht weiterhin, dass gesetzliche Regelungen auf das Abdrängen in politische und juristisch handhabbare Flexibilität angelegt sein sollen. Das zeigen sowohl die Diskussionen zur Gesetzgebungsgeschichte des Art. 3 Abs. 1 Satz 2 GG als auch die zur Verabschiedung von Landesgleichstellungsgesetzen geführten Auseinandersetzungen (Schiek 2002, Rn. 21ff.). Insbesondere Landesgleich-

stellungsgesetze, erst Recht ihre Verwaltungsausführungsregelungen haben kaum Durchsetzungskraft trotz ihres teilweisen Charakters als Ordnungsregeln. Geht es etwa um gegenderte „Zielvorgaben“ im Gleichstellungsplan, so schließen planungsrechtliche Inhalte nicht zwingend die Annahme entsprechend durchsetzbarer Ordnungsregeln aus. Jeder Gleichstellungsplan enthält sowohl planende als auch ordnende Qualität. Gleichstellungspläne also sind die eigentlichen Umsetzungsinstrumentarien des Gleichstellungsrechts. Sie sind mit der großen Schwierigkeit konfrontiert, Mängel der gesetzlichen Vorgaben ausgleichen zu müssen. Benötigt werden aber Gleichstellungsordnungen, um der drängende Aufgabe des verfassungsrechtlichen Umsetzungsauftrages gleichstellungspolitisch notwendig Nachdruck zu verleihen. „Pläne“ haben eine nur marginale Bedeutung innerhalb der Normenhierarchie (Maurer 2004, § 16). Gleichstellungspläne stellen taugliche Mittel dar zur Verharmlosung gleichstellungsrechtlicher Praxis. Marginalisierung ist ein Prozess der Nichtanerkennung; eine Vorgehensweise, mit der ohnehin sozial schwächere Positionen in diesem Zustand gehalten werden sollen, an den Rand (*margin*) der bürgerlichen Gesellschaft gedrängt, um bereits im Vorfeld, also gleichsam präventiv möglichen Erstarkungstendenzen vorzubeugen (Young 1990, S. 428; Nagl-Docekal/Pauer-Studer 1996, S. 99). Welche Rechtsqualität haben *Gleichstellungspläne*? Sind sie mehr als nur unverbindliche Empfehlungen? Können Planungsempfänger(-innen) etwaige Rechtspositionen geltend machen und gegebenenfalls einklagen? Gleichstellungspläne marginalisieren Gleichstellungsfordernungen und entkräften so das Gleichstellungsrecht. Sie stellen eine

verschleiernde und subtile Form der Unterdrückung dar. Sie vermitteln den Vorsatz zur Aufrechterhaltung und Neofeudalisierung machtvoller männlicher Frontpositionen. Gleichstellungs-„pläne“ dokumentieren den aktuellen historischen Stand einer schwachen Gleichstellungspolitik.

Die Folgen dieser bereits der Struktur nach bestehenden Mängel liegen auf der Hand: Nicht geregelt werden – ganz entgegen sonstigen Verwaltungsrechts – hinreichende Sanktionsmechanismen, um mangelnde oder unterlassene Umsetzung des Gleichstellungsauftrags in gleichstellungsrechtlich relevanten Sachverhalten angemessen evaluieren zu können. Rechtsangemessene Kontrolle als *Gender Controlling* war und ist offensichtlich nicht vorgesehen. Es wird immer wieder betont, dass Art. 3 Abs. 2 Satz 2 GG sowie die Gleichstellungsgesetze der Bundesländer als positiv-rechtliche Regelungen aufgrund der gewonnenen Erfahrungen seit 1994 im konkreten Umgang mit gleichstellungsrechtlichen Fragen nicht ausreichen, um den historischen Auftrag zur Durchsetzung der Gleichstellung erfüllen zu können. Empirische Untersuchungen und zahlreiche Erfahrungsberichte aus der Gleichstellungspraxis über Qualität von Gleichstellungsdurchsetzung bestätigen dies (Holzleithner 2002; eindrucksvoll neuerdings: Giebhardt 2006; vgl. auch Blome u.a. 2005; Burkhardt/König 2006).

IV. Über das Verhältnis Feministischer Theorien und Gender-Bewegungen

Wenn wir nach Gleichstellungsaspekten in unserer Gesellschaft fragen, dann fragen wir nach politischen Verhältnissen. Wenn wir etwa die gegenwärtige Situation der Gleichstellung in Hochschulen be-

schreiben, analysieren und erklären, dann beschreiben und analysieren wir gegenwärtige politische Zustände, suchen wir nach Erklärungen des aktuellen Zustandes, in dem sich Gleichstellung als Teilbereich sozialer Verhältnisse versteht. Wir könnten nun in einer einfachen Weise vorgehen, um aktuelle Zuständigkeit wirklicher Gleichstellungspolitik in Hochschulen abzufragen: Zeig mir deinen Gleichstellungsplan und ich sage dir, ob du gesetzte Zielvorgaben erreicht hast oder nicht. Oder allgemeiner formuliert: Zeig mir deinen Gleichstellungsplan und ich sage dir, wie es um deinen *Gleichstellungswillen* bestellt ist. Wir könnten weiterfragen und konkreter werden:

- Warum hast du – trotz guten Willens und erbrachter Anstrengungen – gesetzte Ziele zur Verwirklichung der Gleichstellung von Frauen und Männern nicht erreicht? Worin liegen die Ursachen für diesen Misserfolg?
- Warum ist etwa der Anteil abgeschlossener Promotionen und Habilitationen von Frauen nicht sichtbar gestiegen?
- Warum liegt der Anteil berufener Frauen auf Lehrstühlen weiterhin in einem inakzeptablen Rahmen?
- Warum erhöht sich der Anteil weiblicher Studierenden in naturwissenschaftlichen Fächern so schleppend?
- Warum gehören Frauen- und Geschlechterforschung nicht zum Standardprogramm jeder Fakultät?
- Warum wird der Gender-Aspekt nicht als Qualitätsmerkmal für Forschung und Lehre implementiert und als Evaluationsparameter institutionalisiert?
- Worin ist der Grund zu sehen, dass im Rahmen von Akkreditierungsverfahren neuer Studiengänge der Genderaspekt in Be-

zug auf die personale Besetzung weder beim Akkreditierungsrat noch bei den Akkreditierungsagenturen eine Rolle spielt?

Wir könnten die Anzahl dieser Fragen zahlreich fortsetzen. Antworten auf diese Fragen einzufordern, ist zum prinzipiellen, aber auch unangenehmen (Müller 2001, S. 23) Teil im Rahmen der Aufgabengebiete von Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten geworden. Was mit diesen einfachen Fragestellungen zum Ausdruck gebracht werden soll: Es ist wichtig, dass die Suche nach Antworten durch empirische und faktische Bestandsaufnahmen unterstützt wird: Erfahrungsberichte in Sachen Gleichstellung, Erfahrungsberichte aus der Praxis des Umgangs mit Gender Mainstreaming, Erfahrungsberichte über Gender-Projekte, Erfahrungsberichte über konkrete Umsetzungsmaßnahmen, Erfahrungsberichte über Gender-Kompetenzen und – vor allem – über den Erwerb von Gender-Kompetenzen (dazu eindringlich: Baer 2005, S. 79ff.). Mit bloßem „Gender-Management“ auf der Grundlage informeller Kommunikation wird Gleichstellung mit Verfassungsrang historisch weit zurück geworfen, noch hinter das ernsthafte Bemühen der ersten und zweiten Frauenbewegung.

Die Auswertung dieser Erfahrungsberichte kann aber nicht allein Sache der Praxis sein. Ein „Handeln in eigener Sache“, was bekanntlich zur Befangenheit führen kann, reicht nicht aus. Deshalb ist es wichtig, nicht zu praktisch zu evaluieren (etwa die Kontrolle und Überprüfung von Gleichstellungsplänen), sondern gleichermaßen theoretisch zu evaluieren (also etwa sich mit den wissenschaftlichen Grundlagen von Gender als Kategorie zu befassen). Top-down und Bottom-up-Konzeptionen müssen kritisch betrachtet wer-

den. Es ist zu hinterfragen, ob und wie theoretisch fundierte Synthesen gefunden werden können. Ohne theoretische Konzeptionen wird das praktische Feld der Gleichstellung zur einfach strukturierten, zur zufälligen politischen Möglichkeit. Und ohne Bestandsaufnahmen praktischer Gleichstellungskonzepte droht theoretische Frauen- und Geschlechterforschung zum inhaltsleeren Sonderforschungsbereich zu werden. Noch einmal: Empirische Bestandsaufnahmen sind wichtig, nur sie können sich – dies sei betont – als hölzerner Kopf erweisen, der leider kein Gehirn hat.

Aus rechtswissenschaftlicher Sicht bedarf es insbesondere der Aufklärung über die beschriebenen Phänomene. Und dabei kommt folgendes hinzu: Gleichstellungspolitik wird durch Gleichstellungsrecht nicht nur flankiert, sondern es wird zum ganz überwiegenden Teil als Mittel zum Zweck eingesetzt. Das ist für das Juristische nicht ungewöhnlich. Wir befinden uns in der historischen Phase einer Verrechtlichung von Gleichstellungsaspekten mit z.T. fatalen Folgen: Einerseits können wir konstatieren, dass Gender überall *festgeschrieben* wird; insofern entspricht dies den durchgehenden historischen Forderungen der Frauenbewegungen. Das heißt aber nicht viel, und zwar weder für die rechtstheoretische Frage noch für die Praxis der Gleichstellung. Ein anderes Beispiel des positiven Rechts soll diesen Zusammenhang verdeutlichen:

Wenn Rechtsstaaten das absolute Folterverbot national wie international aussprechen und in Verfassungen, Gesetzen und Konventionen wiederholend garantieren, dann ist damit nicht gleichzeitig die Praxis realer Folterungen und Menschenrechtsverletzungen abgeschafft. Ganz im Gegenteil: Ausnahmen von einem absoluten Prinzip zu machen

und gegebenenfalls in die Praxis zu übersetzen, ist denk- und handlungsmöglich und wird durch rechtliche Absolutheit zur Relativierung geradezu herausgefordert.

Das Recht der Gleichstellung verfährt ganz ähnlich und ist nicht einfach zu erfassen. Oft hinkt praktische Gleichstellungspolitik hinter einem inzwischen verrechtlichten Mangelsystem und dem Aufbau seiner Komplexität hinterher und umgekehrt. Ohne in Skeptizismus zu verfallen oder missverstanden zu werden: Mit dem positiven Recht der Gleichstellung müssten sich eigentlich hinreichende Anknüpfungspunkte ergeben für eine erfolgreiche Gleichstellungspraxis; in der Realität finden wir aber nur Anknüpfungspunkte für notwendiges Misstrauen im Umgang mit Gleichstellungsfragen. Dieser Zusammenhang bedarf der rechtstheoretischen Analyse und es ist hohe Zeit, im gemeinsamen Diskurs und in unvermeidlichen Auseinandersetzungen folgende gleichstellungsrelevante Aspekte zu berücksichtigen:

- Das Angebot juristischer und nicht-juristischer Veranstaltungen für Studierende, in denen diese Zusammenhänge mitgeteilt und geklärt werden, muss erweitert bzw. überhaupt erst in den Blick genommen werden.
- Alle wissenschaftlichen Disziplinen sind in Forschung Lehre an Gender Studies zu beteiligen.
- Die Selbstverpflichtung auch an praktischer Gleichstellung mitzuwirken, ist zur Selbstverwaltungsaufgabe aller Beteiligten zu erklären.
- Mitwirkung an Gleichstellungsarbeit bedarf der Honorierung und Anerkennung, d.h. es müssen Anreizsysteme dafür entwickelt werden, die über engagierte Umsetzung von Gender-Kompetenz hinauszugehen.

- Die Vergabe von Haushaltsmitteln muss von effektiver Gleichstellungsarbeit abhängig gemacht werden.
- Die Erkenntnis muss vermittelt werden, dass der Weg der Selbstverständlichkeit eines Gender Mainstreaming praktisch und theoretisch so selbstverständlich nicht ist.
- Der durch die Verfassung garantierte Gleichstellungsauftrag erschöpft sich nicht nur in flexibler gleichstellungspolitischer Handhabung diverser Umsetzungsstrategien und auch nicht in mehr oder weniger informellen Debatten über Gender Mainstreaming.

Damit gelangen wir zu dem aktuell umstrittensten Thema theoretischer und praktischer Gleichstellung. Frauen- und Gleichstellungspolitik ohne die spektakuläre Formel *Gender Mainstreaming* und ohne die Vokabel *Gender* scheint heute also kaum mehr vorstellbar. Von Gender-Boom ist die Rede, Gender-Erfahrungen werden seit geraumer Zeit ausgetauscht. Zunächst als vorübergehende Modeerscheinung belächelt, dann als frauenpolitische Eintagsfliege marginalisiert, scheint Gender Mainstreaming inzwischen zu einem festen Begriff im gleichstellungspolitischen Vokabular avanciert zu sein. In der Tat *scheint* dies nur so: Gender Mainstreaming findet sich auf nahezu allen aktuellen Internetseiten der Frauen- und Familienministerien der EU, des Bundes und der Länder; Gender Mainstreaming hat Eingang gefunden in Frauenförder- und Gleichstellungspläne von Hochschulen und Kommunen; Gender Mainstreaming wird auf nationalen und internationalen Kongressen zur Frauenpolitik diskutiert; Gender Mainstreaming ist Forschungsgegenstand zahlreicher wissenschaftlicher Disziplinen. Be-

trachtet man die gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen Gender Mainstreaming auf- und abtaucht, genauer und konkretisiert diese Verhältnisse, so zeigen sich nicht unerhebliche Schwächen: Theoretische Schwächen des Begriffs Gender Mainstreaming und vor allem praktische Schwächen, wenn es um die Umsetzung von Gender Mainstreaming geht. Erstaunlich ist im Zusammenhang dieser vordergründigen empirischen Bestandsaufnahmen von Gender Mainstreaming (Blome u.a. 2005), dass weiterhin Unklarheit darüber besteht, was darunter im Einzelnen zu verstehen ist. Unklar bleibt auch, welche Ursachen für diese offensichtlich flächendeckende und rasante Entwicklung von Gender Mainstreaming verantwortlich zeichnen. Und vor allem: Unklar ist, ob die Bestandsaufnahmen von Gender Mainstreaming mit der Realität frauenpolitischer Arbeit übereinstimmen oder ob es sich nicht vielmehr um ein illusionäres Instrument der Frauenpolitik handelt. Auffallend ist zumindest, dass Gender Mainstreaming zwar theoretisiert, aber nicht hinreichend praktiziert wird. Während sich die Frauen- und Geschlechterforschung mit Gender Mainstreaming kritisch auseinander zu setzen beginnt, liegen über die Umsetzung praktischer Konzepte von Gender Mainstreaming bislang zwar einige, aber noch zu wenige und nur vereinzelte Berichte vor, um Fragen nach der Effektivität derartiger Konzeptionen erschöpfend beantworten zu können (Giebhardt 2005). Umsetzungsmängel und Umsetzungsschwächen finden wir überall, im Hochschulpolitischen Bereich ebenso wie in der Justiz, deutlicher noch im Bereich kommunaler Verwaltungspolitik, erst recht in privaten Unternehmen. Der Begriff Gender Mainstreaming muss in Verbindung gesehen werden mit den

offensichtlichen Spannungsverhältnissen zwischen theoretischer Begrifflichkeit und praktischer Frauenpolitik. Es wird sich zeigen, dass der Begriff Gender Mainstreaming nur bedingt als theoretischer Begriff tauglich ist, dass Fehlinterpretationen vorprogrammiert sind und dass er suggeriert, Frauen- und Gleichstellungspolitik könnten von ihm profitieren, indem er lediglich praktisch umgesetzt werden müsse. Gender-Bewegungen sind dazu übergegangen, Forderungen der Frauenbewegung nach Gleichberechtigung und Gleichstellung neu zu verpacken. Die Suche nach einem Ausgleich der genannten Schwächen scheint allerdings vorprogrammiert. Einer dieser neuen Wege wird nun offensichtlich im Bereich der Ökonomie gesucht. „Diversity Management“ als neues Verfahren soll nicht nur, aber vor allem Umsetzungsprozesse zur Gleichstellung von Frauen und Männern beschleunigen helfen. In öffentlichen Diskussionen werden Gender Mainstreaming und Managing Diversity inzwischen sogar in einen gemeinsamen Entwurf integriert. Das ursprüngliche Verhältnis beider Konzepte zueinander ist jedoch klärungsbedürftig. So ist beispielsweise unklar, ob – und wenn ja – wie *Gender* und *Diversity* integrationsfähig sind. Das gilt auch für einen Vergleich von *Mainstream* und *Management*. Während Gender Mainstreaming seinen Ursprung in der internationalen Frauenbewegung hat, lokalisiert sich demgegenüber Diversity Management im betriebswirtschaftlichen Personalmanagement. Das scheint auf den ersten Blick unvereinbar zu sein. Da aber nichtdiskriminierende Gleichheit in der betrieblichen Behandlung personaler Vielfalt (personal diversity) verwurzelt ist, liegt es durchaus nahe, ein darauf abstellendes Management als verwandt zu erklären mit dem main-

streamenden equality-Aspekt des Gendering. Denn Ausgangspunkt beider Konzepte ist die Verschiedenheit der beteiligten Individuen in gesellschaftlichen bzw. in betrieblichen Prozessen. Und dennoch: Theoretisch aufgearbeitet sind beide Konzepte für unser Gleichstellungsproblem noch nicht hinreichend. Anwendungskonzeptionen stehen im Vordergrund. Die Praxis dominiert folglich das theoretische Terrain der Frauen- und Geschlechterforschung. Sich Möglichkeiten verschiedener Handlungskonzeptionen auszudenken und als politische Alternativen einzusetzen, ist auch dann nichts Neues, wenn Machtkonstellationen zwischen Frauen und Männern Gegenstand der Handlungsmöglichkeit sind und wenn bewusst wird, dass Machtverschiebungen, Bemächtigungen, Machterhaltung und Machterweiterung weiterhin ganz traditionell als machiavellistische Überlegungen verankert sind. Es wird sich jedoch zeigen, dass das Anwenden traditionell machiavellistischer politischer Konzeptionen insbesondere für die Durchsetzung des verfassungsrechtlich garantierten Gleichstellungsauftrags (und darum geht es insgesamt!!) keinen Schritt weiter führt. Ganz im Gegenteil. Es bestehen erstaunliche Parallelen zwischen machiavellistischem Rechtsrealismus, rechtspolitischer Verfasstheit gegenwärtiger Auffassungen von Gleichstellung und einfachen konzeptionellen Strategien der Gender-Bewegungen. Theoretische und für die Praxis der Frauenpolitik relevante Alternativen gibt es. Gender-Bewegungen haben ohne Zweifel Hochkonjunktur, sie vermuten für sich realistische Chancen, am *Schachspiel* gesellschaftlicher Veränderung mitzuwirken. Dafür müssen sich Gender-Bewegungen allerdings über die Gefahren *machiavellistischer* Gegenspieler/innen

ebenso im klaren sein wie insbesondere darüber, dass eigene unreflektierte Spielzüge zum Schachmatt der gesamten Gender-Bewegung führen können.

Das Spannungsverhältnis zwischen Frauen- und Geschlechterforschung (Theorie der Gender-Bewegung) und praktischen Umsetzungsstrategien (Politik der Gender-Bewegung) sollte demgegenüber in Form konstruktiver Produktivität aufrechterhalten und als etwas Konstruktives verstanden werden. Wissenschaftliche Analysen seitens der Geschlechterforschung sind auf Erfahrungsberichte aus der Praxis dringend angewiesen. Die Praxis aber muss theoretische Aufarbeitungen dieser Erfahrungsberichte auch ernst und zur Kenntnis nehmen. Gleichstellungspolitik benötigt theoretische Fundierungen, damit sich ihr praktisches Anliegen orientieren kann. Modifikationen bestehender Strategien alleine reichen zur Orientierung nicht aus und verschieben gegebenenfalls nur die soziale Perspektive auf eine weiterhin ungleiche Praxis im Umgang mit Geschlechterverhältnissen.

V. Der „Clash“ aus der Sicht „personaler Gleichbedeutbarkeit“

„Gleichheit ist ein Verhältnis, worin Verschiedenes zueinander steht.“ (Windelband 1910, S. 8).

Gleichheit und Verschiedenheit – das hat die Geisteswissenschaften insbesondere seit den Anfängen der Aufklärung interessiert, nicht nur von juristischer und philosophischer Seite (zusammenfassend: Schweizer, 1998; Kokott 1995, 1049; Osterloh 2003; Klinger 1982; Luf 1978). Nahezu alle wissenschaftlichen Disziplinen haben sich mit dem Thema beschäftigt und den eigenen Forschungsschwerpunkt insoweit konkretisiert.

In der Jurisprudenz ist es ein wesentliches Anliegen der Grundlagenforschung, positive Begründungsstrukturen des Rechts zu entwickeln. Fragen egalitärer Verhältnisse werden in Verbindung gebracht mit der autonomen Problematik für die Beteiligten. „Gleichbedeutbarkeit“ ist in diesem Zusammenhang zu berücksichtigen, um den eigentlichen Gehalt und Charakter des „Gleichheitsprinzips“ herauszustellen. *Gleichbedeutbarkeit* als neue Bezeichnung, als neue Wortschöpfung für „Gleichheit“? Gleichbedeutbarkeit ist nicht mit „Gleichwertigkeit“ zu verwechseln. Werte im Recht sind instabil, sie können je nach rechtspolitischer Opportunität verschoben und verändert werden. Die Bedeutsamkeit einer Person als personales Rechtssubjekt ist demgegenüber unveränderbar und universal. Von dieser Erkenntnis aus wurde auch das Geschlechterverhältnis erfasst und mitbestimmt; dies hat seinen Ausdruck in der Geschichte der „Frauen im Recht“ gefunden (vgl. aus rechtshistorischer Perspektive: Gerhard 1999).

Die Wirklichkeit jeder Person besteht in ihrer *Bedeutsamkeit*. Betrachtet man sich die Menschen empirisch, so kann der Gedanke der Aufrechterhaltung von Ungleichheit und Verschiedenheiten in den Blick geraten. Sie sind faktisch ungleich, äußerlich und innerlich. Art. 3 Abs. 3 GG meint deshalb nicht nur die äußerliche Erscheinung einer Person, sondern darüber hinaus etwa die politische oder religiöse Anschauung; das gilt auch für das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz. In der Erkenntnis dieser empirischen Ungleichheit will die Verfassung „vor“ dem Gesetz alle für gleich erachten. Das ist eine nicht unwesentliche Einschränkung des Zusammenhangs. Was aber ist mit „hinter“ oder „nach“ dem Gesetz oder was ist mit „über“

dem Gesetz? Richtet sich der Blick sodann wieder dem einzelnen freien und autonomen Individuum zu, dann lässt sich sehr wohl die *Bedeutsamkeit* jedes Einzelnen als auch der Verfassung übergeordnet in den rechtlichen Zusammenhang einführen. Denn nur in dieser individuellen Bedeutsamkeit wird man den Gleichheitssatz ernsthaft verstehen können, nämlich dann, wenn das Individuum in seiner *Bedeutsamkeit* nicht bloß isoliert betrachtet, sondern ins Verhältnis zu jedem anderen Individuum gesetzt wird. Dann aber betreten wir den eigentlichen rechtlichen Bereich. Die *Bedeutsamkeit* des *Robinson* steht außer Zweifel, wird rechtlich aber erst relevant, als *Freitag* auftaucht, als Fußspuren im Sand auf die Existenz anderer *bedeutsamer* Individuen hindeuten.

Sobald dieses Rechtsverhältnis entsteht, steht der Umgang miteinander zur Disposition und die Regelungen dieses Umgangs; darin liegt die rechtstheoretische Grundlage für jedes Gleichstellungsrecht. Wir wissen, dass sich in historischen Entwicklungslinien die Freiheit des Einzelnen, seine Gleichheit und seine selbständige und autonome Rechtsexistenz nur mit großen Anstrengungen haben vollziehen können. Diese Anstrengungen sind – bei aller Regelungsdichte – nicht abgeschlossen. Die Betonung der Autonomie des Einzelnen wird für den rechtlichen, gemeinsamen Zusammenhang überhaupt erst relevant, wenn wir uns darüber klar werden, dass die „gleiche *Bedeutsamkeit*“ von Personen als Rechtsform gegeben werden muss, wenn nicht durch eigenständig hervorgebrachtes vernünftiges – etwa am Kategorischen Imperativ orientiertes – Verhalten (Nagl-Docekal 2000, S. 178ff.), so doch durch gesetzliche Formulierungen, die das Verhältnis (etwa das Geschlechterverhältnis als Rechts-

verhältnis) zur Basis haben müssen.

Rechtspolitisch vermag *Gleichbedeutsamkeit* unter den geschilderten Aspekten einen einsichtigeren, effektiveren Ausdruck markieren, als dies mit einem isolierten Gleichheits-Begriff der Fall ist. *Gleichbedeutsamkeit* taucht bislang in keiner gesetzlichen Regelung auf. Und doch könnte man es einmal versuchen, Gleichheit der Personen als *Gleichbedeutsamkeit* der Personen zu formulieren bzw. zu übersetzen. Rechtspolitisch wäre dies ein gedanklich und gesetzestechnisch konkretisierender Fortschritt, beispielsweise im Umgang mit dem verfassungsrechtlich garantierten Gleichstellungsauftrag.

Gleichbedeutsamkeit aller ist sogar das zentrale Merkmal des Rechtsstaates. Gleichheit kann auch jeder Unrechtsstaat postulieren, mit der *Gleichbedeutsamkeit* als Prinzip ginge das widerspruchlos nicht so einfach. Denn dann würde schnell deutlich, dass das autonome einzelne Individuum in seiner eigenen Bedeutsamkeit gerade nicht geehrt, d.h. anerkannt würde. Die Nichtanerkennung der *Gleichbedeutsamkeit* als Prinzip ist das eigentliche Anzeichen, das eigentliche schwerwiegende Indiz für die Feststellung, es handle sich zumindest um einen fragilen Rechtsstaat. Verdichten, verfestigen sich diese Anzeichen gegenüber Einzelnen oder gegenüber bestimmten Personengruppen (etwa gegenüber Frauen), so sprechen wir von Unterdrückung.

Das betrifft nicht nur das Verhältnis Staat/Bürger(-in). Das gilt auch für das Verhältnis der Bürger(-innen) untereinander. Es kann nicht nur um die Berechtigung gehen, vom Staat hinreichend geschützt zu werden. Feministische Theorien haben Formen ausschließlicher Fürsorglichkeit weitestgehend abgelehnt. Es muss darüber hinaus um die Verpflichtung gehen, an diesem schützenden

Verhältnis mitzuwirken. Das ist der Kerngedanke jeder gesetzlichen Regelung, die Gleichstellung garantieren will oder Diskriminierungsverbote zum Gegenstand hat. Top-down und Bottom-up eines Gender Mainstreaming kann ernsthaft nur verständlich sein, wenn diese beiden Verhältnisstrukturen hinreichend berücksichtigt werden. Exakt an diesem Punkt aber scheitert gegenwärtig eine fortschrittliche und effektive Gleichstellungspraxis.

Der Begriff der *Gleichbedeutsamkeit* beinhaltet beide Verhältnisstrukturen. Denn mit der gleichen Bedeutsamkeit kommt bereits sprachlich das Verhältnis der Beteiligten viel deutlicher zum Ausdruck, ohne dabei aber den Autonomiegedanken zu verlieren. Diese Bedeutsamkeit bezieht alle Ungleichheiten jeder Person von vorneherein mit ein. Damit begrenzen sich die Einzelnen im Zusammenhang des Rechts. Sie verpflichten sich nämlich zur gegenseitigen Anerkennung dieser Ungleichheiten. Und erst durch diese Selbstverpflichtung kann das Prinzip der *Gleichbedeutsamkeit* zum grundlegenden Rechtsprinzip erhoben werden. Verpflichten sich die Einzelnen nicht selbst (etwa im Gleichstellungsrecht der Hochschulen und kommunalen Verwaltungen), werden sie von einem Rechtsstaat zur Einhaltung ihrer Pflichten gezwungen werden (das aber fehlt allen Gleichstellungsgesetzen).

Von der Grundlage eines Prinzips der *Gleichbedeutsamkeit* aus wird das „Recht, zwingen zu dürfen“ innerhalb des Allgemeinen und Besonderen Gleichstellungsrechts durch Gleichstellungsverpflichtungen und Diskriminierungsverbote ausgestaltet. Der bloße Ausspruch einer Verpflichtung, eines Auftrages und eines Verbots – auch der mit Verfassungsrang – mag jedoch ganz offensichtlich nicht hinreichen. Gesetz-

lichen Regelungen müssen entsprechende „sanktionsähnliche“ Mechanismen hinzugefügt werden. Das ist freilich nur dann zu rechtfertigen, wenn etwa in dem Verstoß gegen ein Verbot oder im Unterlassen gesetzlicher Beauftragung der grundlegende Rechtsbereich des gleichbedeutsamen Individuums angetastet wird und insofern eine Nichtanerkennung dieses grundlegenden Prinzips darstellt. Wer *Gleichbedeutsamkeit* als rechtsstaatliches Prinzip anerkennt und deshalb festschreibt, wird auch entsprechende Durchsetzungsmechanismen im Einzelnen zur Verfügung stellen müssen. Andernfalls wären Gleichstellungsrecht und Diskriminierungsverbote nur rechtspolitische Lippenbekenntnisse, die zwar gesetzlich ausformuliert sind, aber keine hinreichende Verbindlichkeit für alle Beteiligten zur Folge hätten. Der „Clash“ des Gender-Justice wird insofern in jeder einzelnen gleichstellungsrechtlich relevanten Situation vorprogrammiert sein. Dass das Frauen theoretisch und praktisch in der gegenwärtigen Phase gleichstellungsrechtlicher „Teilerfolge“ auch weiterhin auf den Plan rufen wird, versteht sich von selbst.

Anmerkungen

¹Erweiterter Bericht über eine Vorlesung, die die Autorin im Sommersemester 2006 an der Fakultät für Rechtswissenschaft der Universität Bielefeld gehalten hat.

Literatur

- Baaken, Uschi/Plöger, Lydia (Hgg.): Gender Mainstreaming. Konzepte und Strategien der Implementierung an Hochschulen, Bielefeld 2002.
- Baer, Susanne: Radikalität, Fortschritt und Gender Mainstreaming, zum Stand feministischer Rechtspolitik heute, in: STREIT – Feministische Rechtszeitschrift 2003, S. 66-71.
- Baer, Susanne: Wie entsteht Gender-

- Kompetenz? Beratung zu Gender Mainstreaming zwischen Anspruch und Wirklichkeit, in: Jung, Dörthe/Krannich, Margret (Hgg.), Die Praxis des Gender Mainstreaming auf dem Prüfstand. Stärken und Schwächen der nationalen Umsetzungspraxis, Frankfurt am Main 2005, S. 79-89.
- Baer, Susanne/Smessaer, Angela: Entwicklung von Frauenrechten in der EU, in: Frauen und Recht, Reader hrsg. vom Ministerium für Gesundheit, Soziales, Frauen und Familie des Landes Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf 2003, S. 116-127.
- Bargfrede, Anja/Pauli Andrea/Hornberg, Claudia: Gesundheit: Zur gesundheitlichen Situation von Frauen, in: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hgg.) Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung, Theorie, Methode, Empirie; unter Mitarbeit von Barbara Budrich, Ilse Lenz, Sigrid Metz-Göckel, Ursula Müller und Sabine Schäfer, Wiesbaden 2004, S. 519-528.
- Blome, Eva/Erfmeier, Alexandra/Gülcher, Nina/Smasal, Kerstin/Smykalla, Sandra: Handbuch zur universitären Gleichstellungspolitik. Von der Frauenförderung zum Gendermanagement? Wiesbaden 2005.
- Brehmer, Ilse: Was ist feministische Pädagogik?, in: Luise F. Pusch (Hg.), Feminismus. Introspektion der Herrenkultur. Ein Handbuch, Frankfurt am Main 1983, S. 367-376.
- Burkhardt, Anke/König, Karsten (Hg.): Zweckbündnis oder Zwangsehe: Gender Mainstreaming und Hochschulreform, Wittenberger Hochschulforschung, Bonn 2006.
- Cottier, Michelle: Subjekt oder Objekt? Die Partizipation von Kindern in Jugendstraf- und zivilrechtlichen Kinderschutzverfahren. Eine rechtssoziologische Untersuchung aus der Geschlechterperspektive (Diss. 2005 bei Ingeborg Schwenzer und Andrea Maihofer; Publikation in Vorbereitung).
- Dahl, Tove Stang: Frauen zum Ausgangspunkt nehmen: Der Aufbau eines Frauenrechts, in: STREIT 1986 (Heft 4), S. 115-126.
- Dahl, Tove Stang: FrauenRecht. Eine Einführung in feministisches Recht, Bielefeld 1992 (Original: Womans' Law. An Introduction to Feminist Jurisprudence, Oslo 1987).
- Dausien, Bettina/Herrmann, Martina/Oechsle, Mechthild (Hgg.): Erkenntnisprojekt Geschlecht. Feministische Perspektiven verwandeln Wissenschaft, Opladen 1999.
- Doetsch, Brigitte (Hg.): Philosophinnen im dritten Jahrtausend. Ein Einblick in aktuelle Forschungsfelder, Bielefeld 2004.
- Doyé, Sabine/Heinz, Marion/Kuster, Friederike: Philosophische Geschlechtertheorien, Stuttgart 2002.
- Elsuni, Sarah: Feministische Rechtstheorie, in: Buckel, Sonja/Christensen, Ralph/Fischer-Lescano, Andreas (Hgg.): Neue Theorien des Rechts, Stuttgart 2006, S. 163-186.
- Foljanty, Lena/Lembke, Ulrike: Feministische Rechtswissenschaft. Ein Studienbuch, Baden-Baden 2006.
- Gerhard, Ute: Gleichheit ohne Angleichung. Frauen im Recht, München 1990.
- Gerhard, Ute: Für Frauenrecht – (nicht nur) als Disziplin, in: STREIT 1993 (Heft 3), S. 123-125.
- Gerhard, Ute (Hg.): Frauen in der Geschichte des Rechts. Von der frühen Neuzeit bis zur Gegenwart, München 1999.
- Giebardt, Ute: Gleichstellungspolitik an der Hochschule – Die Umsetzung gesetzlicher Regelungen an Hochschulen in Hessen und Niedersachsen. Eine Revision der Instrumente der 1990er Jahre, Kassel University Press 2006.
- Griesebner, Andrea: Feministische Geschichtswissenschaft. Eine Einführung, Wien 2005.
- Gössmann, Elisabeth u.a (Hg.): Wörterbuch der Feministischen Theologie, 2. Aufl., Gütersloh 2002.
- Harding, Sandra: Feministische Wissenschaftstheorie. Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht, aus dem Amerikanischen von Michael Haupt, Hamburg/Berlin 1990.
- Heintz, Bettina: Geschlecht als (Un-)Ordnungsprinzip: Entwicklungen und Perspektiven der Geschlechtersoziologie, in: Heintz, Bettina (Hg.): Geschlechtersoziologie, Wiesbaden 2001, S. 9-29.
- Holzeithner, Elisabeth: Recht – Macht – Geschlecht, Legal Gender Studies. Eine Einführung, Wien 2002.
- Jansen, Mechthild M./Ehrhard-Kramer, Angelika: Gender Mainstreaming. Grundlagen, Prinzipien, Instrument, Wiesbaden 2003.
- Klinger, Cornelia: Die politische Funktion der transzendentalen Theorie der Freiheit. Sinn und Grenzen der Hegelschen Kritik der Freiheitstheorie Kants, Köln 1982.
- Kokott, Juliane: Zur Gleichstellung von Mann und Frau – Deutsches Verfassungsrecht und europäisches Gemeinschaftsrecht, in: NJW 1995, S. 1049-1057.
- Koreuber, Mechthild/Mager, Ute (Hg.): Recht und Geschlecht. Zwischen Gleichberechtigung, Gleichstellung und Differenz, Baden-Baden 2004.
- Kuster, Friederike: Rousseau – Die Konstitution des Privaten. Zur Genese der bürgerlichen Familie, Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Sonderband 11, Berlin 2005.
- Lembke, Ulrike: Stand und Gegenstand feministischer Rechtswissenschaft, in: JURA 2005, S. 236-241.
- Longman, Phillip: The Return of Patriarchy, in: Foreign Policy March/April 2006.
- Longman, Phillip: The Empty Cradle. How Falling Birthrates Threaten World Prosperity (And What To Do About It), New York 2004.
- Luf, Gerhard: Freiheit und Gleichheit. Die

- Aktualität im politischen Denken Kants, Wien 1978.
- Maier, Friederike: Wirtschaftswissenschaft, in: Braun, Christina von/Stephan, Inge (Hgg.): Gender-Studien. Eine Einführung, Stuttgart/Weimar 2000, S. 142-154.
- Maihofer, Andrea: Geschlecht als Existenzweise. Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz, Frankfurt am Main 1995.
- Maschewsky-Schneider, Ulrike: Brauchen wir geschlechtsspezifische Zugänge in den Gesundheitswissenschaften, in: Claudia von Braunmühl (Hgg.), Etablierte Wissenschaft und feministische Theorie im Dialog, Berlin 2003, S. 163-176.
- Maurer, Hartmut: Allgemeines Verwaltungsrecht, 16., überarb. und erg. Aufl., München 2004.
- Meyer, Ursula I.: Einführung in die feministische Philosophie, 3. Aufl., Aachen 2004.
- Mischau, Anina: Frauenforschung und feministische Ansätze in der Kriminologie. Dargestellt am Beispiel kriminologischer Theorien zur Kriminalität und Kriminalisierung von Frauen, 2. Aufl., Herbolzheim 2003.
- Mischau, Anina/Oechsle, Mechthild: Wechselwirkungen, Risiken und Nebenwirkungen. Frauen- und Geschlechterforschung im Kontext von Disziplinen und Interdisziplinarität, in: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien 2003 (Heft 2 u. 3), S. 3-19.
- Müller, Ursula: Von der „Frauenförderung“ zur „Geschlechterdemokratie“: Wie gehen wir mit unserer Geschichte um? Eine Auseinandersetzung mit den Thesen von Gunda Werner, in: Möglichkeiten und Grenzen eines Transfers zwischen Feministischer Wissenschaft und Politik, hrsg. vom Feministischen Institut der Heinrich-Böll-Stiftung, Berlin 2001, S. 22-31.
- Nagl-Docekal, Herta/Pauer-Studer, Herlinde (Hgg.): Politische Theorie. Differenz und Lebensqualität, Frankfurt am Main 1996.
- Nagl-Docekal, Herta: Feministische Philosophie. Ergebnisse, Probleme, Perspektiven, Frankfurt am Main 2000.
- Nagl-Docekal, Herta: Feministische Philosophie – aktuelle Perspektiven, in: Brigitte Doetsch (Hg.), Philosophinnen im dritten Jahrtausend, 2004, S. 53-68.
- Naucke, Wolfgang/Harzer, Regina: Rechtsphilosophische Grundbegriffe, 5. Aufl., München 2005.
- Nitschke, Tanja: Feministische Rechtswissenschaft, in: Forum Recht 2005/06 (Sonderausgabe), S. 10-11
- Ohlndieck, Lutz: Gender Trouble in Organisationen und Netzwerken, in: Pasero, Ursula (Hg.), Frauen, Männer, Gender Trouble, Frankfurt am Main 2003, S. 171-185.
- Osinski, Jutta: Einführung in die feministische Literaturwissenschaft, Berlin 1998.
- Osterloh, Lerne: Kommentar zu Art. 3 GG, in: Sachs, Michael (Hg.): Grundgesetz, Kommentar, 3. Aufl., München 2003.
- Petersen, Kerstin: Feministische Mädchenarbeit gestern und heute. Vom Einfluss (post-)feministischer Ansätze auf geschlechtsspezifische Pädagogik, Bielefeld 2003.
- Plöger, Lydia: Gefühlte Nähe und faktische Distanz. Das Verhältnis von Gleichstellungspolitik und Frauen- und Geschlechterforschung, in: IFF Info, Zeitschrift des Interdisziplinären Frauenforschungs-Zentrum, Jg. 23, Nr. 31, 2006, S. 38-41.
- Pieper, Annemarie: Aufstand des stillgelegten Geschlechts. Einführung in die feministische Ethik, Freiburg i.Br. 1993.
- Pieper, Annemarie: Gibt es eine feministische Ethik? München 1998.
- Prenzel, Annedore: Pädagogik der Vielfalt. Verschiedenheit und Gleichberechtigung in Interkultureller, Feministischer und Integrativer Pädagogik, 3. Aufl., Wiesbaden 2006.
- Pusch, Luise F.: Das Deutsche als Männersprache. Aufsätze und Glossen zur feministischen Linguistik, Frankfurt am Main 1996.
- Regenhard, Ulla (Hg.): Ökonomische Theorien und Geschlechterverhältnis. Der männliche Blick der Wirtschaftswissenschaft, Berlin 1994.
- Rosenberger, Sieglinde K./Sauer, Birgit (Hgg.): Politikwissenschaft und Geschlecht. Konzepte, Verknüpfungen, Perspektiven, Wien 2004.
- Sachs, Michael (Hg.), 2003: Grundgesetz, Kommentar, 3. Aufl., München 2003.
- Sacksofsky, Ute: Das Grundrecht auf Gleichberechtigung. Eine recht-dogmatische Untersuchung zu Artikel 3 Absatz 2 des Grundgesetzes, 2., erweiterte Aufl., Baden-Baden 1996.
- Sacksofsky, Ute: Was ist feministische Rechtswissenschaft?, in: ZRP 2001, S. 412-417.
- Samel, Ingrid: Einführung in die feministische Sprachwissenschaft, 2. Aufl., Berlin 2000.
- Scherzberg, Lucia: Grundkurs feministische Theologie, Mainz 1995.
- Sauer, Birgit: Was kann feministische Wissenschaft für Geschlechterdemokratie leisten?, in: Möglichkeiten und Grenzen eines Transfers zwischen Feministischer Wissenschaft und Politik, hrsg. vom Feministischen Institut der Heinrich-Böll-Stiftung, Berlin 2001, S. 7-21.
- Schiek, Dagmar: Systematische Darstellung, in: Schiek, Dagmar/Dieball, Heike/Horstkötter, Inge/Seidel, Lore/Vieten, Ulrike M./Wankel, Sibylle, Frauengleichstellungsgesetze des Bundes und der Länder, Kommentar für die Praxis zum Bundesgleichstellungsgesetz und den Gleichstellungsgesetzen, Gleichberechtigungsgesetzen und Frauenfördergesetzen der Länder, 2. Aufl., Frankfurt am Main 2002.
- Schultz, Ulrike: Die Geschichte von Art. 3 Abs. 2 Grundgesetz, in: Frauen und Recht, Reader hrsg. vom Ministerium für Gesundheit, Soziales, Frauen und Familie des Landes Nordrhein-West-

- falen, Düsseldorf 2003, S. 54-60.
- Schweizer, Kerstin: Der Gleichberechtigungssatz – neue Form, alter Inhalt? Untersuchung zu Gehalt und Bedeutung des neu gefassten Art. 3 Abs. 2 GG unter Einbeziehung europäischen Gemeinschaftsrechts, Berlin 1998.
- Soine, Stefanie: Feministische Psychoanalyse als Beitrag zur Frage der Geschlechterdifferenz? Bielefeld 1990.
- Wendel, Saskia: Feministische Ethik zur Einführung, Hamburg 2003.
- Windelband, Wilhelm: Über Gleichheit und Identität, Heidelberg 1910.
- Young, Iris Marion: Justice and the politics of difference, 1990, dt. Teilübersetzung in: Christoph Horn/ Nico Scarano (Hg.), Philosophie der Gerechtigkeit. Texte von der Antike bis zur Gegenwart, Frankfurt am Main 2002, S. 428-445.

Prof. Dr. Regina Harzer
Fakultät für Rechtswissenschaft
Interdisziplinäres Zentrum für Frauen-
und Geschlechterforschung (IFF)
Universität Bielefeld, Postfach 10 01
31, 33501 Bielefeld
Email: regina.harzer@uni-bielefeld.de

Experiment Familienmanagement. Zur Konstruktion von Mutterschaft und Familie in der Sendung FRAUENTAUSCH

Das neoliberal verstandene Individuum zeichnet sich durch Eigenverantwortung und Leistungsbereitschaft aus. Gleichzeitig scheint der Rekurs auf die Sozialgemeinschaft „Familie“ unabdingbar. Von der Heranführung von Kindern an die Werte der „Leistungsgesellschaft“ bis hin zur Übernahme der Pflege von altersbedingt Abhängigen gilt sie gerade im Neoliberalismus als unverzichtbar. So ist es nicht verwunderlich, dass in jüngster Zeit die Familie im politischen Diskurs erneut wiederentdeckt wird. Dabei verändern sich die Vorstellungen dessen, was eine Familie ausmacht und wie sie funktioniert. Dieser Beitrag, der aus dem medienwissenschaftlichen Seminar „Technologien des Selbst – Lifestyle im TV“ an der Ruhr-Universität Bochum hervorgegangen ist, untersucht die Doku-Soap FRAUENTAUSCH (RTL 2) als Ausschnitt populärer Diskurse zu Mutterschaft und Familie.

„Der demographische Wandel stellt Deutschland vor Herausforderungen, die der Sozialstaat alleine nicht bewältigen kann. Immer mehr Menschen bewerten in hohem Maße, dass Familie und Solidarität zwischen den Generationen die tragenden Säulen ihres Lebens und unserer Gesellschaft als Ganzes sind. [...] Wir brauchen daher neue Strukturen, die freiwillige Initiative stärken und Eigenverantwortung klug mit staatlichen Leistungen verbinden, genau dort, wo die Verantwortung von Familie am größten ist: In der Fürsorge für die ganz Jungen und die ganz Alten. Der Staat kann Familie nie ersetzen, aber er kann den Rahmen dafür schaffen, dass Familien diese wichtigen Aufgaben auch wirklich bewältigen können.“ (Pressemitteilung Ministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend)

Mit diesen Worten wird die Bundesfamilienministerin Ursula von der Leyen in einer Pressemitteilung des Ministeriums vom 30. Mai 2006 zitiert. Sie sind nur ein Indiz dafür, dass der Komplex der politischen und ökonomischen Regulierung von Familie in jüngster Zeit wieder interessant geworden ist. Ein Blick in Tageszeitungen und Fernsehnachrichten verdeutlicht die Relevanz, die der Familie derzeit „zum Wohle der

Nation“ zugesprochen wird. Ohne die Familie und die aus ihr erwachsenden Kompetenzen und Aktivitäten scheint der (Sozial-) Staat allein dazustehen. So wird an die Produktivität von Familie und ihre Ausbaufähigkeit und Optimierbarkeit appelliert. Die damit verfolgten Regierungsziele sind historisch spezifische, gleichzeitig weist die Figur eine Kontinuität auf. Mit Jean-Jacques Rousseaus Problematisierung der Kindererziehung in *Emile* wird im Diskurs der Aufklärung erstmals der „Kindheit“ ein eigener Wert beigegeben (vgl. Badinter 1981). Diese Fokussierung auf das Kind initiierte die Herausbildung der „modernen Mutter“ (vgl. Kaplan 1992, S. 20). Über das Verständnis von Familie als Relais moderner Regierungsformen (vgl. Foucault 2000, S. 60) und die damit einhergehende Problematisierung von Mutterschaft haben sich Diskurse herausgebildet, die Wissen über die „richtige“ Führung einer Familie und die „richtige“ Kindererziehung transportieren.

Vor dem Hintergrund aktueller gesellschaftspolitischer Bezugnahmen auf Familie scheint ein Blick auf popkulturelle Diskurse interessant,

in denen Mutterschaft und Familie verhandelt werden. So möchte ich im Folgenden die Sendung FRAUENTAUSCH auf die Frage nach der Repräsentation von Mutterschaft und Familie an einigen Beispielen analysieren.

In FRAUENTAUSCH werden Familienstrukturen und -konzepte zum Thema erhoben. Statt eine bestimmte Familie werden hier unterschiedlichste Familienbilder repräsentiert, womit FRAUENTAUSCH ganz im Sinn der reflexiven Moderne zur Reflexivität des medialen und des sozialen Konstrukts Familie beiträgt. Meine These ist, dass FRAUENTAUSCH nicht vor dem Hintergrund eines angenommenen und im Rahmen der Sendung reproduzierten Familien-Ideals funktioniert. Ebenso wenig geht es um die Suche nach der *idealen Mutter*. Statt um *Normierung* geht es vielmehr um die *Normalisierung* von Familie und Mutterschaft, d.h. die präsentierten Familienformen und ihre interne Arbeitsteilung sind in gewissem Maße flexibel. So werden auch Aufgaben wie Kochen oder Putzen nicht per se der Mutter zugeschrieben. Ihre Hauptaufgabe ist es vielmehr, die Familie zu *managen*. Wer in der Familie kocht,

putzt oder die Kinder erzieht, ist letztlich egal. Entscheidend ist, dass das *Management* dieser Aufgaben bewerkstelligt wird, und dieses ist von der (Tausch-) Mutter zu übernehmen, so meine These. Ein erfolgreiches Management setzt ein dazu fähiges Subjekt voraus. Deswegen hängt der „Erfolg“ der Familien in FRAUENTAUSCH immer von den persönlichen Fähigkeiten der Mütter ab, die stets gesteigert und verbessert werden können und sollten.

Ich werde zunächst einige Vorüberlegungen zur *Familie* und zu ihrer popkulturellen Repräsentation in den vergangenen zwanzig Jahren anstellen. Anschließend formuliere ich einige Gedanken zum Verhältnis neoliberaler Regierungstechniken und aktuellen *real life*-Formaten. Bevor ich zu den Analysebeispielen komme, werde ich meine Überlegungen zu Normalität und Normalisierung in FRAUENTAUSCH mit Jürgen Links (1999) Konzept des *flexiblen Normalismus* verknüpfen. Mit der Analyse ausgewählter Folgen der Sendung möchte ich exemplarisch zeigen, wie Mutterschaft und Familie in FRAUENTAUSCH konstruiert werden.

Wozu Familie? Sinnstiftung und gesellschaftliche Bedeutung

Es geht mir im Folgenden nicht um eine allgemeine Definitionen von Familie, da es meines Erachtens mehr darauf ankommt, wie in einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort, „Familie“ als sinnhaftes Konzept *erlebt* wird (Frage nach der Bedeutungseinschreibung) und Gesellschaft *strukturiert* (Frage nach der Wirkmächtigkeit im Hinblick auf die Organisation von Gesellschaft). Diese beiden Funktionen können selbstverständlich nicht von einander getrennt werden, da sie sich wechselseitig bedingen. Wie Sarah Harwood (1997) gehe ich davon

aus, dass „die Familie“ im Rahmen komplexer diskursiver Formationen sinnstiftend wirkt. Familiendiskurse strukturieren demzufolge unser Verständnis davon, wie sich Gesellschaft reproduziert und organisiert und wie Individuen in diesen Prozess eingebunden sind.

Der klassische Typ der Kernfamilie mit seinen Einheiten (Vater, Mutter, Kinder) und seiner Organisationsweise (vergeschlechtlichte Arbeitsteilung) hat sich mit der Herausbildung der bürgerlichen Gesellschaft entwickelt. Konstitutiv für die Familie war die Sphärentrennung in Öffentlichkeit und Privatheit. Denn nur über die Bildung eines öffentlichen, politischen Raumes konnte der (männliche) Bürger seine neu gewonnenen liberalen Freiheiten ausüben. Die Kehrseite dieses neuen öffentlichen Raumes war das Zuhause, das nicht der politischen Verhandbarkeit unterlag, sondern in der Regel nach patriarchalen Mustern organisiert und für die Reproduktion der Familie und der Erwerbs- und Politikfähigkeit des Mannes zuständig war.

Hier knüpft die Problematisierung des *Kindes* an, die erstmals 1762 von Rousseau in *Emile* eingehend formuliert wurde. Der Anspruch an eine Gesellschaft mündiger Staatsbürger setzt zunächst deren Herstellung voraus. Somit hing für Rousseau das Schicksal der Menschheit von der Mutter ab, von ihren sozialen Fähigkeiten, die Familie zu versorgen und insbesondere die Kinder zu erziehen (vgl. Rousseau 1991). Diese Vorstellung wurde in Diskursen zur Kindererziehung des 18. und 19. Jahrhunderts fortgesetzt und ausdifferenziert. Ein regelrechtes Expertentum aus Ärzten, Priestern, Lehrern und Philosophen errichtete sich um den Wissensgegenstand *Kind* und entwickelte Empfehlungen und Ratschläge, die sich hauptsäch-

lich an Mütter richteten (vgl. Kaplan 1992, S. 21ff.). Das Wissen um Kinder und Kindererziehung ist inzwischen vielfach institutionalisiert worden. Ratschläge und Anweisungen können heute in Elternsprechstunden, Beratungsstellen, Kinderarztpraxen, Kinderpsychologieeinrichtungen, aber auch in populärer Form in Ratgebern, Zeitschriften oder *real life*-Formaten wie der SUPER NANNY eingeholt werden.

Michel Foucault (1983) hat gezeigt, welche konstitutive Rolle das Sexualitätsdispositiv bei der Herausbildung der bürgerlichen Gesellschaft gespielt hat. Die Familie wurde als Untersuchungs- und Regulierungsgegenstand hervorgebracht, indem Wissen über sie und ihre Mitglieder produziert wurde.¹ Zu diesem Wissenskomplex gehören auch die Diskurse zur Kindererziehung, die eine (geistig) gesunde, fähige und mit Wissen ausgestattete Mutter zur unverzichtbaren Voraussetzung machten.

In den 1970er Jahren haben Feministinnen unter dem Schlagwort „*Das Private ist politisch*“ den Ort der Familie als herrschaftlich strukturiert entlarvt und häusliche Gewalt sowie die Nichtentlohnung und Nichtanerkennung gesellschaftlich notwendiger Familien- und Hausarbeit problematisiert. Die Vorstellung von der Naturhaftigkeit der Organisationsform *Familie* wurde heftig kritisiert und ihre soziale Unterdrückungsfunktion betont: „[...] *the very concept and ideology of family has functioned to obscure the social organisation of reproduction, specifically the range of interest vested in it and how these structure and are structured by existing relations of power.*“ (Harwood 1997, S. 36)

Sarah Harwood (1997) zufolge verlagerte die Politik in Großbritannien unter Margaret Thatcher in den 1980er Jahren tendenziell gesamtgesellschaftliche Aufgaben in die Fa-

milie. Diese wurde in der politischen Rhetorik des Neoliberalismus wichtig, da mit ihr eine soziale Einheit konstruiert werden konnte, innerhalb derer bestimmte Aufgaben, die vormals staatlich organisiert waren, übernommen wurden. So firmierten viele dieser Umgestaltungsmaßnahmen unter dem Titel *Familienpolitik*.

Durch Bundesministerin Ursula von der Leyen ist die Familie in der politischen Rhetorik in Deutschland in besonderem Maße wiederentdeckt worden. Die Familie wird als Ort der Produktion guter Staatsbürger, einhergehend mit einer Neuauflage konservativer Wertedebatten problematisiert. Die beschlossenen Regulierungsmaßnahmen, wie das Elterngeld oder die verbesserte steuerliche Absetzbarkeit von Kinderbetreuungskosten, zielen offenkundig auf die Steigerung der Gebärfreudigkeit von Frauen aus der Mittel- und Oberschicht ab. Es kann festgehalten werden, dass das Konzept „Familie“ zur politischen und ökonomischen Regulation von Gesellschaft oder zur Kritik eben dieser Regulation, z.B. durch FeministInnen, eingesetzt werden kann. Indem plausibel gemacht wird, was eine Familie ist und welche gesellschaftlichen Aufgaben ihren Ort in ihr haben, können diese einem öffentlichen, gesellschaftlichen Verantwortungsbereich entzogen und in das Private verlagert werden.² Der private Bereich ist von Regulationsformen politisch-gesetzlicher, ökonomischer, sozialer und kulturell-normativer Art durchzogen und ist damit keineswegs als ein von Öffentlichkeit und Staat abgetrennter, autonomer Raum zu verstehen. Eine scharfe Grenzziehung zwischen privatem Familienbereich und Öffentlichkeit ist offensichtlich nicht möglich. Vielmehr ist festzustellen, dass das, was als privat und das, was als

öffentlich gilt, stets Ergebnis komplexer sozialer Aushandlungsprozesse ist und dass beide Bereiche aufeinander einwirken.

Popkulturelle Repräsentation von Mutterschaft

Aktuelle Mutterschafts- und Familiendiskurse können nur vor dem Hintergrund ihrer historischen Herausbildung hinreichend verstanden werden. So beschreibt Ann Kaplan (1992) in ihrer Analyse von Mutterschaft in Popkultur und Melodram drei historische Wendepunkte in den Mutterschaftsdiskursen, die auch heutige Diskurse prägen: Zunächst sorgte die industrielle Revolution für die Transformation der „pre-modern mercantile-class wives“ als Lohnarbeiterinnen in der präindustriellen Wirtschaft zu Konsumentinnen im „new middle-class home“ (ebd., S. 17). Hier sieht Kaplan die Begründung der frühmodernen Mutter und ihrer Kernfamilie. Die erste Erschütterung erfuhr diese Konstellation durch den (Wieder-) Eintritt von Frauen in das Erwerbsleben mit Beginn des Ersten Weltkrieges und infolge der wenige Jahre später einsetzenden Frauenbewegung in den 1920er Jahren. Mit dem Zweiten Weltkrieg und der Frauenbewegung der 1960er Jahre wurde – neben vielen weiteren Institutionen – die Kernfamilie erneut herausgefordert. Vor dem Hintergrund der neuen Reproduktionstechnologien und der „electronic revolution“ spricht Kaplan für die heutige Zeit von postmodernen Mutter-Diskursen (vgl. ebd., S. 18ff.).

Harwood (1997), die Familienkonstruktionen im Hollywood-Kino untersucht hat, diagnostiziert für die 1980er Jahre ein Spannungsverhältnis zwischen tatsächlichen Familienstrukturen und ihren kulturellen Repräsentationen. Während sich Familien- und Haushaltsformen ver-

ändern und sich die geschlechtliche Arbeitsteilung insofern transformiert, als immer mehr Frauen erwerbstätig werden, wird auf kulturell-symbolischer Ebene um Deutungsweisen und Relevanz der Kernfamilie gekämpft. Dabei werde die Kernfamilie („nuclear family“³) als hegemonialer Idealtypus stabilisiert: Die Repräsentation von Familie in den 1980er Jahren befördere den Mythos, demzufolge die Kernfamilie eine universelle, natürliche und wünschenswerte Form des Zusammenlebens sei. Mit diesem Blick auf Familie wurden das Konzept von zwei getrennten Sphären der Öffentlichkeit und Privatheit sowie die Annahme der Naturhaftigkeit von Familie unterstützt. Doch statt einer simplen Wiederherstellung und Reproduktion des Mythos *Kernfamilie* wurde diese in den Hollywoodfilmen problematisiert und so neu verhandelt. Harwood (1997) zeigt, wie sich der Typ der „fehlerhaften (Kern-) Familie“ herausbildete, der die Rolle und die Repräsentation von Familie in Frage stellte (vgl. ebd., S. 6). Die „fehlerhafte Familie“ ist von innen her in ihrer Stabilität bedroht. Diese innere Bedrohung wird narrativ entwickelt, verhandelt und in unterschiedlichen Formen bewältigt. Harwood interpretiert die „fehlerhafte Familie“ als Antwort auf politische und kulturelle Unsicherheiten und den daraus entspringenden Versuchen der Reorientierung an Familie und familiären Werten. Auch wenn die idealisierte Kleinfamilie in der Realität nicht unbedingt ein Ziel sein konnte oder wünschenswert war, so sei ihre Produktion und Reproduktion das hegemoniale kulturelle Ziel der britischen und US-amerikanischen Gesellschaft in den 1980er Jahren gewesen. Für Harwood stellt die „ideologische Familie“ einen Versuch dar, die Notwendigkeit und

Realität gesellschaftlicher Veränderung zu verleugnen oder zumindest einen Zufluchtsort vor den Turbulenzen der sozialen Welt zu schaffen (vgl. ebd., S. 10, 38 f.).

„Neue“ Familienformen – Alleinerziehende, „Patchwork“-Familien, Wohngemeinschaften mit Kindern – schlagen sich seit den 1990er Jahren auch in Fernsehserien nieder. Der Typ der klassischen Kernfamilie, die in den Filmen Hollywoods der 1980er Jahre verschiedensten Bedrohungen standhalten musste, verliert damit sicher nicht seine Relevanz, zumal er durch die Privilegierung der Ehe gegenüber alternativen Gemeinschaftsformen gesetzlich und ökonomisch reguliert wird. Dennoch hat längst eine Normalisierung nicht-klassischer Familienformen stattgefunden, die mit der Transformation von Geschlechterverhältnissen einhergeht.

Mutterschafts- und Familiendiskurse der Gegenwart ranken sich verstärkt um Fragen des *Familienmanagements*, dessen zentrales Problem häufig die Erwerbstätigkeit von Frauen ist: Wie können Frauen Beruf und Familie vereinbaren (eine Frage, die sich für Männer interessanterweise nie gestellt hat)? Wie ist der Alltag entsprechend zu organisieren? Wie kann gewährleistet werden, dass die Kinder eine als ausreichend erachtete Betreuung und Erziehung „trotz“ der Erwerbstätigkeit der Mutter erhalten? In welchen Karrierephasen sollten die Kinder geboren werden, wie ist der Wiedereinstieg ins Erwerbsleben zu sichern? Der Eintritt in die öffentliche Sphäre durch Erwerbsarbeit und die weiterhin bestehende Anforderung, die Reproduktion der Familie zu gewährleisten, hat es erforderlich gemacht, Müttern einen stärkeren Subjektstatus zuzuschreiben. An dieser Subjektivität der Mutter setzt die Problematisierung

an, die beispielsweise in der Form der oben beschriebenen Fragen erfolgen kann.

Meine These, dass es in der Fernscheidung FRAUENTAUSSCH nicht um die Charakterisierung der *idealen* Mutter geht, sondern um den Imperativ zur ständigen Selbstoptimierung und die Feststellung, dass die Mutter nicht normiert sondern flexibel normalisiert wird, kann vor dem hier beschriebenen Hintergrund des Wandels von Familie und Mutterschaft verstanden werden.

Regierung im Neoliberalismus

Mit seinem in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre eingeführten Begriff der *Regierung* beschreibt Michel Foucault die Scharnierfunktion zwischen Macht und Subjektivität. Mittels der Regierung soll verstanden werden, wie sich Formen der Selbstregierung mit Herrschaftstechniken verknüpfen (vgl. Lemke 2002, S. 473 f.). Die Regierung wirkt nicht direkt auf Handlungen ein, sondern auf eine „indirekte und reflexive Bestimmung der Handlungsoptionen: Regiert wird die Art und Weise, in der die Akteure ihr Verhalten ‚regieren‘ [...]“ (ebd., S. 483). Um Regierung zu verstehen, ist es nach Foucault wichtig, sich die Verknüpfung von Selbst- und Fremdführung anzuschauen:

„Man muß die Wechselwirkung zwischen diesen beiden Technikformen – Herrschaftstechniken und Selbsttechniken – untersuchen. Man muß die Punkte analysieren, an denen die Herrschaftstechniken über Individuen sich der Prozesse bedienen, in denen das Individuum auf sich selbst einwirkt. Und umgekehrt muß man jene Punkte betrachten, in denen Selbsttechnologien in Zwangs- oder Herrschaftsstrukturen integriert werden.“ (Foucault 1993, S. 203 f., zit. n. Lemke 2002, S. 487)

Die Regierung im Neoliberalismus konstituiert sich u.a. über die Universalisierung des Wettbewerbs

und die Erfindung marktförmiger Handlungssysteme für Individuen, Gruppen und Institutionen. Eine Voraussetzung ist die epistemologische Verschiebung zur Generalisierung der ökonomischen Form: Ökonomie ist nicht mehr ein Bereich unter anderen (beispielsweise neben dem „Sozialen“), sondern das Gebiet des Ökonomischen umfasst die Gesamtheit menschlichen Handelns, insofern dieses durch die Allokation knapper Ressourcen zu konkurrierenden Zielen charakterisiert ist. Die Generalisierung der ökonomischen Form erlaubt es, nicht-ökonomische Bereiche und Handlungsformen sowie das Verhalten von Individuen nach ökonomischen Kriterien und innerhalb eines ökonomischen Intelligibilitätshorizonts zu dechiffrieren (vgl. Lemke/Krasmann/Bröckling 2000, S. 16):

„Der Neoliberalismus ermutigt die Individuen, ihrer Existenz eine bestimmte unternehmerische Form zu geben. Er reagiert auf eine verstärkte ‚Nachfrage‘ nach individuellen Gestaltungsspielräumen und Autonomiebestrebungen mit einem ‚Angebot‘ an Individuen und Kollektive, sich aktiv an der Lösung von bestimmten Angelegenheiten und Problemen zu beteiligen, die bis dahin in die Zuständigkeit von spezialisierten und autorisierten Staatsapparaten fielen. Der ‚Preis‘ für diese Beteiligung ist, dass sie selbst die Verantwortung für diese Aktivitäten – und für ihr Scheitern – übernehmen müssen.“ (Lemke 1997, S. 254)

Eine künstlich organisierte Freiheit gibt den Individuen Raum, sich kontinuierlich zwischen mehreren Handlungsoptionen eigenverantwortlich zu entscheiden. So sind im Neoliberalismus auch Selbstbestimmung, Verantwortung und Wahlfreiheit nicht als die Grenze des Regierungshandelns zu sehen, sondern als Instrumente und Vehikel der Veränderung des Verhältnisses der Subjek-

te zu sich selbst und zu anderen (vgl. Lemke / Krasmann / Bröckling 2000, S. 30):

Kennzeichnend für die neoliberalen Technologien in Abgrenzung zu klassischen wohlfahrtsstaatlichen ist die Einwirkung auf Selbstregulierungskapazitäten von Individuen und Gruppen, um sie mit gesellschaftspolitischen Zielen und ökonomischen Profitmaximierungen zu verbinden:

„Politische Autoritäten versuchen nicht länger, durch Instruktionen die Individuen in allen Sphären ihrer Existenz, von den intimsten bis zu den öffentlichsten, zu regieren. Die Individuen selbst, als Arbeiter, Manager und Familienmitglieder können im Bündnis mit politischen Zielen mobilisiert werden, um Wirtschaftswachstum, erfolgreiche Unternehmen und optimales persönliches Glück zu schaffen.“ (Miller/Rose 1994, S. 104)

So impliziert der Neoliberalismus auch nicht das tendenzielle Ende des Politischen, sondern seine Transformation: „Nicht eine Abnahme staatlicher Souveränität und PlanungsKapazitäten, sondern eine Verschiebung von formellen zu informellen Formen der Regierung lässt sich beobachten“ (Lemke / Krasmann / Bröckling 2000, S. 26). Solche informellen Regierungsformen verortet Nikolas Rose (1998) im „ethical field“. Ethik versteht er mit Foucault „[...] as means by which individuals come to construe, decipher, act upon themselves in relation to the true and the false, the permitted and the forbidden, the desirable and the undesirable“ (ebd., S. 153). In diesem Feld sind Technologien des Selbst anzusiedeln, die darauf zielen, einen persönlichen *life style* zu verwirklichen, der in der „enterprise culture“⁵ weniger die Anpassung an soziale Konventionen bedeutet, als die Steigerung von Lebensqualität und die Hoffnung auf ein glücklicheres Leben (ebd., S. 156 f.). Das Interesse an einem (stets veränder- oder optimierbaren) *life style*

zeigt sich u.a. in der Vielfalt und Anzahl aktueller *life style*-Fernsehformate. FRAUENTAUSCH ist sicher keine klassische Variante dieses Format-typs, dennoch spielen *life style* und Veränderbarkeit eine wichtige Rolle, wie ich weiter unten zeigen werde. Im nun folgenden Abschnitt möchte ich mich der Frage annähern, inwiefern aktuelle *real life*-Formate unter einer Perspektive der Regierung durch Selbsttechnologien betrachtet werden können.

Regierung und Fernsehen

Wie Gareth Palmer (2003) geht es mir bei der Untersuchung televisueller Texte nicht um die Aufdeckung vermeintlicher ideologischer Einschreibungen, sondern um eine Analyse der Wahrheitseffekte, die der Text produziert. In *Discipline and Liberty* untersucht Palmer die Diskurse, die in *Reality TV*-Formaten⁴ aufgegriffen und wiedergegeben werden. Er geht davon aus, dass die neuen dokumentarischen Formen Identitätsangebote formulieren, die als Elemente von (neoliberaler) Regierung begriffen werden können (vgl. Palmer 2003, S. 4). So fragt Palmer: „How does documentary organise discourses which form the citizen-subject? How does it help that agent to construct himself or herself as an individual with particular capacities and possibilities for action?“⁶ (ebd.).

Während der Begriff des Dokumentarischen, der sich v.a. mit der *Direct Cinema*-Bewegung und dem *Cinema Verité* 1960er Jahre und ihrem Anspruch einer möglichst realitätsgetreuen Wiedergabe der Wirklichkeit herausgebildet hat, mit Konzepten wie Informiertheit, Neutralität, Objektivität, Unverfälschtheit und Aufklärung verbunden ist, bezieht sich der Dokumentarcharakter des *Reality TV* auf die Beobachtung von Verhalten und die Auseinandersetzung mit dem *Alltäglichen*.⁶

Palmer sieht die Implementierung des Dokumentarischen in eine Überwachungskultur, in der die Visualisierung von Wissen und Verhalten zentral ist, als kennzeichnend für neuere dokumentarische Formate (vgl. Palmer 2003, S. 15):

„A wide variety of new and hybrid formats use the technology of discipline to produce confessions, revelations and transformations which render citizens more transparent than ever. This new visibility is central to the efficient governance of both ourselves and others.“ (ebd., S. 18)

Mit dem Panopticon⁷ hat Foucault in *Überwachen und Strafen* ein Paradigma der modernen Gesellschaft beschrieben, dessen Blickordnung sich in optischen Massenmedien wiederfindet (vgl. Friedrich 2001, S. 104). Die Bild- und Handlungslogik des Fernsehens ist die des Tests: „Das Publikum fühlt sich in den Darsteller nur ein, indem es sich in den Apparat einfühlt. Es übernimmt also dessen Haltung: es testet.“ (Benjamin 1974, S. 488, zit. n. Friedrich 2001, S. 102) Durch die Zwischenschaltung eines Apparates, der Sehen und Gesehenwerden voneinander trennt, wird die Beobachtung von Ereignissen möglich, an deren Ort sich die sehende Person nicht selbst befindet. Großaufnahmen und zerlegte Handlungsabläufe liefern dem Auge Details, die sonst nicht sichtbar wären. Friedrich spricht von einem Bündel von Kontrolleigenschaften, das längst Bestandteil unserer teleoptisch geprägten Kultur ist, und auf einen Testcharakter von Medien verweist (vgl. Friedrich 2001, S. 103). Die Effekte der Beobachtungssituation können im Fernsehen immer dann verfolgt werden, wenn Menschen direkt oder indirekt auf die Kamera reagieren und ihnen so die Internalisierung der Beobachtungssituation unterstellt werden kann (vgl. Stauff 2004, S. 166).

Reality TV konstituiert Räume für

Experimente über menschliches Verhalten (vgl. Palmer 2003, Pethes 2004). Einen Höhepunkt dieser Entwicklung insbesondere hinsichtlich der öffentlichen Diskussion und Kritik an solcher „Laborpraxis“ stellte im deutschsprachigen Raum die erste Staffel von BIG BROTHER im Jahr 2000 dar (vgl. Pethes 2004, Stäheli 2000). Neben Formaten, die stark auf der Inszenierung von Wettkämpfen beruhen und damit eher Verhalten in besonderen oder Extremsituationen fokussieren (z.B. Game-Shows und Casting-Shows), behandeln *life style*-Sendungen die aktive Transformation und Gestaltung etwa des Wohnzimmers oder des Selbst und richten damit den Blick eher auf das Alltägliche. Make-Over-Shows, die die Verwandlung und Verbesserung des Zuhauses (z.B. EINSATZ IN VIER WÄNDEN oder SOS – DO IT YOURSELF), des Autos (PIMP MY RIDE), des Körpers (THE SWAN) oder auch der Persönlichkeit (MTV MADE, WANNA COME IN?) zum Ziel haben – nicht selten mit dem Anspruch, endlich das „wahre und authentische Ich“ der betreffenden Personen hervorzubringen –, erheben Transformation und Optimierung zu ethischen Imperativen.

Auch in FRAUENTAUSCH findet sich die Idee des „An-sich-selbst-Arbeiten“ wieder. Gleichzeitig wird durch die Erzeugung der Test- oder Laborsituation – dem *Experiment* des Frauenaustausches – ein Raum aufgespannt, in dem Konflikte und Probleme bewältigt werden müssen und der sich zur Beobachtung und Problematisierung von Verhalten anbietet.

Auch wenn FRAUENTAUSCH nicht als Game-Show präsentiert wird und die Familien und Frauen mit ihrer Teilnahme nicht auf einen Gewinn abzielen, so finden wir in dem zwischen den Frauen inszenierten Wettkampf selbstredend Spiel-

(show)elemente. Die Tauschmütter werden vor einen (recht komplexen) Aufgabenzusammenhang gestellt, den sie zehn Tage lang meistern müssen. Der dramaturgisch strukturierte „Wettkampf“ zwischen den Frauen ist begleitet von ständigen Evaluierungs- und Reflexionsmaßnahmen sowie von vergleichenden Gegenüberstellungen durch Parallelmontage. Die Praxis der ständigen Bewertung und Beurteilung ist nicht auf die Teilnehmenden untereinander begrenzt, sondern – wie auch in Game-Shows – als ZuschauerInnenposition in den Text eingeschrieben (vgl. Stauff 2004, S. 166). Ebenso wie hier Spielregeln und Maßstäbe entweder erklärt oder vorausgesetzt werden müssen, damit das Prozedere verstanden werden kann, baut FRAUENTAUSCH auf sozialem Wissen auf, das jedoch eher verhandelbar ist als die üblicherweise festgelegten Regelsysteme in Game-Shows.

Ich schließe mich Helen Piper an, wenn sie feststellt, „[t]he *raison d'être* of [...] [WIFE SWAP, M.B.] is *not winning but transformation by means of a performative process*“ (Piper 2004, S. 282). Hier zeigt sich wiederum die Nähe zu Make-Over-Formaten. In FRAUENTAUSCH steht eine „gute Mutter“ für eine gut funktionierende Familie. Umgekehrt wird die Ursache für eine schlecht oder nicht funktionierende Familie in der Mutter verortet. Durch den Tausch der Mütter können die Familien und die Mütter miteinander verglichen werden. Die Fähigkeit der Mütter, ihre Familie angemessen zu organisieren und zu betreuen, zeigt sich, so die Strategie der Sendung, in ihrem Erfolg bzw. Scheitern, wenn es darum geht, die andere, unbekannte Familie zu „managen“. Außerdem spiegelt das Verhalten der Familien während der Zeit mit der Tauschmutter die Kompetenzen der rich-

tigen Mutter wider. So weist die Problematisierung bestimmter familiärer Alltagspraxen immer auf ein mütterliches Defizit hin.

Flexible Normalisierung von Mutter und Familie

Die Verschiedenheit der Familien und Mütter in FRAUENTAUSCH zeigt, dass es nicht um die Zelebrierung *eines* Mutter- oder Familienideals geht. Ob eine Familie gut funktioniert oder nicht, hängt in FRAUENTAUSCH nicht von der Zahl der Kinder ab und auch nicht davon, ob die Eltern verheiratet sind oder ob es sich um eine Patchworkkonstellation handelt. Auch die soziale Herkunft der Familie ist nicht entscheidend. Es geht um den Umgang mit den gegebenen Voraussetzungen, die Fähigkeit und Bereitschaft, sich „einzulassen“ und gegebenenfalls an sich selbst zu arbeiten, um die Familie zu verbessern. Jede kann eine gute Mutter sein. Ist eine Mutter flexibel genug, so wird sie sich auch in die neue Familie und deren Alltag eingliedern können. Zumindest ist die Antwort auf die Frage, ob dies den Tauschmüttern gelingt, das, was die Sendung den ZuschauerInnen durch Beobachtung herauszufinden verspricht.

Wenn ich davon ausgehe, dass es keine festgelegten Normen gibt, denen Mütter und Familien entsprechen sollten, sondern dass das, was in einzelnen Familien wichtig ist, in den jeweiligen Kontexten ausgehandelt wird, meine ich damit nicht, es könnte beliebig zwischen unterschiedlichen Familienkonzepten und Werten gewählt werden. Wie oben bereits angesprochen, ist Freiheit im Neoliberalismus immer die Freiheit, zwischen verschiedenen Handlungsoptionen zu wählen. Der Gebrauch dieser Freiheit ist verpflichtend, wird das Subjekt doch nur so dem Anspruch an ein verantwortungsvolles,

autonomes Individuum gerecht (vgl. Lemke / Krasmann / Bröckling 2000, S. 30):

„In modern society, the behaviour of individuals is regulated not through overt repression but through a set of standards and values associated with normality which are set into play by a network of ostensibly beneficent and scientific forms of knowledge.“ (McNay 1996, S. 95, zit. n. Palmer 2003, S. 3)

Die Handlungsoptionen verteilen sich auf *symbolischen gaußoiden Normalkurven*. Jürgen Link spricht auch von einem „Normalfeld“, das eine bestimmte Menge von Erscheinungen innerhalb eines Spezial- oder Interdiskurses homogenisiert und kontiniert, „[...] wodurch diese Erscheinungen als untereinander vergleichbare ‚Normaleinheiten‘ konstituiert werden“ (Link 1999, S. 75). Als solche „Normaleinheiten“ können die einzelnen Familien und Mütter gesehen werden, die sich im „Normalfall“ innerhalb eines für den flexiblen Normalismus typischen Kontinuums von Normalität befinden, dessen Grenzen beweglich sind (vgl. ebd., S. 79). Anne Waldschmidt fasst Foucaults Regierungsbegriff und Jürgen Links Überlegungen zur Normalisierungsgesellschaft wie folgt zusammen:

„Der flexible Normalismus, so lässt sich mit Foucault und Link schlussfolgern, ist die Technologie der neoliberalen Regierungskunst; er beinhaltet in weit stärkerem Maße als der Protonormalismus das Erfordernis der Selbststeuerung. Während zuvor der einzelne an einen bestimmten sozialen Ort gestellt wurde und dort auch zu verharren hatte, konfrontiert der flexible Normalismus die Menschen mit der Aufgabe, sich selbst im normalistischen Feld zu verorten.“ (Waldschmidt 2002, S. 133)⁸

Als ein für die Analyse von *Reality TV*-Formaten „entscheidendes Kettenglied im Reproduktionskreislauf des [...] Normalismus“ (Link 1999,

S. 385) begreife ich die von Link beschriebene subjektive Rückkopplung symbolischer Gaußoidkurven. Während der Zeit des dominierenden Protonormalismus schien der „einzige die ‚Objektivität‘ der sektoriellen Gaußoide mit der Subjektivität verbindende Weg einseitig von der ersten zur zweiten, d.h. in „äußerlicher Weise von außen nach innen“ zu führen: per Repression (Marcuse), Dressur (Behaviourismus, Foucault), und Normativität“ (ebd.). Link sieht Geständnisliteratur und Geständnispraxen in Massenmedien als Beleg für Tendenzen subjektiver Selbst-Normalisierung, bei der das „Innere des Subjekts“ als Raum für Normalitätskurven, als „innerer Bildschirm“ erscheint (vgl. ebd., S. 387 ff.). Hier fließen die oben formulierten Überlegungen zu *Reality TV*-Sendungen als Verhalten untersuchende Laborexperimente einerseits und die Diskursivierung des Selbst-Optimierungs-Paradigmas in *life style*-Formaten andererseits zusammen. Es ließe sich festhalten, dass in aktuellen Doku-Formaten das Beobachten von Selbst-Adjustierungsversuchen innerhalb eines immer wieder destabilisierten oder in Frage gestellten Umfeldes eingeübt wird.⁹

Mutter und Familie in FRAUEN-TAUSCH

Die wöchentliche Dokusoap FRAUENTAUSSCH läuft seit dem 14.07.2003 durchgängig im RTL2-Abendprogramm. Das Format wird von der Produktionsfirma *Constantin Entertainment* wie folgt beschrieben: „Frauentausch‘ ist das unterhaltsame, soziologische Experiment rund um die Frau als Managerin der Familie. Zwei Familien, die gegensätzlicher nicht sein können, tauschen für zehn Tage ihre Mütter.“ (Webseite *Constantin Entertainment*)

Zu Beginn jeder Sendung wer-

den die beiden Familien, die an dem „Experiment“ teilnehmen, in ihrem Alltag vorgestellt. Die Familienkonstellationen in den verschiedenen Folgen sind dabei sehr heterogen. Nur gelegentlich entsprechen sie dem Kernfamilientyp, wie ich ihn oben beschrieben habe. Als „Familie“ sind explizit auch Lebensgemeinschaften anerkannt, in denen die Mutter allein erziehend ist oder einen Partner hat, mit dem sie nicht verheiratet ist. Auch gibt es lesbische Paare mit Kindern oder so genannte Patchwork-Familien, in denen der Partner der Mutter nicht der Vater (aller) ihrer Kinder ist oder selbst Kinder mit in die Familie bringt. Auch gehören zu einigen Familien UntermieterInnen. Kinder sind in allen von mir beobachteten Folgen Bestandteil der Familien, wohingegen mir nur eine Folge bekannt ist, in der ältere Familienmitglieder, z.B. Großeltern, auftreten. Neben dem *Promi-Special*, in dem Ralf Richter in eine Wohngemeinschaft mit Frauen und Kindern einzieht, gibt es drei weitere Folgen, in denen ein Vater getauscht wird, allerdings nicht gegen einen anderen Vater, sondern gegen eine Mutter.

Die jeweils teilnehmenden Familien unterscheiden sich nicht nur hinsichtlich ihrer personellen Zusammensetzung, sondern auch hinsichtlich ihrer Schichtzugehörigkeit und ihres Lebensstils voneinander. Über die Unterschiede im Hinblick auf Geschmack, Lebensweise, Habitus, Kultur und Wertesystem werden die Familien ausführlich charakterisiert und als gegensätzlich repräsentiert. Weitere Eigenschaften, mit denen die Familien charakterisiert werden, sind beispielsweise Anzahl der Kinder, Stadt- oder Landleben sowie Gesundheit und Sauberkeit.

In jeder Folge werden bestimmte Differenzen besonders betont. Durch sie werden die Familien als

gegensätzlich dargestellt. Diese Differenzen sind es dann auch, über die während des Tausches Konflikte entwickelt werden.

Die durch den Tausch herbeigeführte Destabilisierung der vielleicht nicht immer als harmonisch, aber stets als in sich geschlossen und einigermaßen funktionierend dargestellten Familien, wird über die schlussendliche Reunion aufgehoben, nicht ohne dass die Familien die Erfahrungen des Experiments für sich bedeutsam machen: „[...] usually a reformed order is established as each couple discusses the lessons learnt and speculates on how their relationship might be affected by what has passed.“ (Piper 2004, S. 275)

Ich werde mich im Folgenden auf zwei ausgewählte Folgen von Frauentausch beziehen, und zwar auf „Iris und Carola“ und „Gaby und Sabrina“.¹⁰ Die Folge „Iris und Carola“ werde ich im Folgenden mit „I&C“ abkürzen, die Folge „Gaby und Sabrina“ mit „G&S“.

Zunächst sollen die Vorstellungssequenzen analysiert werden, in denen die Familien eingeführt werden. Hier werden die KandidatInnen charakterisiert und ihre Lebensstile beschrieben.

Mittels des „Tauschexperiments“ werden Familie und Mutterschaft problematisiert. Es wird verhandelt, was eine Familie ausmacht und welchen Beitrag eine Mutter im Rahmen der Familie leisten soll und was unter einer *Mutter* überhaupt zu verstehen ist. Die Konzepte „Familie“ und „Mutter“ beruhen nicht auf einem Idealtypus (etwa dem der hierarchisierten Kernfamilie mit relativ fester Aufgabenverteilung), gegenüber dem jeweils Abweichungen festgestellt würden. Stattdessen kann viel mehr von einem Kontinuum möglicher flexibel-normaler Mutterschafts- und Familienkonzepten gesprochen werden, die sich in

Konstellation und Lebensstil unterscheiden. Das *life style*-Paradigma setzt ja gerade eine Pluralität der Formen voraus, die sich in einem Kontinuum von Normalität bewegen, innerhalb dessen es nicht *das* Ideal oder *die* Norm schlechthin gibt: Die Verknüpfung von Fragen des Lebensstils – des Geschmacks und der Konsumpräferenzen – mit ethischen Orientierungen (Aufgabenverteilung, Kindererziehung) unterminiert „the very idea of that there might be a homogeneous concept of normality and [one; M.B.] single form for the ideal relationship [...]“. (Piper 2004, S. 281)

Die in der Tauschphase entstehenden Konflikte problematisieren die mütterliche Praxis der getauschten Frau und ihr Verhältnis zur eigenen und/oder anderen Familie. Iris, allein erziehende Mutter von zwei Kindern, wird mit den Worten „Pflichten gibt es wenig für den Nachwuchs, genauso wie für die Mutter: Sie ist arbeitslos.“ vorgestellt (I&C 0:00:07). Wir sehen, wie sie ihre Kinder zur Schule verabschiedet und sich danach erst einmal ausruht, da – wie wir vom voiceover erfahren – in dem Dreipersonenhaushalt nicht viel Arbeit anfällt. Ganz im Gegensatz zu Carolas Familie, den Engelkes: „vorzeigetauglich“ sei sie, wie die bayerische Landschaft, in der sie lebt. In der „Großfamilie wie aus dem Bilderbuch“ sind alle Arbeitsabläufe gut strukturiert, sonst „würde hier sofort alles zusammenbrechen“ (I&C 0:00:40).

Die Kamera nähert sich in einer Autofahrt dem Ort Neugablonz, zeigt uns den beschaulichen, ruhigen Ort mit Kirchturm und anschließend das Haus der Engelkes sowie den dahinter liegenden Garten. Im Anschluss daran sehen wir, wie die Familie im Wohnzimmer sitzt, offensichtlich Spaß hat und herumalbert. Die anschließende Thematisierung der hohen Kinderzahl (zehn

Kinder leben noch zu Hause) und ihrer Konsequenzen – „viel einkaufen, viele Betten machen, viel organisieren, viel Wäsche waschen, viel kochen“ (I&C 0:02:00) – ist unterlegt von Bildern der Kinderzimmer mit jeweils mindestens einem Doppelhochbett, der vier Waschmaschinen und Wäschetrockner sowie der Küche und des Esstisches, den der Vater gerade abräumt. Arbeitsteilung sei für Mutter und Vater selbstverständlich. Von der die Spülmaschine einräumenden Carola erfahren wir, dass vormittags die Hausarbeit inklusive Kochen erledigt werden müsse, da nachmittags andere Dinge anstünden. Kleine Kinder putzen Waschbecken, ein Junge im Teenageralter trägt Putzeimer und Wischlappen die Treppe herunter, und der Vater füllt die erste Wäschetrommel des Tages. Die Engelke-Familie hat vor allem drei Eigenschaften: Sie ist groß, harmonisch und fleißig.

Piper beschreibt die obligatorischen Vorstellungssequenzen in FRAUENTAUSCH wie folgt:

„The signladen opening montage sequences are extremely rapid, referencing a sort of cultural shorthand about class and lifestyle, and, although the duration of the shots does sometimes lengthen, the snappy succession of images remains characteristic of the program's visual strategy.“ (Piper 2004, S. 277)

Mittels solcher „snappy shots“ wird in der zweiten Folge, auf die ich hier eingehen werde, auch Sabrinas sportbegeisterte Familie vorgestellt. Wir sehen wie die 40-jährige Sabrina und ihr einige Jahre jüngerer Mann Jörg joggen und an Kletterwänden hochklettern und im hauseigenen Fitnessraum im Keller Gewichte stemmen. Während Sabrina sich an der Kletterwand hochhangelt, ächzt sie „oh, ich kämpfe, ich kämpfe“ mich durch“ (G&S 0:00:30), was metonymisch für ihre

Person, die mittelständische, tüchtige Unternehmerin mit Familie, steht. Der Polizist Jörg boxt im Keller gegen eine Boxbirne. Später sehen wir ihn, wie er sich im Bad rasiert. Er legt sehr viel Wert auf sein gepflegtes Äußeres, erfahren wir vom voiceover. Sabrina hat zwei Kinder, Lisa (15) und Nina (11), die Jörgs Namen angenommen haben. Der Gesundheit und Sportlichkeit betonende Lifestyle der Familie knüpft an das Fitnessparadigma an, das sich aus Diskursen populärer Medien wie Zeitschriften und Ratgeber, aber auch aus Programmen „offizieller“ Instanzen wie Krankenkassen und staatlichen Institutionen speist. Mit Bildern der Familie in der Natur, am Esstisch und an Sportgeräten, die mit den Worten, „die perfekte Familie: aktiv und tolerant“, unterlegt sind, endet die Beschreibung der Familie Hinkelmann.

Gabys Familie erscheint als das genaue Gegenteil der sportbegeisterten und gesundheitsbewussten Familie von Sabrina. Gaby wohnt mit ihrem Lebensgefährten Hans und zwei ihrer vier Kinder sowie Untermieter Grossi und Hamster Schröder in einer kleinen Wohnung in Berlin-Pankow, wo sie sich der Erzählerin zufolge meistens aufhält. Ein ironisierender musikalischer Tusch begleitet Gaby, als sie ihre Kugelschreibersammlung auf dem Boden ausbreitet. Kommentiert wird die in die Zeitlupe gesetzte Szene mit den Worten, „Gabys ganzer Stolz ist ihre Kugelschreibersammlung“ (G&S: 0:03:30). Weiter erfahren wir: „Auch Tochter Mandy hat ein schräges Hobby. Die 15-jährige sammelt Zigarettenschachteln“ (G&S 0:04:00). Vor dem Hintergrund einer schwermütigen Melodie sehen wir Gaby und Hans in Großaufnahme Zigaretten rauchen. „Die Sozialhilfeempfängerin und der Frührentner haben sich in der U-Bahn

kennen und lieben gelernt“ (G&S 0:04:30), lautet der begleitende Kommentar. Das Bild der rauchenden Personen im Wohnzimmer, die kleine Wettbewerbe um das Zielen mit Rauchringen veranstalten, kontrastiert die Sportbegeisterung der Hinkelmanns: „Lieblingsbeschäftigung der Lehmanns in Pankow: Qualmen“ (G&S 0:06:15). Die Bilder der rauchenden Familienmitglieder sind mit Überblendungen in langsamem Tempo und vor ruhiger Musik montiert. Diese Atmosphäre wird durch ein Husten von Gaby abrupt beendet. Mit ihren Kugelschreiber- und Zigarettenschachtelsammlungen und Subjekt-erzählungen, in denen sich wichtige biographische Ereignisse in der U-Bahn vollziehen, wird das Bild einer Unterschichtfamilie gezeichnet, die Familienidylle nicht wie Familie Hinkelmann beim Sport, sondern beim gemeinsamen Rauchen am Wohnzimmertisch erfährt.

Familientesten

Jede Episode entspricht einem konventionellen Erzählmuster: Das Familiengleichgewicht wird durch den Tausch erschüttert. Das neue Arrangement führt zu Problemen, die sich immer mehr zuspitzen und sich in mehr oder weniger starken Krisen entladen. Diese Krisen, die häufig von emotionalen Zusammenbrüchen der Tauschmütter begleitet werden, fußen entweder auf Problemen mit der neuen Familie oder auf der Erkenntnis von Problemen in der eigenen Familie (vgl. Piper 2004, S. 275). Die Konflikte werden auf zwei Wegen visualisiert: Typisch sind zum einen Aufnahmen eines Streits oder einer Diskussion und der dem Konflikt (scheinbar oder tatsächlich) vorausgehenden Handlungen. Zum anderen sind Interviewsequenzen wichtig, in denen sich die KandidatInnen vor laufen-

der Kamera aussprechen. Die Tauschmütter offenbaren in diesen Gesprächen, wie sie sich innerhalb der neuen Familie fühlen, reflektieren ihr eigenes Verhalten und geben Einschätzungen über die neuen Familienmitglieder ab. Diese kommentieren in den Interviewsequenzen meistens das Verhalten der Tauschmutter und beschreiben ihr eigenes Verhältnis zu ihr.

Die „Übermutter Carola“ und die „Kumpelmami Iris, die sich gerne mal locker macht“ (I&C 0:14:30) erkundschaften in dem der Familienvorstellung folgenden Abschnitt das Zuhause der jeweiligen neuen Familie. Die „Inspektion“ wird nur vom Kamerateam begleitet; das Zusammentreffen mit der neuen Familie findet erst im Anschluss statt. Beim Anblick der Eichenmöbel im Engelkeschen Wohnzimmer schlägt Iris die Hände vor den Mund und ruft: „Das ist ja wie bei meiner Oma!“ Sabrinas und Gabys Reaktionen bei der Ankunft im Haus der Tauschfamilie werden durch die Teilung des Bildschirms gleichzeitig gezeigt. Die „fremde Welt“ zeigt sich hier als Welt des Klassenunterschieds, ist Gaby doch leicht eingeschüchtert vom sauberen Mittelschichtstreppehaus und Sabrina offensichtlich angewidert vom eher schäbigen Ambiente und den Graffitiwänden. Mit der Inspizierung fremder Wohnzimmer öffnet sich ein Blick in das Private, der verdoppelt wird, indem die Tauschmutter an unserer Stelle durch die Zimmer wandert und Einrichtung sowie (Un-)Sauberkeit kommentiert.

Noch bevor die Tauschmütter die Familienmitglieder kennen lernen, schauen sie sich eine „Videobotschaft“ der anderen Mutter an, in der Regeln genannt werden, „damit im Haushalt ja nichts schief läuft.“ Während bei der Inspektion des neuen Zuhauses die jeweilige Reak-

tion der Mütter auf Einrichtung und Sauberkeit fokussiert wird, ermöglicht hier die Zweiteilung des Bildschirms die Beobachtung der Reaktion der einen Mutter auf die Videobotschaft der anderen. In den allermeisten Fällen sind die Botschaften recht bissig formuliert, was wiederum zu entsprechenden Reaktionen auf Seiten der internen Zuschauerin führt. Auf diese Weise wird – ebenso wie durch die Anbringung diverser Zettel in der zurückgelassenen Wohnung mit unbedingt zu beachtenden Regeln – das Verhältnis der Tauschmütter als konkurrenzuelles signifiziert. Das Anbringen der Zettel mit den Regeln, die von den Müttern ausführlich kommentiert und erklärt werden, sowie der Einsatz von Videobotschaften, in denen die Tauschmütter sich gegenseitig zu bewältigend Aufgaben stellen, sind Strategien des Testens. Sie strukturieren das Experiment und lösen beobachtbares, zu testendes Verhalten bei den KandidatInnen aus.

Ein weiteres Element sind die Videobotschaften, in denen sich die Zurückgelassenen gegen Ende der Tauschphase an ihre Mütter und umgekehrt wenden. Auch hier wird eine doppelte Repräsentationsbeziehung etabliert, indem wir den internen VideozuschauerInnen beim Zuschauen zuschauen. Die Blickstruktur in FRAUENTAUSCH setzt sich sowohl aus beobachtenden Blicken der Kamera als auch aus Blicken der Figuren zusammen. Die ZuschauerInnen werden eingeladen, das Verhalten der Figuren sowie deren eigene Beobachtungen und Reaktionen auf das Verhalten der anderen zu beobachten. Außerhalb der Interviewsequenzen, d.h. während der „normalen Alltagsszenen“, nimmt die Kamera eine beobachtende Haltung ein, wodurch sie als neutrale, authentifizierende Instanz codiert wird.

Der erste Tauschtag beginnt stets mit einem morgendlichen Bild der gerade erwachenden Tauschmutter. Anschließend werden verschiedene Episoden des Alltags gezeigt, in denen sich die zu erwartenden Probleme nach und nach anbahnen und schließlich ihren Höhepunkt in offenen Konfrontationen oder emotionalen Zusammenbrüchen (meistens der Tauschmütter) erreichen. Oft erleben die ZuschauerInnen eine Eskalation nur in einer der beiden Familien. Eine Mutter erscheint in der Regel souveräner als die andere. Entstehende Konflikte – aber auch sich selbst – scheint sie im Griff zu haben, so dass weniger sie selbst als vielmehr ihre Tauschfamilie und damit wiederum ihre „Konkurrentin“ problematisiert werden. In den ausgewählten Folgen trifft dies auf „Übermutter Carola“ und „Powermutter Sabrina“ gegenüber „Kumpelmutter Iris“ und „Sozialhilfeempfängerin Gaby“ zu.

„Iris und Carola“

Die Tage, die Iris bei den Engelkes verbringt, sind gezeichnet von ständiger Überforderung. Iris spielt lieber Karten mit den jüngeren Kindern, als pausenlos Hausarbeit zu erledigen. Während der Vater und die älteren Kinder sie deswegen kritisieren und immer wieder die Notwendigkeit betonen, die Hausarbeit zu erledigen, rechtfertigt Iris ihr Verhalten mit dem Hinweis auf eine andere als mütterlich geltende Aufgabe, nämlich die der sozialen Fürsorge und Integration. Sie finde es wichtiger, die Kinder kennen zu lernen, mit ihnen Zeit zu verbringen, zu erfahren, was sie bewegt, als zu wissen, was sie morgens auf dem Butterbrot haben wollen.

Aufgrund ihres kulturellen Kapitals verfügt Iris über die Kompetenz, andere „mütterlich“ konnotierte Eigenschaften argumentativ ins

Feld zu führen und damit ihre eingeschränkte Beteiligung an der Hausarbeit zu legitimieren. Auf diese Weise bleibt sie innerhalb von Auseinandersetzungen mit den Familienmitgliedern souverän. Außerdem entgegnet sie Vorwürfen, sie würde zu wenig arbeiten, mit dem Hinweis, dass ihre eigenen Kinder sich an der Hausarbeit beteiligten, womit sie ein weiteres Argumentationsmuster nutzt, demzufolge eine gute Mutter in der Lage ist, ihren Kindern Selbstständigkeit zu vermitteln. Dieses Testen von Selbstdarstellungskompetenz, an dem die Darstellerinnen nicht selten scheitern, mag ein Reiz des Formats sein.

Carola ist mit dem Haushalt unterfordert. „Ich suche mir Arbeit, um mich zu beschäftigen“, so Carola (I&C 0:55:00). Zeit für sich selbst kenne sie nicht. Ihr Konflikt mit Iris’ zwölf und zehn Jahre alten Kindern gründet in Carolas Erwartungshaltung, Absprachen zu treffen und Regeln zu befolgen, was die Kinder Philipp und Julia so nicht von ihrer Mutter kennen. Ein anderer Streitpunkt ist die Unordnung in Julias Zimmer, die Carola gemeinsam mit ihr beseitigen will. „Sie soll mich so akzeptieren, wie ich bin. Ich akzeptiere sie ja auch so, wie sie ist“, sagt Julia in der Interviewsequenz (I&C 1:37:00), womit sie ähnlich wie ihre Mutter auf ein ihr zugängliches Wissen über soziale Kompetenz zurückgreift.

Die Konflikte, die Carola mit Iris’ Kindern erlebt, kreisen um Fragen der Organisation, um das Treffen von Absprachen und das Thema Ordnung. Carolas Ansprüche werden auf die Notwendigkeit der straffen Organisation in einer zwölfköpfigen Familie zurückgeführt und plausibilisiert. An diesen Ansprüchen scheitert wiederum Iris. Vater Günter gibt ihr zu verstehen, dass sie Carolas Aufgaben, z.B. Wäsche Wa-

schen, übernehmen müsse. Iris beschwert sich über seinen Befehlston, was er belustigt zur Kenntnis nimmt. In einer Interviewsequenz weint Iris und beklagt sich über die schlechte Behandlung und den befehlsartigen Umgangston, der ihr entgegen gebracht werde. Sie stellt fest, nicht mehr zu wissen, wer sie sei, sie habe sich „irgendwo hier im Haus verlor“ (I&C 1:12:00). Die älteren Jungen und der Vater erklären in ihren Kommentaren, warum Iris ihrer Meinung nach viel im Haushalt arbeiten muss. Ohne die Mutter fehle hier eine Vollkraft, jetzt laufe hier nicht mehr alles wie am Fließband. Die durch Großaufnahmen gestützte Emotionalität, mit der die älteren Jungen Iris' Verhalten beschreiben, legt den Eindruck nahe, die Familie stünde kurz vor dem Zusammenbruch.

Die Konflikte werden mit stilistischen Mitteln des *Reality TV* (vgl. Palmer 2003) wie Musik und Zeitlupe dramatisiert, beispielsweise wenn Iris verzweifelt und dankbar den achtjährigen Matthias umarmt, der ihr beim Wäscheinsortieren hilft.

„Gaby und Sabrina“

Während ihres Aufenthaltes bei den Lehmanns in Berlin-Pankow thematisiert Sabrina Verhaltensweisen und alltägliche Abläufe in der Familie. Ihr gefalle es nicht, dass die Familie von Sozialhilfe lebe und keines ihrer Mitglieder erwerbstätig sei. Es herrsche keine richtige Ordnung, es gebe keine richtige Erziehung, und zudem sei die Ernährung ungesund. Sie nimmt sich einer verstaubten Pflanze an, die sie in der Badewanne säubert. Diese eher banale Handlung wird durch Großaufnahmen des Staubes auf der Pflanze und von Sabrinas Gesichtsausdruck aufwendig inszeniert. Während Sabrina auf diese Weise als Handelnde darge-

stellt wird, die etwas in der Familie „bewegt“, wird Gaby in der darauf folgenden Sequenz von Jörg in die Welt des Sports eingeführt: Die beiden besuchen eine Skiübungshalle.

Sabrinas Gutherzigkeit und ihr Tatendrang werden kommentiert durch die Vertonung vieler Sequenzen, während derer sie im Haushalt arbeitet, mit dem Lied *Angel of Berlin*. Der einzige Konflikt während Sabrinas Tauschzeit, den wir als ZuschauerInnen mitbekommen, entsteht, als Sabrina Hans' Schallplatten von der Wand abhängt und an derselben Stelle das Bild eines geöffneten Fensters mit dahinter liegender Landschaft auf die Wand malt. Der Streit entzündet sich am Geschmack: Hans wirft Sabrina vor, zu wenig im Haushalt zu arbeiten und stattdessen solche Bilder zu malen, und entrüstet sich darüber, dass sie versuche, alles schlecht zu reden und ihre eigenen Vorstellungen in der Familie durchzusetzen. Er deutet auf das Bild, das Sabrina an die Wand gemalt hat, und sagt: „Vielleicht ist genau det da, diese doofe heile Welt, die wir hier jar nich brauchen“ (G&S 1:44:30). In der folgenden Interviewsequenz ergänzt er: „Die denkt wirklich, wir sind alle krank [...] Die nimmt uns alle nicht für voll“ (G&S 1:44:45). Über diese Sequenz wird der Klassenunterschied zwischen beiden Familien expliziert. Die Frage nach dem Geschmack bei der Zimmerwanddekoration mündet in die indirekte Thematisierung der Einstellung gegenüber bürgerlich-kulturellen Werten. Hans lehnt Sabrinas „heile Welt“ ab.

Gaby zeigt sich beeindruckt von den vielen elektrischen Haushaltsgeräten, die ihr Tauschmann Jörg nacheinander erklärt. Als die Familie Nahrungsmittel einkauft, zeigt sie sich überrascht über die Menge an

vollen Einkaufsstüten. Mehrere Male wird Gaby von der Kamera beim Rauchen begleitet – draußen in der Kälte, da drinnen Rauchverbot herrscht. Diese Sequenzen sind untermalt von unruhiger, bedrängender Musik, womit Gaby einmal mehr als labil und nervös charakterisiert wird. Sie begeht immer wieder Fehler: Sie weckt die Kinder viel zu früh oder lässt sie verschlafen, verläuft sich, raucht heimlich in der Wohnung und klaut schließlich im Beisein von Tauschtochter Nina einen Parfümtester in einer Drogerie. In den Interviewsequenzen weint Gaby und äußert Versagensängste. Von den Familienmitgliedern wird sie als unsicherer Mensch beschrieben. Gabys Mangel an Selbstbewusstsein wird auch in einem Gespräch mit Jörg thematisiert, in dessen Verlauf sie emotional zusammenbricht. Als Grund für ihre Probleme erwähnt sie, dass sie nie eine richtige Familie gehabt habe und im Heim aufgewachsen sei. So eine Familie wie die Hinkelmanns habe sie sich schon immer gewünscht.

Ein weiteres, das „Experiment“ strukturierende Element neben den Videobotschaften und den Regeln, die die Mutter vor dem Verlassen ihrer Familie für die Tauschmutter aufstellt, ist die zum Ende der Tauschzeit stattfindende „Regelverkündung“. Nachdem die Tauschmutter einige Tage bei ihrer neuen Familie verbracht und ihren Alltag kennen gelernt hat, darf sie nun einige Regeln zum Haushalt oder Sozialverhalten aufstellen, an die sich die Familie in den letzten Tagen des Tausches halten soll. Spannend ist hier die Frage, ob die Tauschmutter es schaffen wird, sich durchzusetzen. Verhalten und Reaktionen der Familie und der Tauschmutter während der Regelverkündung werden „getestet“. In manchen Folgen werden die Regeln einfach kommentar-

los akzeptiert, in anderen setzt eine Diskussion über den Sinn der Regeln ein. So auch bei Gabys Vorschlag, künftig den Abwasch mit den Händen und nicht mehr mit der Maschine zu erledigen. Auch ihre Anweisung an die beiden Kinder, ihr künftig bei der Hausarbeit zu helfen, stößt auf Unverständnis, da die Kinder ihr dies schon mehrfach angeboten hätten und sie es immer abgelehnt habe. Aus der „Regelverkündung“ entwickelt sich ein Konflikt, da Gaby ihre vorgeschlagenen Regeln nicht plausibel machen kann. Wie viele andere Sequenzen, in denen Gaby argumentativ unterliegt, wird ihr Scheitern mit dem Lied *Tränen lügen nicht* verstärkt.

Während der Regelverkündung bei den Lehmanns steht Sabrina vor der im Wohnzimmer sitzenden Familie. Ihre Regeln werden weitgehend akzeptiert. Sie entsprechen Sabrinas bereits formulierten Vorstellungen dessen, was für eine Familie wichtig ist: Grossi soll sich täglich duschen und alle seine Kleider waschen. Die jüngere Tochter soll den Fernseher aus ihrem Zimmer entfernen, die ältere bekommt die Aufgabe, der jüngeren täglich vorzulesen. Hans soll einmal die ganze Wohnung putzen.

Wiedervereinigung und Re-Stabilisierung

Zum Ende der Sendung hin verlassen die Tauschmütter ihre Tauschfamilien und kehren zu ihren richtigen Familien zurück. Zuvor findet jeweils eine Aussprache zwischen den Eltern beider Familien statt, in denen die Eigenschaften der Familien und der Mütter problematisiert werden. Das Gespräch zwischen Günter, Carola und Iris verläuft im Vergleich mit den meisten anderen FRAUENTAUSCH-Folgen, die ich gesehen habe, sehr friedlich und harmonisch. Beide Seiten berichten von ih-

ren Erfahrungen, äußern aber keine gegenseitigen Vorwürfe. Ganz anders verläuft das Gespräch zwischen Gaby, Hans, Sabrina und Jörg. Sabrina mahnt an, dass Gabys Kinder (acht und fünfzehn Jahre alt) schon viel zu viel über Drogen Bescheid wüssten. Als Sabrina erfährt, dass Gaby einen Parfümtester gestohlen hat, schlägt sie die Hände vor dem Gesicht zusammen. Die Kameraeinstellung wechselt zwischen Jörg und Sabrina, die nebeneinander sitzen, und einer Großaufnahme von Gabys Gesicht, die ihnen gegenüber sitzt. Schließlich schlägt Sabrina Gaby vor, sich einer Therapie zu unterziehen, ihr und ihren Kindern zuliebe, worin Gaby ihr zustimmt. „Du bist der Mittelpunkt der Familie. Du musst an dir arbeiten, damit es weiter gehen kann.“ (G&S 1:56:45) so Sabrina.

Die Wiedervereinigung der Familie Engelke, die mit dem Lied *One Moment In Time* unterlegt ist, findet – wie die anfängliche Vorstellung der Familie – im gemeinsamen Wohnzimmer statt. Alle freuen sich ganz offensichtlich sehr darüber, dass Carola wieder da ist. Der 20-jährige Oliver beklagt sich bei seiner Mutter unter Tränen über Iris:

„Die hat hier die halbe Familie versaut. Weil die nicht ganz dicht ist. Die ist psycho, die ist alles. [...] Die kann nur labern und das auch nur scheiße [...] Schau mal, Papa und ich haben hier den ganzen Tag die Bude gemacht [...] Das ist vielleicht, was ich gelernt hab' einfach ähm dass du...man weiß einfach was du eigentlich alles tust und was du alles machst ja, und wie wichtig du eigentlich für hier bist.“ (I&C 1:56:30)

Carola kommentiert die Situation später gegenüber der Kamera: „Ich habe meine Kinder vorgefunden, in einem am Boden liegenden Zustand, sogar die Großen haben geweint. Hab ich eigentlich noch nie

so erlebt. [...] Für mich ist das irgendwo auch eine Bestätigung, dass... dass 'ne Mutter nicht zu ersetzen ist“ (I&C 1:57:30).

Sabrinas Wiedervereinigung mit den Töchtern findet vor dem Hintergrund der von ihr selbst gemalten Bilder im Eingangsbereich der Wohnung statt. Die Umarmungen, die in Zeitlupe gesetzt und mit dem Lied *Back for Good* untermalt sind, werden vom voiceover mit folgenden Worten kommentiert: „Für Sabrina steht fest, ihre Familie ist ihr ein und alles. Sie weiß jetzt, dass sie als Mutter alles richtig gemacht hat“ (G&S 1:57:00). Auch Gabys Wiedervereinigung mit der Familie wird durch Zeitlupe und Musik emotional gesteigert. Sie habe aus dem Tausch gelernt und sich fest vorgenommen, sich zu ändern, so der Off-Kommentar.

Fazit

Die Folge *Gaby und Sabrina* stellt sicher eine Extremvariante des Formats dar, da hier der Gegensatz zwischen den Müttern und den Familien stärker als in anderen Folgen auf „Normalität“ bezogen inszeniert ist. Sabrina macht alles richtig und Gaby wird zur Therapie geraten. So lässt sich an dieser Folge die oben beschriebene Beziehung zwischen „guter“ oder „normaler“ Mutter und „normaler“ Familie besonders gut ablesen. Gaby und ihre Familie bewegen sich der Darstellung entsprechend am Rande oder schon jenseits der Normalkurve. Normalisierung bedeutet hier aber nicht unbedingt, die komplette Entwicklung zur bürgerlichen Mittelschichtsfamilie durchzumachen. Eher sind es alltägliche Kleinigkeiten und Verhaltensweisen, die modifiziert werden müssen: Auch „Sozialhilfeempfängerin Gaby“ könne dafür sorgen, dass immer ein kleines „finanzielles Polster für Notfälle“ vorhanden ist,

so Sabrina. An der Wand angebrachte Stundenpläne könnten sicherstellen, dass die Kinder keine Termine mehr verpassen. Indem Gaby nicht mehr lüge und stehle, könne sie ihren Kindern ein gutes Vorbild sein etc.

Die Folge *Iris und Carola* behandelt die Differenzen zwischen großen und kleinen Familien, ohne eine der beiden zu pathologisieren. Spannend ist in dieser Folge, wie sich die Mütter in der anderen Familie zu rechtfinden, die sich v.a. hinsichtlich der täglich anfallenden Hausarbeit unterscheiden. Es wird die Einzigartigkeit der Mutter als Familienmanagerin hervorgehoben. Die Mutter der Großfamilie muss durchorganisiert und fleißig sein, in der kleinen Familie kann die Mutter mehr Wert auf soziale Beziehungen zu den Kindern legen, der Alltag funktioniert auch ohne feste Verregelung.

Interessant ist weiterhin, dass die faktische Nicht-Erwerbstätigkeit der Eltern der Großfamilie Engelke nicht problematisiert wird. Handelt es sich hingegen nicht um eine Großfamilie, ist Erwerbslosigkeit wie im Fall von Hans und Gaby durchaus ein Manko. Diese Varianz von Maßstäben und ihre spezifische Aktualisierung je nach den familiären Voraussetzungen ist ein weiteres Indiz dafür, dass nicht eine feste Familiennorm im Mittelpunkt steht, sondern die Flexibilität der Familienformen und Lebensweisen.

Das „Experiment“ FRAUENTAUSCH schafft eine Laborsituation, mittels derer beobachtet werden kann, wie erfolgreich Individuen, deren soziales Umfeld und sozialer Alltag „gestört“ werden, eine Situation mittels Selbst-Adjustierung normalisieren können.

Wie Peter Friedrich (2001) feststellt, werden Game-Shows seit den 1970er Jahren zunehmend durch die Inszenierung von Präsentations- und

Darstellungsstilen ersetzt oder ergänzt (vgl. ebd., S. 110). Auch in FRAUENTAUSCH ist die Repräsentation von Gefühlen und ganzen psychischen Innenwelten wichtig. In dem experimentellen Arrangement des Tausches sind Konflikte vorprogrammiert. Die Entstehung und Bewältigung dieser Konflikte ist zentrales Moment der Sendung. Das Sozialverhalten innerhalb einer (künstlich arrangierten) Familiensituation wird problematisiert und analysiert.

Während Talentshows wie POPSTAR das Sozialverhalten einer Gruppe in einer Extremsituation im Hinblick auf den Konkurrenzkampf um die besten „popstar-skills“ bei gleichzeitiger Bildung einer Schicksalsgemeinschaft zum Beobachtungsgegenstand macht, sind es in FRAUENTAUSCH „Mutter-skills“, die in den Blick geraten und verhandelt werden.

Auffällig ist, dass andere an menschlichem Verhalten interessierte Formate wie Casting- oder Game-Shows immer einen Gewinn, ein zu erlangendes Ziel in Aussicht stellen und dadurch der gesamten Spiel-Konstellation erst einen Sinn geben. In FRAUENTAUSCH gibt es hingegen kein explizites und eindeutiges Ziel. Vielmehr ist hier der Weg selbst das Ziel – die erfolgreiche Übernahme der Mutterrolle in der anderen Familie.

Die Probleme, die sich in der Familie Engelke plötzlich auftun, als die „richtige“ Mutter fehlt, gründen v.a. in der mangelnden Bewältigung der Hausarbeit. So könnte zunächst angenommen werden, in diesem Falle liegen die mütterlichen Kompetenzen eben doch nur im „traditionellen“ Bereich. Ein genauerer Blick offenbart jedoch, dass es auch hier primär um Kompetenzen des Managements geht, da immer wieder betont wird, dass sich im Hau-

se Engelke alle Familienmitglieder an der Hausarbeit beteiligen. So wird Iris dann auch von den älteren Kindern der Familie dahingehend kritisiert, dass sie nicht frage, was noch zu erledigen sei und dass sie nicht in der Lage sei, den Überblick zu behalten.

Bezogen auf die Frage, welche Bedeutung Familie in FRAUENTAUSCH erhält, lässt sich resümieren, dass Familie als Ort des Privaten einen Rückzugsraum darstellt, der durch das Tauschexperiment irritiert wird. In der Familie, die im Regelfall vor solchen oder ähnlichen öffentlichen Blicken geschützt ist, werden vitale, soziale und emotionale Grundbedürfnisse befriedigt und soziale Normen vermittelt. Die Veröffentlichung des Privaten in FRAUENTAUSCH kommt dabei nicht etwa einer Aufhebung des Privaten zu Gunsten von Öffentlichkeit gleich. Die Familie wird in FRAUENTAUSCH durch ihre Veröffentlichung (in privaten Wohnzimmern) vielmehr als privat reifiziert.

Die Transformation der Geschlechterverhältnisse durch zunehmende Frauenerwerbsarbeit und gesellschaftlichen und kulturellen Wandel ist auch an FRAUENTAUSCH nicht spurlos vorbeigegangen, wie ich versucht habe zu zeigen. Dennoch stellt die Zuschreibung häuslicher und reproduktiver Verantwortung an Frauen eine Kontinuität geschlechtlicher Ungleichheit dar. Die Fokussierung auf mütterliche Kompetenzen, über die nur in Ausnahmefällen auch Väter verfügen (in drei Folgen wurden Männer getauscht), bindet die Mutterfigur als mögliche Subjektposition von Frauen an die (Reproduktion von) Familie und umgekehrt. So wird in einer Zeit, in der die Kernfamilie eher die Ausnahme als die Regel ist, Familienarbeit als mütterliche und damit frauiliche Tätigkeit bestätigt, wenn auch

in modifizierter Form. Nun könnte abschließend gefragt werden, ob die Managementrhetorik und die Auffassung der Familie als zu managende soziale Einheit tatsächlich ein Kind des Neoliberalismus ist, oder ob nicht auch schon die Mütter in frühbürgerlichen Haushalten die Erledigung anfallender Hausarbeit und damit ihre Angestellten *managen* mussten. Interessant wäre hier möglicherweise die Frage, inwiefern sich klassisch-bürgerliche und neoliberale Selbsttechniken zur Verbesserung des mütterlichen Selbst sowie ihre mediale Repräsentation unterscheiden.

Anmerkungen

¹ Foucault stellt für die Mitte des 18. Jahrhunderts eine Verschiebung der Familie von der Ebene des Modells zur Ebene der Instrumentalisierung fest. Während bis dahin Regulierungsformen innerhalb der Familie als Vorbild für die Regierung eines Staates angesehen wurden, wird die Familie nun zum „fundamentalen Relais“ der Regierung der Bevölkerung (vgl. Foucault 2000, S. 60 ff.).

² Selbstverständlich funktioniert dies auch genau umgekehrt. So wurde beispielsweise im Nationalsozialismus die „private“ Entscheidung von Frauen, ein Kind zu gebären, zur politischen „Volksangelegenheit“ deklariert.

³ Unter „nuclear family“ versteht Harwood eine Konstellation aus „white Anglo-Saxon Protestant heterosexual parents with an average of two point eight children“ (Harwood 1997, S. 37).

⁴ Der Begriff *Reality TV* wurde zunächst v.a. auf Sendungen bezogen, in denen mit versteckter Kamera „reales“ Verhalten aufgezeichnet wurde. Seit Ende der 1990er Jahre bezeichnet *Reality TV* „real-life dramas“ wie *BIG BROTHER*, *POP IDOL*, *POPSTARS* und andere Formate, deren grundlegendes Motiv die Beobachtung von Verhalten ist (vgl. Palmer 2003, S. 21).

⁵ Ausgangspunkt für Palmer ist die verbreitete Vorstellung, „documentary“ könne durch Aufklärung „citizen ship“ verbessern und erweitern. So kreiste die Dokumentarfilm-Diskussion im Großbritannien der 1970er Jahre um die Hervorbringung von „educated and enlightened middle-class experts“ (Palmer 2003, S. 5) – also besserer, den Ansprüchen einer liberalen Demokratie gerechter werdender Staatsbürger – durch Dokumentarfilme.

⁶ Seit den 1990er Jahren haben sich die Inhalte und Settings von *Reality TV* Formaten vom Extremen und Außergewöhnlichen (z.B. *NOTRUF*) auf das Häusliche, Banale und Unspektakuläre verlagert (vgl. Piper 2004, S. 274).

⁷ Die Blickordnung des Panopticons – ein von Jeremy Bentham entworfenes Gefängnismodell, das durch seine architektonische Anordnung die Beobachtung der Gefangenen zu jedem Zeitpunkt ermöglicht – beruht auf der Trennung von „Gesehen“ und „Gesehenwerden“. Die immerwährende Möglichkeit des Beobachtetwerdens führt zur Internalisierung des Blicks und damit zur Normierung des eigenen Verhaltens. Der fortwährende visuelle Zugriff erlaubt die Anhäufung von Wissen durch die Beobachtung der objektivierten Subjekte und ihres Verhaltens.

⁸ Im Protonormalismus findet eine maximale Komprimierung der Normalitätszone statt, die tendenziell mit Fixierung und Stabilisierung einhergeht (vgl. Link 1999, S. 78). Zum Unterschied zwischen der protonormalistischen und der flexibel-normalistischen Strategie vgl. ebd., S. 79 ff.

⁹ In diesem Zusammenhang sei die derzeitige Popularität von „Pannen-Shows“ erwähnt.

¹⁰ Die einzelnen Folgen erhalten als Titel die Namen ihrer Protagonistinnen. Kurzbeschreibungen der jeweiligen Folgen sind im Archiv der RTL2-Webseite unter diesen Titeln auffindbar (http://www.rtl2.de/7745_8354.php).

Literatur

- Badinter, Elisabeth: Die Mutterliebe: Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute, München 1981.
- Foucault, Michel: Die Gouvernementalität, in: Bröckling, Ulrich/Krasmann, Susanne/Lemke, Thomas (Hgg.): Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen, Frankfurt a.M. 2000, S. 41-67.
- Foucault, Michel: Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit. Band 1, Frankfurt a. M. 1983.
- Friedrich, Peter: Von Spielleitern als Testleitern, Unfällen und Gesichtern in Fernsehshows – Verhaltensmikroskopie als Unterhaltungskunst, in: Parr, Rolf/Thiele, Matthias (Hgg.): Gottschalk, Kerner & Co. Funktionen der Telefigur „Spielleiter“ zwischen Exzeptionalität und Normalität, Frankfurt a.M. 2001, S. 102-131.
- Harwood, Sarah: Family Fictions. Representations of the Family in 1980s Hollywood Cinema, London 1997.
- Kaplan, Ann: Motherhood and Representation. The Mother in Popular Culture and Melodrama, London/New York 1992.
- Lemke, Thomas: Die politische Theorie der Gouvernementalität: Michel Foucault, in: Brodacz, André/Schaal, Gary S. (Hgg.): Politische Theorien der Gegenwart I. Eine Einführung, Opladen 2002, S. 471-501.
- Lemke, Thomas: Eine Kritik der politischen Vernunft. Foucaults Analyse der modernen Gouvernementalität, Hamburg 1997.
- Lemke, Thomas/Krasmann, Susanne/Bröckling, Ulrich: Gouvernementalität, Neoliberalismus und Selbsttechnologien. Eine Einleitung, in: Dies. (Hgg.): Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen, Frankfurt a.M. 2000, S. 7-40.
- Link, Jürgen: Versuch über den Normal-

- ismus. Wie Normalität produziert wird, 2. Aufl. Wiesbaden 1999.
- Miller, Peter/Rose, Nikolas: Das ökonomische Leben regieren, in: Schwarz, Richard (Hg.): Zur Genealogie der Regulation: Anschlüsse an Michel Foucault, Mainz 1994, S. 54-108. Englisches Original erschienen unter „Governing economic life“, in: Economy & Society, Vol. 19, Nr. 1, 1990.
- Palmer, Gareth: Discipline and Liberty. Television and Governance, Manchester/New York 2003.
- Pethes, Nicolas: Spektakel der Normalität, Normalität des Spektakels. Reality-TV von Candid Camera bis Big Brother, in: Ders.: Spektakuläre Experimente. Allianzen zwischen Massenmedien und Sozialpsychologie im 20. Jahrhundert, Weimar 2004, S. 117-140.
- Piper, Helen: Reality TV, Wife Swap and the drama of banality, in: screen, Vol. 45, Nr. 4, 2004, S. 273-286.
- Rousseau, Jean-Jacques: Emile oder über die Erziehung, 10. Aufl., Paderborn 1991
- Rose, Nikolas: Inventing Ourselves.

Psychology, Power, and Personhood. Cambridge University Press, Cambridge 1998.

Stäheli, Urs: Big Brother: Das Experiment „Authentizität“ – Zur Interdiskursivität von Versuchsanordnungen, in: Balke, Friedrich/Schweiring, Gregor/Stäheli, Urs (Hgg.): Big Brother. Beobachtungen, Bielefeld 2000, S. 55-77.

Stauff, Markus: Das neue Fernsehen: Machteffekte einer heterogenen Kulturtechnologie. Dissertation an der Ruhr-Universität Bochum, 2004, online unter <http://www-brs.ub.ruhr-uni-bochum.de/netahtml/HSS/Diss/StauffMarkus/diss.pdf> (03.06.2006). Erschienen im Lit-Verlag 2005 unter dem Titel, Das neue Fernsehen. Machtanalyse, Gouvernementalität und digitale Medien.

Waldschmidt, Anne: Normalität, Genetik, Risiko: Pränataldiagnostik als „government by security“, in: Bergemann, Ulrike/Breger, Claudia/Nusser, Tanja (Hgg.): Techniken der Reproduktion. Medien – Leben – Diskurse, Königstein/Taunus 2002, S. 131-144.

Internetquellen

Pressemitteilung des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend vom 30.05.2006: *Bundesfamilienministerin Ursula von der Leyen: „Familie ist wichtigster Rückhalt“*. *Allensbach-Untersuchung „Generationen-Barometer“ unterstreicht Bedeutung von Familie*. Online unter: <http://www.bmfsfj.de/Kategorien/Presse/pressemitteilungen, did=76238. html> (03.06.2006).

Webseite Constantin Entertainment zu FRAUENTAUSCH: http://www.constantinentertainment.de/om_data/om_index.php? page=cent_produktion_FRAUENTAUSCH (03.06.2006)

Webseite RTL 2 zu FRAUENTAUSCH: http://www.rtl2.de/7745_7389.php? artikel_id=113988 (03.06.2006)

FRAUENTAUSCH-Archiv: http://www.rtl2.de/7745_8354.php (03.06.2006)

Mona Beumers

Ruhr-Universität Bochum, Fakultät für Sozialwissenschaft

Universitätsstraße 150

44801 Bochum

Email: mona.beumers@rubr-uni-bochum.de

Oder: mona.beumers@rub.de

Männlichkeit bei schlechtem Wetter

Eine diskursanalytische Rekonstruktion erfolgversprechender Männlichkeit und ihrer Vergemeinschaftung in der westdeutschen Berichterstattung zur Fußballweltmeisterschaft des Jahres 1954

Im Sommer 1954 – neun Jahre nachdem die „männlichen Bewährungsrollen“ des Ernährers, Erzeugers und Beschützers auf einzigartige Weise in Frage gestellt wurden – haben ein paar junge Männer vor vielen Tausend vorwiegend männlichen Fans das „Wunder von Bern“ erstritten. Wie wurde über diese Männer geredet, welche prototypischen Zeichnungen bundesdeutscher Männlichkeiten wurden durch sie inspiriert? Anhand der zeitgenössischen Medienberichterstattung werden Narrative der Männlichkeit aufgespürt und auf Tendenzen zur Kollektivierung untersucht. Das seiner Geschlechtlichkeit beraubte Ereignis wird in eine Geschlechtergeschichte der Bundesrepublik eingeschrieben.

1 Einleitung

„Sie wirkten geradezu männlich – oder doch so wie das, was man früher mit dem Wort männlich zu bezeichnen pflegte. Jetzt müssen wir nach einem neuen besseren Wort Ausschau halten, das auch bei schlechtem Wetter standhält.“
Berliner Tagebuch der Anonyma (1945)¹

Die Erschütterungen, die der Zusammenbruch von Gesellschaft und Staat des Nationalsozialismus in den modernen heteronormativen Männlichkeitsentwürfen hinterlassen hat, liegt erst seit einigen Jahren im Fokus geschichtswissenschaftlicher Forschung. Verlorener Krieg, Gräueltaten von der „Ostfront“, „Mangelwirtschaft“, faktische Arbeitsverpflichtung für Frauen, Besatzung, Verbot des Militärs, „Männermangel“, „Mischlingskinder“, „Trümmerfrauen“ – solche Schlagworte lassen vermuten, dass der Dreisatz moderner Männlichkeit – „Erzeuger, Ernährer, Beschützer“ – in den Kriegs- und Nachkriegsjahren unter starken lebensweltlichen Druck geraten ist. Die Ausgangsfrage in diesem Forschungsfeld könnte lauten: Verlorener Krieg – verlorene Männlichkeit (Tomberger 2001)? Unstrittig ist, dass in dieser Zeit gesellschaftlicher Restrukturierung Kontingenzen bezüglich des „typisch“ männlichen Verhaltens bestanden und dass differierende Angebote von Männlichkeiten um Hegemonie konkurriert haben. Etwa zehn Jahre später scheint die „biedere“ Welt der späten 1950er Jahre von konturscharf polarisierten Geschlechterkonzepten geprägt zu sein. Die für diese Zeit von Dagmar Ellerbrock (2002) aufgezeigte Wirkmacht vieler Merkmale des klassisch-konservativen Geschlechtermodells macht neugierig auf das Spannungsfeld gesellschaftlicher Re-Arrangements geschlechtsbezogener Normen in der Nachkriegszeit.

In diese Phase situierte sich die Fußballweltmeisterschaft 1954. Ein Sportereignis, dessen Beteiligte in großer Mehrheit Männer waren – ob als Fans oder als Teil eines der Teams, die stellvertretend für ihre Länder um den „Coupe Rimet“ stritten. Für die Spurensuche nach der „Remasculinization“ of Germany“ (Moeller 1998a), bietet sich die Untersuchung des Diskursfeldes um diesen Wettkampf unter Männern geradezu an. Wie wurde über diese Männer gedacht, geredet, wie haben sie sich gesehen, was wurde von ihrer Männlichkeit erwartet? Wie mussten sie als Männer sein, um Erfolg zu haben, sich gegen andere Männer durchzusetzen? Welches Wissen von wettkämpfenden, streitenden, erfolgreichen Männern war verbreitet oder wurde verbreitet?

¹ Anonyma (2003, S. 172).

Elizabeth Heineman (1996) hat in einer Untersuchung zur „Vereinheitlichung von Kerninhalten stereotypisch weiblicher Erfahrung in die kollektive Erinnerung“ aufgezeigt, dass sich verschiedenste Erzählungen von frauenspezifischen Erfahrungen in der Nachkriegszeit zur Repräsentation charakteristisch deutschen Erlebens anboten: Der spezifisch „weiblich“ erfahrene Teil von Opferschaft wurde zu einer deutschen Opferschaft umgedeutet, und die Geschichten über „Trümmerfrauen“ waren initiativ für einen staatlich-nationalen Gründungsmythos eines Phoenix, den die Deutschen aus der Asche gehoben hatten (Heineman 1996, S. 355). Über derartige Vergemeinschaftungstendenzen konnten spezifisch „weibliche“ Erfahrungsgruppen auch dem Selbstverständnis westdeutscher Männlichkeiten zugänglich werden. Es wäre interessant, nach einer vergleichbaren Kollektivierung zu suchen, die Männlichkeitenbezüge der Ereignisse um die WM verschleierte und den Grundstein für einen eher ungeschlechtlichen Mythos vom „Wunder von Bern“ legte.

In der vorliegenden Studie wurde im zeitgenössischen Wissensschatz nach Entwürfen erfolgversprechender Männlichkeitskonfigurationen und der Vergemeinschaftung ihnen zugeschriebener Erfolge gefahndet. Zur Aufdeckung historisch-spezifischer Wissensformationen bietet sich grundsätzlich und besonders vor dem Hintergrund einer ausgezeichneten Quellenlage eine historische Mediendiskursanalyse an. Mit ihren Methoden wurde die direkt zur Weltmeisterschaft erschienene und sich direkt auf sie beziehende Berichterstattung in Tages- und Wochenpresse befragt. Bevor die Ergebnisse vorgestellt werden, folgen zwei notwendige, aber kurze historische Vergewisserungen zur Geschichte des Fußballs und einige methodische Überlegungen.

2 Männlichkeiten sichtbar machen

Die Untersuchung von Männlichkeiten muss mit einem grundsätzlichen Problem umgehen: Ihr Gegenstand ist allgegenwärtig, wird jedoch selten expliziert – Männlichkeit ist „überall und nirgends“ (Kessel 2004, S. 376), und oftmals lässt sich schwer entscheiden, ob sich ein Textzeugnis auf „Männer“ bezieht (vgl. z. B. Tosh 1998). Es ist also davon auszugehen, dass sich das Material hinsichtlich expliziter Kommentierungen von Männlichkeitsentwürfen oder -angeboten eher zurückhaltend gestaltet. Andererseits kann streng betrachtet mit der Behauptung der impliziten Allgegenwart von Männlichkeit allein auch nicht zwingend gefolgert werden, dass Männlichkeiten in den Erzählungen verhandelt wurden. Zwar kann die Codierung gesellschaftlich-kultureller Denk- und Verhaltensweisen generell als „gendered“ und also männlich betrachtet werden (Martschukat/Stieglitz 2005, S. 74; vgl. auch Scott 1994). Für die vorliegende Studie im Feld des Fußballs und seiner Kultur schafft ein kurzer Blick auf die Geschichte der modernen „English sports“ und insbesondere des Fußballs mehr Klarheit. Vor allem die Arbeiten von Christiane Eisenberg (Eisenberg 1999; Eisenberg 1997b) und Gertrud Pfister (Pfister 2003; Pfister 2002)² haben ergründet, wie sehr die Entstehung des Breitensports Fußball mit der Genese der modernen bürgerlichen Gesellschaft mit ihren differenzbetonten Geschlechterkonzepten verwoben ist. Fußball kann – ohne die stets auch vorhandene Beteiligung von Frauen aus dem Licht rücken zu wollen – bis in die 1970er Jahre als fast ungebrochene Kultur der Männlichkeiten aufgefasst werden. Er ist „bis heute ein ‚male preserve‘ geblieben, ein Bereich, wo Männer noch richtige Männer sein können (Pfister 2002, S. 39). Über Fußball zu reden, bedeutete 1954 also mit einiger Wahrscheinlichkeit, über Männer zu reden.

2 Vgl. auch für einen Zugang über das Konzept des „Männerbundes“ die Arbeit von Brändle und Koller (2002). Und Dirk Schümers (1996, S. 14) essayistischen Band für Gedanken zur „männliche[n] Hermetik des Fußballs“.

3 Fußball und Militär

Militär hat für Herausbildung und Bestätigung von zustimmungsfähigen Männlichkeitsentwürfen häufig wesentliche Bedeutung gehabt. 1954 fehlte diese „Schule der Männlichkeit“ (Frevert 1996, S. 82), der Bundesrepublik war die Unterhaltung eines stehenden

Heeres untersagt. Aus den engen Beziehungen zwischen Männlichkeiten und Militär und zwischen Männlichkeiten und Fußball ergibt sich die spannende Frage nach einer dritten Achse in diesem Dreieck: zwischen Fußball und Militär. Unter Umständen bot diese Verflechtung kompensierendes Potential gegen die gewichtige Leerstelle militärischer Gemeinschaft. Auch hier soll ein kurzer Blick reichen:

Sport und Militär sind seit dem Anfang des 20. Jahrhunderts in Deutschland eine enge Verbindung eingegangen und militärische Metaphern „des sportlichen ‚Kampfes‘“, gehörten als „höfisch-militärische Traditionen“ zu den spezifischen Eigenarten des zwischen Reichsgründung und Erstem Weltkrieg entstehenden deutschen Sports (Eisenberg 1999, S. 434). Denn im Laufe des Ersten Weltkrieges „wurde die vergesellschaftende Fähigkeit des Sports schließlich zu einer militärischen Produktivkraft“ (Eisenberg 1999, S. 438). Und auch nach dem Krieg sei es „führenden Militärs und Politikern aller bürgerlichen Parteien opportun“ erschienen, „den Sport als Ersatz für die von den Siegermächten abgeschaffte Wehrpflicht im Staatsapparat zu institutionalisieren“. Dazu dienten ausgeprägte „Interventionen von Staat und Politik in den Sportalltag“, die letztlich zur Herausbildung eines Netzes „korporatistischer Verflechtungen zwischen Sportorganisationen, zivilen und militärischen Bürokratien sowie politisch rechtslastigen Interessenverbänden“ führten (Eisenberg 1999, S. 436). „Darin wurden die Sportverbände so fest eingebunden, daß sie bereits vor 1914 als Vehikel des Nationalismus und Multiplikatoren der Volksgemeinschaftsidee fungierten. Durch personelle und organisatorische Verbindungen mit den Verbänden des bürgerlichen Militarismus, die mit ihrer Hilfe die mentalen Voraussetzungen für neue Waffen- und Gefechts-techniken erzeugen wollten, wurden die Sportverbände zugleich Propagandisten eines ‚totalen Kriegs‘“, (Eisenberg 1999, S. 436). Auf dem Boden dieser Verflechtungen ereignete sich die sukzessive Ersetzung des vielfach noch englischen Fußballvokabulars durch deutsche Entsprechungen und die spezifische Ausdifferenzierung eines komplexen Vokabelschatzes und einer Bilderwelt des deutschen Fußballs, die wesentlich militärisch geprägt waren (Küster 1998, S. 57f).

4 Das Sagbare im Material – Methodische Bemerkungen

Achim Landwehr (2001), Michael Maset (2002) und Philipp Sarasin (2003) haben in jüngerer Zeit Vorschläge für eine Systematisierung geschichtswissenschaftlicher diskursanalytischer Vorgehensweisen angeboten und besonders Landwehr hat sich mit einer sinnvollen Spezialisierung der doch zumeist literaturwissenschaftlichen Werkzeuge der Textanalyse beschäftigt, die nach Foucault bereits entwickelt worden sind. Doch für die meisten der vorhandenen methodologischen Angebote haben selbst ihre Autorinnen³ darauf hingewiesen, dass diese als Werkzeugkästen aufzufassen seien und sich die jeweils sinnvolle Auswahl daraus am Material entwickeln müsse (vgl. Foucault 1981, S. 28; 2002, S. 651; Jäger 2001, S. 96). Wegen dieser idealisierten Vorgaben und wegen der umfänglichen Beschränkungen, mit denen die zu Grunde liegende Abschlussarbeit umgehen musste, wurde ein vereinfachtes methodisches Instrumentarium genutzt.⁴

Zunächst wäre hier zu klären, inwieweit es in der Bundesrepublik der 1950er Jahre einen abgrenzbaren Diskurs um Männlichkeit(en) gegeben hat. Diskurse haben einen Gegenstand und bilden dafür Spezifika aus. Die Vorgaben Foucaults für die Individualisierung mehrerer Aussagengruppen zu einer eigenen diskursiven Formation, einem individuellen Diskurs, sind komplex (vgl. Foucault 1981, S. 48ff; Maset 2002, S. 128f; Gehring 2004, S. 58ff.; Landwehr 2001, S. 78ff.) und ihre ausdeklinierte Anwendung übersteigt die Möglichkeiten der vorliegenden Studie. Zwar ist Landwehr (vgl. 2001, S. 135) zuzustimmen, wenn er einigen Arbeiten einen Mangel an definitiver Eingrenzung ihres Diskursbegriffs nachzuweisen sucht. Auf der anderen Seite ist es, wie oben gezeigt, äußerst wahrscheinlich, dass innerhalb der wie auch immer abgrenzba-

³ Das Genus wird in diesem Text beliebig gesetzt, wenn eine Differenzierung nach Geschlecht für die Aussage keine Bedeutung haben sollte.

⁴ Vgl. zu einer an vielen Punkten motivierenden Vorgehensweise insgesamt: Kessler (2005, S. 123ff.).

ren Diskurse des Untersuchungszeitraums Männlichkeiten thematisiert und konstruiert wurden. Diese Thematisierungen sind – ob Teil einer individuellen oder mehrerer beteiligter diskursiver Formationen – diskursanalytischen Werkzeugen zugänglich und werden ohne explizite Behauptung eines abgesteckten Männlichkeitendiskurses als Ordnung des Wissens über Männer Gegenstand der Studie.

Die Bildung des zu Grunde gelegten Materialkorpus gestaltete sich für den erst etwa 50 Jahre zurück liegenden Analysegegenstand wegen der ausgezeichneten Quellenlage recht einfach. Die Auswahlkriterien waren:

1. hohe gesellschaftliche Reichweite,
2. direkte zeitliche Nähe zur Weltmeisterschaft und
3. deutlich überwiegende thematische Bezogenheit zur Weltmeisterschaft.

Um diesen Kriterien Rechnung zu tragen, wurden 119 Medienbeiträge ausgewählt, die im Zeitraum von Beginn Berichterstattung am 16. Juni bis etwa zwei Wochen nach Ende der WM am 4. Juli 1954 entweder in großen Tages- und Wochenzeitungen, im Hörfunk oder in der sog. Wochenschau, den wöchentlichen „Kinonachrichten“, publiziert wurden.

Die Materialien wurden in drei Durchgängen analysiert. Durch zunächst chronologische, dann nach inhaltlichen Clustern zyklische Sichtung haben sich Thematisierungsweisen und Thematisierungsfelder sedimentiert. Das Präfix der „Thematisierung“ dient hier der Abgrenzung gegenüber einer Vorstellung feststehender Themen (-gruppen), die den Diskursbeiträgen prinzipiell vorgängig sein und insofern von den im Material Sprechenden nur aufgenommen und beschrieben werden müssten. Stattdessen soll durch das aktivische Präfix die diskursive Performativität der Themenentstehung betont werden. Der Begriff der Thematisierungsfelder fasst dabei Aussagengruppen⁵, die sich der wiederholenden Behandlung eines aus ihnen selbst konstruierten Themas oder sich ähnelnder Themen zurechnen lassen – verschiedene Zwecke im Material. Mit Thematisierungsweisen sind Metaphoriken, Stile, Rhetoriken und Figuren gemeint, mit denen die Autoren Aussagen aus Thematisierungsfeldern zu vermitteln suchen – verschiedene Mittel im Material.

Mit der Anerkennung der grundsätzlich schaffenden Positivität diskursiver Aussagen tritt das Interesse am historischen Ereignis hinter dem Text zurück hinter das Interesse an den im Material enthaltenen Konstruktionen. So folgen diskursanalytische Vorgehensweisen nicht klassisch hermeneutischen Pfaden, die der Problematik ihres nicht zu verifizierenden Grades an Genauigkeit nicht begegnen und daher „den Boden der Spekulation nie endgültig verlassen“ (Landwehr 2001, S. 103) können. Auch hier wurde nicht nach einer Wahrheit hinter den Texten gesucht, werden keine Vermutungen über Motivation oder Intentionen angeboten. Entsprechend sind keine systematischen Verortungen der veröffentlichenden Organe oder der Autoren vorgenommen worden. Für eine an Foucault orientierte Diskursanalyse, für die Suche nach der gegenüber den sprachlichen Kompositionsmöglichkeiten defizitären Menge an Aussagen, die getätigt werden konnten, ist eine Herkunftsbezeichnung der Untersuchungsgegenstände nicht notwendig und nicht sinnvoll, da es für ihre Aussagekraft hinreichend ist, festzustellen, dass etwas zu einer gegebenen Zeit sagbar, denkmöglich war, also den Nachweis der Existenz und Regelmäßigkeit von einschlägigen Aussagengruppen zu führen. Da die Zitationen aus dem Material nicht von hermeneutisch motivierten Gedanken über die Verortung der Autorinnen oder der Organe irritiert werden sollen, werden diese Bezüge im Analyseteil selbst verschleiert. Um wissenschaftlichen Vereinbarungen zu genügen, sind die nummerierten Referenzen auf die verwendeten Beiträge vermerkt, so dass die Zuordnung von Belegen gewährleistet bleibt.

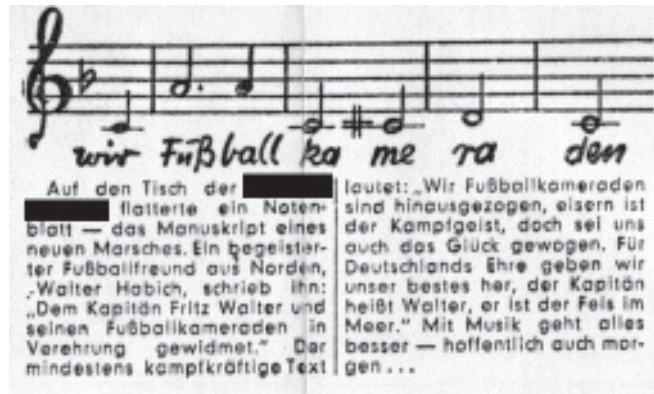
5 Die in dieser Arbeit die Flut der Äußerungen ordnenden Thematisierungsweisen und Thematisierungsfelder sind theoretisch als Spezialisierungen des Aussagekonzepts zu verstehen (vgl. Landwehr 2001, S. 111ff).

5 Männlichkeiten im Material

5.1 Von Männern, die auszogen. . . – Emission I: Erzählungen von Kameradschaft und Kampf

„Die Endspiel-Wetten stehen 5:2 für Ungarn“ wird am Samstag vor dem Endspiel der WM ein Artikel über diese Begegnung mit den Ungarn betitelt. Hier findet sich der abgebildete Auszug aus dem „Manuskript eines neuen Marsches“ (Mat. 093⁶). Auf die auch darin erstrahlende, äußerst enge Verwebung des militärischen Sprachschatzes mit der Welt des Fußballs wurde bereits hingewiesen. Und es bedarf keiner großen analytischen Schärfe, diesbezügliche Referenzen im Material aufzuspüren und zu isolieren.

Ob der Raum um ein Stadion einem „Heerlager“ gleicht (Mat. 039) und dort die deutschen „Schlachtenbummler“ überschwänglich tanzen (Mat. 105)⁷, ob die Stadt



München nach der Rückkehr der Nationalmannschaft zum Empfang „rüstet“, ob der gesellschaftliche Effekt des WM-Erfolges als „Fußballerhebung“ (Mat. 035) bezeichnet wird, ob die Mannschaft „im echten Feuer der Weltklassenbewährung“ gestanden habe (Mat. 051) oder ob

von einer „Sonnenschlacht von Basel“ (Mat. 115) die Rede ist – eine hervorhebenswert militarisierte Sprache ist eine der zentralen Thematisierungsweisen des Untersuchungsmaterials.

Um das Geschehen in der Schweiz zu vermitteln, bedienen sich die Reporter ausgiebig der Bilderwelt von Schlachten und Kämpfen, von Kameraden und ihren Herausforderungen im grünen „Feld“.⁸ Diese Gruppe von Ausdrücken wird im weiteren Fortschreiten der Analyse als eine wesentliche Weise gelesen, Vorstellungen von bisweilen pathetisch betonter Extraordinarität und Dramatik zu vermitteln.

Neben der Betrachtung des Militärischen als Thematisierungsweisen lassen sich verschiedene, zentrale Thematisierungsfelder ausmachen, deren Bezüge ebenfalls auffallend dem Raum des Soldatischen und Kriegerischen entlehnt sind. Sie sind ebenso Gegenstand der folgenden Geschichten wie die eng verknüpften Metaphern der Emission, die sich auf Leben und Training der Nationalmannschaft in Spiez⁹ beziehen.

5.2 Von Kameradschaft, „Lagerbazillen“ & Entbehrung – die Gemeinschaft der Spieler in der Schweiz

„Deutschlands“ Finaleinzug gleiche einem „Wunder“, das allerdings „auf natürliche Weise zu Stande kam. Und das wir dem Fußballverstand unserer Spieler und der Vollkommenheit ihres Spiels verdanken“ (Mat. 005). Diese so vollkommene Mannschaft habe „der Welt das aufregendste Weltmeisterschaftsturnier [geboten], das man bislang erlebte“ (Mat. 067). Wenn es um die Analyse der „natürlichen“ Gründe des „Wunders“ geht, spielen Verweise auf Glück oder Zufall kaum eine nennenswerte Rolle – am ehesten wird noch vom „Glück der Tüchtigen“ (Mat. 081) gesprochen. Der Frage, wie es zu der hier attestierten Vollkommenheit kam, begegnen die Erzähler stattdessen häufig mit Verweisen auf den kameradschaftlichen Zusammenhalt, der

6 Die Angaben bezeichnen jeweils die Nummer des im Materialverzeichnis aufgeführten Material

7 Zum Bild der Tanzenden vgl. ausführlicher Abschnitt 7.

8 Vgl. neben den zitierten auch: Mat. 076; Mat. 012; Mat. 015.

9 Schweizer Ort. Im Spiezer Hotel Belvedere logierte die bundesdeutsche Nationalmannschaft.

oberste Priorität habe (vgl. Mat. 035), und der im Wesentlichen in zwei Feldern vermittelt wird: Leben und Training im Spiezer Quartier und mannschaftliche Beziehungen auf dem Platz.

Das erste Feld – das des „Lagerlebens“ – erscheint geprägt von freizeithlicher und regenerativer Erholung, von Genesung und von sportlichem Training. Berichte über das Freizeitverhalten der Spieler vermitteln häufig das Bild abwechslungsreicher Beschäftigung. Betätigungen wie mit den bloßen Händen zu fischen, Tretboot zu fahren, gemeinschaftlich zu musizieren, Veranstaltungen wie Kinovorführungen oder der Auftritt einer Schlagersängerin (vgl. Mat. 116; Mat. 057; Mat. 113; Mat. 100) stehen jedoch deutlich lesbar den Entbehrungen entgegen, die zur Verfolgung des gemeinsamen Zieles notwendig seien. Denn in „Spiez [. . .] liegen soldatische Disziplin und persönliche Freiheit in Fehde“ (Mat. 035; vgl. auch: Mat. 006; Mat. 096).¹⁰ Dass sich die Spieler während ihres Aufenthalts vielfältigen Regeln unterzuordnen und beispielsweise stets uniformiert zu bekleiden hatten, findet zwar recht wenig Raum. Doch in einigen Fällen kann indirekt aus dem untersuchten Material auf vergleichsweise ausgeprägtere Zwänge oder disziplinarische Ordnung geschlossen werden. So zum Beispiel am Vergleich mit der ungarischen Mannschaft, deren Quartiergepflogenheiten in der Stadt Solothurn „freier, individueller“ seien (Mat. 094). Oder durch die generalisierende Gegenüberstellung von Zuschreibungen à la „Wiener Walzer gegen Marschmusik“ (Mat. 100). Häufig wird eine zeitlich außergewöhnlich dichte Trainingstätigkeit gezeichnet, indem zum Beispiel situationsbezogene Erwartungen der Journalistinnen, nach denen trainingsfreie Regenerationsphasen, Schlechtwetter-Pausen oder auch Siegesfeiern wahrscheinlich seien, gegen die im Spiezer Hotel Belvedere vorgefundene Situation reger Spielvorbereitung abgegrenzt werden (vgl. Mat. 057; Mat. 029; Mat. 006; Mat. 021; Mat. 097).

Zusammenfassend liest sich eine „schöne Zeit“ am Thuner See, die – manchmal bedroht vom „Lagerbazillus Langeweile“ (Mat. 100) – unter betont spartanischen Bedingungen, Drill und Kasernenhaftigkeit der gewissenhaften Vorbereitung auf die schweren „Kämpfe“ diente (vgl. Mat. 035; Mat. 029).

5.2.1 Die „gemütliche Tyrannei“ und ihre Kinder

Für die Regeln des gezeichneten Zusammenlebens lässt sich Trainer Joseph Herberger zweifelsfrei als verantwortlich ausmachen. Es werden vielfach Zuschreibungen vorgenommen, die sich einem Konzept quasi väterlicher Vormundschaft zuschlagen lassen (vgl. vor allem Mat. 035). Für „meine Jungens“ (Mat. 052), „seine Schützlinge“ (Mat. 119), „seine Männer“ (Mat. 006; Mat. 097; Mat. 063), „seine Spieler“ (Mat. 074), „seine Burschen“ (Mat. 030) habe Herberger nach eigenen Kriterien zur Charakterbildung, d.h. zur Förderung bzw. Milderung bestimmter Eigenschaften, die Belegung der Doppelzimmer vorgegeben oder „Ballenzug“ angeordnet (Mat. 035; Mat. 036; Mat. 107). Er selbst wird zum Zeugen eines hierarchischen Verständnisses, als er mit den Worten zitiert wird: „Eins, das gibt es auf der ganzen Welt nicht mehr: Die Mannschaft ist so eine Gemeinschaft, die hängen aneinander, die glauben daran, daß es richtig ist, was man ihnen sagt, und sie glauben auch an sich“ (Mat. 035). Hier werden in expliziter Weise Kameradschaft und positiv konnotierte Hierarchietreue zu einer erfolgreichversprechenden Verbindung verwoben. Von den Erzählern wird eine hohe Priorität Herbergers für eine belastungsfähige Gemeinschaftlichkeit vermittelt (vgl. Mat. 107; Mat. 035). Ihr Schutz wird – so deuten die Kameradschaftsbezüge an – mit der Ablehnung individualistischer Lebens- oder Alltagsgestaltung in Verbindung gebracht (Mat. 107; Mat. 094). Es kann der Eindruck einer recht festgefügtten Korporation entstehen, verstärkt durch Berichte, in denen Bilder jahrzehntelanger Suche nach den richtigen Spielern (Mat. 035) oder der Verteidigung der Nationalmannschaftszu-

¹⁰ Vgl. auch als gesamten Artikel zum „Verzicht für das große Ganze“: Mat. 107.

sammenstellung gegen zweifelnde Geister gezeichnet werden (Mat. 068; Mat. 035). Solche Erzählungen können weiter als Betonung der umgekehrten Loyalität des Trainers Herberger zu seiner Mannschaft in den Blick geraten.

Erfolge werden oftmals in erster Linie ihm und in zweiter anderen Einzelleistungen zugesprochen. Denn die Spieler selbst „hatten nur ihren sportlichen Willen und ihren Herberger“ (Mat. 063), „ihren Bundestrainer Sepp Herberger“, den sie am „stolzeste[n] Tag des deutschen Fußballs“ auf die Schultern nahmen und zur Umkleidekabine trugen (Mat. 081).

Mit Urteilen der Auslandspresse wird die „Leistung des deutschen Bundestrainers“ gewürdigt: „der zwölfte Deutsche war der beste.“ Und: „Vielleicht hat diesmal nicht die beste Mannschaft, sondern der beste Trainer das Turnier gewonnen.“ Darin wird die wesentliche Leistung der Mannschaft zur Fähigkeit, etwaige Pläne Herbergers präzise auszuführen. „Seine Burschen [führten] seinen Plan mit hundertprozentiger Konsequenz“ (Mat. 030) durch. Herberger sei der „große Taktiker im Hintergrund“ (Mat. 104), der mit Witz und kluger taktischer Führung (Mat. 006) sowie mit List, Konsequenz und Genialität (Mat. 030) die Erfolge der Nationalmannschaft ermöglicht habe.

Eine besondere Rolle unter den Akteuren auf dem Platz lässt sich für den deutschen Mannschaftskapitän Fritz Walter erkennen. Im Zusammenhang mit den Entscheidungen des Trainers wird das „Nervenzentrum“ der Mannschaft als bereits 1938 von Herberger entdeckter und aufgebauter „Träger seiner Spielidee“ (Mat. 035) wie eine Art „verlängerter Arm“ gezeichnet und bisweilen von der „Mannschaft Fritz Walters“ (Mat. 022) gesprochen. In einem Beitrag werden der Weitblick Herbergers, die taktische Ausführung Walters und ein kameradschaftlich verstandenes Mannschaftsbild folgendermaßen verknüpft: „Herberger war der unbestrittene Strategie dieses Weltmeisterschaftsturniers, Fritz Walter der Taktiker, und da ein Geist alle elf Mann beseelte, blieb der Erfolg nicht aus (Mat. 067). Bei der Rekonstruktion der Material-sicht auf Fritz Walter entfaltet sich ein eben verantwortungsbewusster, sensibler, nachdenklicher (vgl. Mat. 104; Mat. 035; Mat. 076; Mat. 55; Mat. 072; Mat. 090) „Held von Basel“ (Mat. 099), dessen „Spielinstinkt“ und „fruchtbare[n] Ideen“ (Mat. 035) auf dem Platz gleichwohl durch seine Hierarchietreue und eine eher unbeeinflusste Weitergabe von Entscheidungen begrenzt erscheinen (Mat. 035; Mat. 104). Das Verhältnis zwischen ihm und Herberger wird als Erfolgsgarant entworfen. Und insgesamt nimmt Kritik an Walters Spielverhalten fast keinen Raum ein. Wie im Folgenden sichtbar wird, erfährt der vielfache Torschütze Helmut Rahn in den Bewertungen tendenziell ein anderes Schicksal. Rahns Person und seine Art, Fußball zu spielen, liefern den Erzählern scheinbar den Stoff, um dem Bild des kollektivistischen Teamspielers Walter in gegenseitiger Befruchtung Geschichten von Eigensinnigkeit, Unzuverlässigkeit und fehlender „zweckdienlicher Unterordnung“ (Mat. 077) gegenüber zu stellen (vgl. Mat. 050; Mat. 069; Mat. 042; Mat. 019). Und so wird Rahn schon mal mit einem hemdsärmeligen „Gib doch ab, du Ochse“ (Mat. 051) bedacht. Vor diesem Hintergrund fällt auch ein Zeitungsartikel ins Auge, der hinsichtlich eines bis fünf Minuten vor Ende „am seidenen Faden“ hängenden Spiels zwar den „rettenden zweiten Treffer“ Helmut Rahns auch im Untertitel erwähnt, es jedoch im Spielbericht schafft, namentlich sechs Spieler lobend zu erwähnen und den Torschützen dennoch weitgehend unsichtbar zu halten (Mat. 050). Der 2:0 Siegtreffer in einem Spiel gegen Jugoslawien wird ebenfalls relativ nüchtern kommentiert (Mat. 014). Ausdrücklich lobende Worte über den „exzentrischen Alleingänger“ (Mat. 035) Helmut Rahn finden sich eher selten. So gelesen, besteht Anlass, sich einer Rezeption zuzuwenden, die eine in der Torbilanz effektive Spielweise nicht zwingend als hochwertig erkennt und stattdessen als wesentliches weiteres Qualitätsmerkmal jene „zweckdienliche[r] Unterordnung“ (Mat. 077) oder auch Aufopferung (vgl. z.B. Mat. 006; Mat. 015) voraussetzt, mit der „Kapitän

Fritz Walter“ (Mat. 104) gezeichnet wird. Ein solches Bild wird zusätzlich konturiert, wenn in Zusammenhang mit Training und Spiel der gesamten Nationalmannschaft Aufopferung und Hingabe als Qualitäten vermittelt werden. So wird am 29. Juni beispielsweise die Schweizer Presse zur Vergewisserung herangezogen: Der „gewiss neutrale ‚Sport‘ in Zürich: „Noch niemals haben wir eine deutsche Elf derart aufopfernd, hingebungsvoll, und schier bis zum Umfallen kämpfen gesehen, ein Kompliment, das, gilt es für deutsche Sportsleute, besonders viel bedeutet.“ (Mat. 051; vgl. auch Mat. 005; Mat. 006. Und für die Zuarbeit Einzelner z.B. Mat. 096).

5.2.2 Kameradschaft im Fußballspiel

Kameradschaft auf dem Spielfeld wird ebenfalls breit kommentiert. Siege und Niederlagen sind nahezu grundsätzlich mit Bezügen zu Zusammenhalt und Kameradschaft versehen. Wie Turnierverlauf und Ergebnis es wohl vermuten lassen, überwiegen hier positive, bisweilen schwelgerische Eindrücke.¹¹ Insbesondere, wenn der Spielverlauf als negativ aufgefasst wurde, stand der Kritik an etwaigen Fehlern die Betonung mannschaftlichen Einsatzes entgegen (vgl. z.B. Mat. 079). In einem Beitrag findet sich direkt nach dem Gegentor zum 0:2 im Endspiel gegen Ungarn folgende Feststellung: „Aber jetzt zeigt sich die kameradschaftliche Geschlossenheit der deutschen Elf. Keiner läßt den Kopf hängen, sie kämpfen weiter, zäh, unbeeindruckt. [. . .] Im Sturm scheinen fünf und nicht nur zwei Brüder zu spielen – so gut versteht man sich (Mat. 091). Und die Beschreibungen können sich gerade steigern, wenn sich im Anschluss an eine „schwierige“ Situation oder Spielphase ein Wiedererstarren oder eine Wendung des Spielverlaufs mit dieser Kameradschaft verbunden scheint oder verknüpfbar ist. So wird dasselbe Spiel kommentiert: „Unsere Mannschaft hatte ein Quentchen mehr Kraft, auch etwas Glück. Vor allem aber eine so einmalige Geschlossenheit, daß die Ungarn an diesem Bollwerk aus Kraft, Technik und Einsatzwillen scheiterten.“ (Mat. 062) Bedrohlich erscheinen – wie wir in den Stereotypisierungen Helmut Rahns (vgl. Abschnitt 5.2.1) gesehen haben – scheinbare Unzuverlässigkeiten oder Mangel an Unterordnung (vgl. Mat. 044; Mat. 010; Mat. 016; Mat. 015; Mat. 041).

11 Z.B. „Eine geschlossene Einheit, zu der alle elf Spieler von Anfang bis Ende alles beitragen.“ (Mat. 030). Vgl. auch: Mat. 067; Mat. 035; Mat. 062; Mat. 026; Mat. 084; Mat. 091.

5.2.3 Der Körper als Werkzeug – Bedeutungen rund um die Spielergesundheit

Ein Zeitungsartikel über die Tätigkeiten von Sportarzt Dr. Loogen und Masseur Erich Deuser, den zwei „Königen“, widmet sich in erster Linie der therapeutischen und regenerativen Behandlung von Spielerkörpern (Mat. 096). In einem hervorgehobenen Kasten fordert ein Blatt seine Leserinnen auf: „Vergeßt es nicht, es waren 26!“ und weist auf „erbitterte Kriege“ gegen Verletzungen hin (Mat. 087). Ein Beitrag wartet mit dem Subtitel auf: „Wertvolle Kräfte verletzt.“ (Mat. 006) Die Kommentierungen zur Verfassung zumindest der „Stammspieler“ nehmen insgesamt einigen Raum ein (vgl. Mat. 101; Mat. 056; Mat. 019; Mat. 006; Mat. 008; Mat. 015). Hier lässt sich die Spielergesundheit als vergemeinschaftetes, nationalisiertes Gut lesen, von dem deutsche Erfolge abhängig seien. Die Texte dieses Themenfeldes von Körpern mit Fieber, Blessuren und Prellungen und ihrer Genesung durch Therapie und Unterwassermassagen weiten das oben angesprochene Trainingslagerbild um einen Genesungsaspekt. Und sie verknüpfen den „harten Kampf“ mit einer konstitutiven Bedingung: dem Risiko der Verletzungen (vgl. besonders Mat. 010).

5.3 Das „Österreich-Massaker“ – Militariserte Zeichnungen sportlicher Auseinandersetzung

Der Begriff vom „Kampf“ ist besonders hervorzuheben. Zum Einen wird er prinzipiell für die am Turnier beteiligten Mannschaften und ihren Einsatz auf dem Platz gewählt – vordergründig synonym etwa für „Begegnung“ ist jedes Spiel ein „Kampf“

(vgl. Mat. 050; Mat. 014; Mat. 024; Mat. 112). Komponiert zu „Kampfesmut“, „Kampfkraft“ oder „Kampfgeist“ wird er aber auch als eine Qualität neben Technik, „Spielwitz“, Kondition oder dergleichen gestellt. Im Falle der deutschen Mannschaft wird dies – manchmal ausgeprägter, manchmal weniger stark – zu einem wesentlichen und vor allem positiv konnotierten Charakteristikum ihres Spiels (vgl. besonders Mat. 024; Mat. 091; auch Mat. 102; Mat. 049; Mat. 050; Mat. 006; Mat. 067; Mat. 004). Dabei kommt es zu generalisierenden Kollektivzuschreibungen, in denen zum Beispiel „deutscher Kampfgeist“ gegen „jugoslawische Spieltechnik“ (Mat. 106) oder weiches, künstlerisches gegen „kämpferisches“ Spiel gestellt werden (Mat. 030; vgl. auch Mat. 105; Mat. 077). Bisweilen wird zudem deutlich, dass der Eigenwert des Kämpfens ähnlich dem der Aufopferung (vgl. Abschnitt 5.2.1) sogar Sieg und Niederlage – also den vermeintlich hauptsächlichen Zweck des Spieles – relativieren kann. Ein aus einer Schweizer Zeitung angeführtes, ausführliches Zitat über Tapferkeit, Mut und Kampf der Deutschen macht diesen Eigenwert beispielhaft deutlich: „Eines freilich muß man den Deutschen lassen: sie haben wacker und tapfer, mutig und unentwegt bis zum bitteren Ende gekämpft“ (Mat. 018. Vgl. auch: Mat. 059; Mat. 091). Hier lässt sich die gewählte sprachliche Färbung als eine Variante „ehrenhaften“ oder „anständigen“ Verlierens auffassen. Ähnlich gelagert sind Erzählungen vom „deutsche[n] Abwehrbeton“, der nicht „bröckel[e]“ (Mat. 076), oder von Spielern, die „wie aus Eisen“ seien (Mat. 050). Hier verknüpfen sich die Geschichten von der „Tugend des Durchhaltens“ mit denen einer Metaphernwelt der Widerstandskraft. Vordergründiger Anlass für diese immer wiederkehrenden Texte von z. B. einer „Festung“ (Mat. 102), einem „Bollwerk“ (Mat. 004; Mat. 084) oder deutschem „Abwehrbeton“ (Mat. 076) ist die jeweils als überraschend geschilderte Qualität der Aktionen der deutschen Abwehrformation. Die Fülle solcher Beschreibungen trägt als solche zum Angebot bei, das Geschehen in der Schweiz martialisch-militärisch zu begreifen (Mat. 102; Mat. 004; Mat. 084; Mat. 049; Mat. 062; Mat. 022; Mat. 051; Mat. 099; Mat. 076).

Der positiven Zeichnung des durchhaltenden und widerständigen Kampfes steht die „Kapitulation“ komplementär gegenüber. An einigen Stellen plädiert das Material für eine geringer wertige Bedeutung einer Niederlage durch Kapitulation. Eine Versicherung, die eine Tageszeitung einen Tag vor einer als wahrscheinlich eingeschätzten Niederlage im Endspiel ausspricht, lautet: die deutschen Spieler seien „alle gewillt, nicht zu kapitulieren“ (Mat. 059; vgl. ähnlich Mat. 017; Mat. 062).

Als Aktivierung mutmaßlich verbreiteter Vorstellungen von Kraft, Ausdauer oder Entschiedenheit, finden verschiedene Bebilderungen ihren Platz im Analysematerial. Die Idee von kämpferischen Raubrittern und deren Verteidigung ihrer Burg gegen Bauern, ein Vergleich zu den „Verteidiger[n] von Konstantinopel“ zu einem Zeitpunkt, als „die Türken zum Sturm ansetzten“ (Mat. 051), die Abgrenzung österreichischer Spieler als „wilde Hühner“ gegen die „Löwen“ und „Luchse“ der deutschen Mannschaft (Mat. 076) – all solches illustrierte Vorstellungen der an der WM aktiv Beteiligten (vgl. auch Mat. 109; Mat. 030; Mat. 017; Mat. 015; Mat. 019).

Untrennbar ist mit der Berichterstattung der Begriff des Sturms verknüpft. Ihm werden hervorhebenswerte Qualitäten zugeschrieben, wenn beispielsweise wie im Eingangszitat dieses Kapitels 5.3 konstatiert wird, der deutsche Sturm habe in Orkanstärke den Gleichklang der österreichischen Musiker beendet (Mat. 077). Dem „Tourbillonstil“ eines „entfesselten“ deutschen Sturms wird mannigfaltig zugesprochen, „in großartiger Manier“ am „deutschen Erfolg“ beteiligt gewesen zu sein (vgl. z.B. Mat. 046; Mat. 099; Mat. 043; Mat. 010; Mat. 015; Mat. 070). Zunächst kann jedoch unabhängig davon, ob der „Sturm“ als „Offensivabteilung“ einer Mannschaft oder als „Angriffsaktivität“ verstanden wird, und wie bei den Bildern der Widerstandskraft, festgehalten werden, dass ein dem Militärischen entlehntes Wort für etwas verwendet

12 *In einer interessanten Betrachtung der Möglichkeiten fußballbezogener Berichterstattung stellte Rainer Küster zunächst und in Übereinstimmung zu Christiane Eisenberg fest, dass die im Kontext des Fußballs formulierten Militärreferenzen nicht zwingend als Metaphern aufgefasst werden müssen, dass also die Ziele der Referenzen ins Militärische in der Rezeption nicht unbedingt vergegenwärtigt werden (Küster 1998, S. 57; Eisenberg 1997a, S. 101) Doch über die Verwendung solch ethymologisch entwurzelter, eingeschliffener Fachtermini des Militärischen hinaus könne man „als Autor einer Fußballreportage militärische Aspekte besonders akzentuieren, indem man weitere Metaphern aus dem Militärischen hinzuzieht, die den eigentlich fachsprachlichen Bereich überschreiten“. Der Effekt solchen Vorgehens habe das Potenzial, das latente Militärische, das in der Fachsprache schon kaum noch auffalle, zu reaktivieren und zu revitalisieren (Küster 1998, S. 60)*

13 *Z. B. dürfe sie in der Schweiz ihren Mann nicht allein treffen. Sie vermeide es zu Hause, mit ihrem Mann spät auszugehen, da sich dies in der Stadt herumspreche. Außerdem sei der Termin der Flitterwochen durch den Fußballkalender bestimmt gewesen (Mat. 092).*

wird, das in zahlreichen fußballerischen Zusammenhängen von Belang ist. Hier ist also vor einer Überbewertung zu warnen. Allerdings kann der Wirkung dieser Häufung selbst auch eine gewisse Bedeutung zugesprochen werden, auch hier wird der Eindruck kämpferisch-militärischer Bedingungen ausgeschmückt.

„Von Männern, die auszogen“, von Emission, Kameradschaft und Kampf habe man im Material lesen können, war die durch den Kapitteltitle eingeführte These dieses Untersuchungsabschnitts. Der vorangegangene Streifzug durchs Material offenbarte zunächst eine generelle Tendenz zur Nutzung militärischer Attributierungen, die hier gemeinsam mit einer ausgeprägten Verwendung von Kampfmetaphern als Thematisierungsweise der hohen Bedeutung vorgeschlagen wurden. Sie beinhalten auch und in vielfältiger Weise eigenständige, vom Fußballfachvokabular abgekoppelten Sprachschöpfungen und Komposita, mit denen nach Rainer Küster (1998) verdeckte Referenzierung auf das Militärische reanimiert werden kann¹². Exemplarisch sei hier an die Phrasen von Massakern, Kapitulation, mit Orkanstärke blasendem Sturm und den Verteidigern Konstantinopels erinnert. Die so verstärkte Kennzeichnung des generell militarisierten Duktus in der Konstruktion der zeitgenössischen Sicht auf die WM hat in starker Kongruenz zu Thomas Raithels (2004) anregender Lesart die Motive Kampf, Kraft, Disziplin und Kameradschaft untermauert. In Abschnitt 5.2 wurden verschiedene Themenfelder ausgeleuchtet, die das militärreferenzielle Bild nachzuzeichnen helfen, das mit Lektüre der Texte von „Kameradschaft“ und ihrer Ausgestaltung im Wissen um die Weltmeisterschaft entstehen kann. Das von Entbehrung und Zufriedenheit zugleich gekennzeichnete Lagerleben im Spiezer Quartier ist weiter als von Teamchef Herberger organisierter und disziplinierter Raum markiert worden.

Diese Ausgestaltungen einer aus dem Raum des Militärischen inspirierten Konstruktion der Fußballwelt können trotz ihrer kaum Erwähnung findenden Geschlechtlichkeit an Männlichkeitskonzepte gebunden werden, denn die Geschichte des Fußballs und seiner Beteiligten wurde bereits in der Einleitung ihrer Geschlechtslosigkeit beraubt.

6 Hinter jedem starken Mann steht ein starke Frau – Positionierungen der Weiblichkeit

Am Samstag, dem 3. Juli 1954, finden die Leser einer Zeitung neben einer Rezeptempfehlung „für sie“ einen etwa viertelseitigen Artikel unter der Überschrift „Arme kleine Fußballfrau“. In ihm wird in bilderreicher Sprache und sprechender Bebilderung ein Lied von Vor- und Nachteilen des Lebens einer „perfekte[n] Nationalspielerfrau“ gesungen. Dabei ist der Anteil der geschilderten Negativa zunächst ungleich höher. Der auch in einer Illustration (Abb. 2) markierte Alltag der Protagonistin „Frau Schäfer“, Ehefrau des Nationalspielers Hans Schäfer, die „ohne Worte Opfer“ bringe¹³, wird pars pro toto zum Anlass genommen, in verallgemeinernder Weise Beispiele von Entbehrung und Enthaltung zu erzählen, die das Leben der Ehepartnerinnen von Fußballsportlern kennzeichneten. „Das Beispiel dieser Frau“ so weiß man zu berichten „steht für viele, deren Männer sportlichen Leistungen nachjagen. Aber wohl kaum einer ist auf den Gedanken gekommen, daß diese Frauen oft einen entscheidenden Anteil am sportlichen Erfolg des Mannes haben.“ So gingen sie „in der Küchenarbeit auf seine Diätwünsche“ ein, oder „schlucken gelegentlich ein hartes Wort herunter, um seine seelische Wetterlage, seine Freude am Wettkampf nicht zu beeinträchtigen“.

Eine Vorstellung von Stärke wird in diesem und anderen (vgl. hierzu auch Mat. 025; Mat. 071). Artikeln insbesondere durch Rekurs auf die Fähigkeiten der Entbehrung angedeutet: Frau Schäfer – so wird unbelegt und gleichwohl beleghaft angeboten – „kennt eigentlich das andere Leben kaum. Schon ihre Mutter saß jeden Sonntag allein zu Haus, und sie führte eine glückliche Ehe dabei“ (Mat. 092). Die negativen Skizzen über das Dasein als Ehefrau eines Nationalspielers, wie dass es „kaum zu ertragen“

(Mat. 092) sei, werden letztlich aber wenig ernst genommen, sondern führen zum eher positiven Gesamtbild eines glücklichen Verzichts für etwas übergeordnet Vorteilhaftes: den Schutz der Ehe als intaktes Reproduktionsbiotop des für öffentliches Interesse wirkenden Mannes.



Abb. 2: „Arme kleine Fußballfrau“ (Mat. 092)

Eine ähnliche Form der Charakterisierung ist in einer Qualifizierung als etwa „schmückend“ zu erkennen. Im Bezug auf „Frau Schäfer“ kommt es im angeführten Artikel mehrfach zu Auslassungen über ihre physische Attraktivität, ihre Schönheit und „Schlankheit“ (Mat. 092). Als eine Zeitung Fritz Walter aufruft, nicht ins Ausland zu gehen, leitet sie den abgedruckten Kommentar seiner Frau „Gattin Italia“ in ähnlicher Weise ein und spricht von der: „hübsche[n], dunkelhäutige[n] Frau unseres Nationalkapitäns“ (Mat. 089). Qualifizierungen dieser Gattung erfahren Männer in den untersuchten Beiträgen nicht.

Weiterhin werden Geschichten von Unterstützung und Belohnung erzählt, wenn berichtet wird, die Anreisemöglichkeit der „Ehefrauen“ böte „neuen Anreiz für Ungarns Fußballkönige, sich die Weltmeisterschaft unbedingt zu holen“ (Mat. 116; vgl. auch Mat. 021; Mat. 029; Mat. 058; Mat. 084) oder auf denselben Umstand unter der Überschrift „Ungarn belohnt seine Fußballmannschaft“ verwiesen wird (Mat. 021).

„Die Wirtin Madame Boucquet, die Gattin des Schweizer Mannschaftskapitäns Roger Boucquet, mixt [den Cocktail ‚Coupe du Monde‘ (Welt-Pokal)] mit geschickter Hand. Es ist ein scharfer Drink – so scharf wie die schärfsten Torschüsse...“ (Mat. 118)

Es werden jedoch auch andere Kompetenzen thematisiert. Es wird darauf hingewiesen, dass Frau Schäfer als Tochter eines Schiedsrichters durch die Tätigkeit ihrer Vaters eine gewisse Fußball-Expertise erlangt habe und dass sie zu allen Spielen ihres Mannes fahre (Mat. 092). Mit der Frage, wie Frauen oder Spielerfrauen zum Fußballsport stehen, wird auch an weiteren Stellen im Material Bedeutung verknüpft. Dabei wird – wie im Falle von „Frau Schäfer“ und „Wirtin Boucquet“ – eine Allianz zwischen jenen Frauen und ihren Männern gezeichnet, nach der beide in ihren Zuständigkeiten hervorhebenswertes Geschick aufwiesen (Mat. 092; Mat. 118).

7 München „stand wie ein Mann“ – Zur Explikation von Männlichkeit

Der wohl augenscheinlichste Fall von geschriebener Verschwiegenheit ist die Tatsache, dass nicht in einem einzigen Artikel erwähnt wird, dass nur Männer an der WM teilnehmen. Sämtliche Spieler des Turniers sind Männer. Vorausgesetzt, dass dies von den Erzählern als ubiquitäres Wissen angenommen wurde und es deshalb ihres Erachtens keiner Erwähnung bedurfte, ist zusätzlich bemerkenswert, dass es zumindest für die deutsche Equipe keine diesbezügliche Vorgabe in den Verbandsrichtlinien des DFB gab.¹⁴ In einigen wenigen Fällen wird von Spezifika männlicher Teilnahme und Rezeption erzählt. Zum einen tauchen immer wieder Spielarten der Vermittlung verstehbarer Ausgelassenheit¹⁵ in Verknüpfung mit explizitem Bezug zu Männern auf. Zum anderen geht es bisweilen um besondere Fähigkeiten der Männer, wie es der Abschnittstitel vom Stehen „wie ein Mann“ (Mat. 074) oder die Feststellung nahelegen, die deutschen Spieler „kämpften, wie nur Männer kämpfen können“ (Mat. 091). Hier lässt

¹⁴ Es ist eine der vorliegenden diskursanalytischen Materialrekonstruktion leider nicht zugängliche Geschichte, dass sich der Deutsche Fußball Bund im Jahr nach der 1954er Weltmeisterschaft das erste Mal dazu veranlasst sah, „Frauenfußball“ in seinen Vereinen aktiv zu unterbinden.

¹⁵ Vgl. zum Thematisierungsfeld der Ausgelassenheit bes. Abschnitt 8.2.

sich zum einen in expliziter Weise der in Abschnitt 5.3 besprochene Kampfbegriff als Ingredienz einer deutschen Männlichkeitsrezeptur lesen. Zum anderen wird auch das Kämpfen als solches dadurch als Positivum bestätigt, dass Männer es tun. Auch Kameradschaftlichkeit wird in expliziter Weise mit Männlichkeit verknüpft. Wie oben nachgewiesen, schweißen die Worte von Brüdern auf dem Platz (Mat. 078; Mat. 091 und dergleichen Männer in familialer Kameradschaft zusammen.¹⁶

16 Es ist eine spannende und nach meiner Kenntnis offene Frage, ob der „kameradschaftliche“ Zusammenhalt von Frauenfußballmannschaften bisweilen mit „Schwesterlichkeit“ vermittelt wird.

Wo das Material Männlichkeit sichtbar macht, geht es vielfach um Ausgelassenheit, Erregung und „Kampf“. Und gerade in den Beschreibungen der ersten beiden Zustände tauchen häufig – wie wir später sehen werden – Zuschreibungen eher „weiblich“ konnotierter Tätigkeiten wie Weinen und Tanzen auf. Für die Charakterisierungen von Frauen sind an den Beispielen von „Frau Schäfer“, „Wirtin Boucquet“ und „Gattin Italia“ (Mat. 092; Mat. 118; Mat. 089) verschiedene positive Qualifikationen nachgewiesen worden: Entbehrung, passive Positionierung gegenüber den Anforderungen des Berufs des Ehemanns, die Ausbildung komplementärer „Stärken“ und „gutes Aussehen“ sind Eigenschaften, die sich leicht als wünschenswert lesen lassen. In Bezug auf Männer sind vergleichbare Qualitäten nicht angeboten. Eine Ausnahme bilden hier die allerdings etwas unterschiedlich gelagerten Entbehrungserzählungen. Zwar taucht der Entbehrungstopos bei beiden Geschlechterkonstrukten als positiv gezeichneter Verzicht für etwas letztlich Vorteilhaftes auf, es kann jedoch für das Material festgehalten werden, dass „die Frau“ für „den Mann“ entbehrt und „der Mann“ für etwas Übergeordnetes, für „Deutschland“ oder das Ziel der Erringung des Weltmeisterschaftspokals. Allen Explikationen der Weiblichkeit ist im Gegensatz zu den Thematisierungen von Männlichkeit ein deutlicher Relativismus zu attestieren, für die Beschreibungen notwendige Vergleiche sind einseitig von Frauen auf Männer gerichtet.¹⁷ Der Vollständigkeit halber sei angemerkt, dass reflektierende Problematisierungen des Geschlechterblicks der Autorinnen keinen Raum finden.

17 Wir werden in Abschnitt 8.1 sehen, dass sich ein diesbezüglicher Unterschied auch bei verwendeten Formeln der Anrede festmachen lässt.

8 Wir & Ihr – Vergemeinschaftende Erzählungen

Die deutsche Equipe in der Schweiz ist eine Gruppe von Emissären. Als Nationalauswahl vertritt sie „ihre“ Nation in einem repräsentativen Sinne. Im Analysematerial finden sich eine ganze Reihe von Stellen, in denen Verbindungslinien zwischen den Spielern, dem Trainer, dem medizinischen und technischen Apparat – also dem Männerverband der in die Schweiz Beauftragten – auf der einen Seite und auf der anderen Seite den über die Medien indirekt beteiligten Menschen in Deutschland und jenen auf den Tribünen gezeichnet werden. In einer Art mediativer und multiplikativer Zwischenposition finden sich dabei die Erzähler im journalistischen Betrieb. Den Bezug zwischen Spielgeschehen und Rezipientinnen zeichnen diese generell alles andere als abstrakt. Bereits an der Nutzung von Possessivpronomina wie „Wir“ und „Unsere“ sowie an Bezeichnern wie „Deutschland“ oder „die Deutschen“ für die Mannschaft wird deutlich: Was sich auf dem Platz ereignet, geht uns alle an! Dergleichen wird – augenscheinlich unabhängig von Sieg oder Niederlage – nicht selten genutzt (vgl. beispielsweise: Mat. 051; Mat. 077; Mat. 084; Mat. 067; Mat. 057; Mat. 005; Mat. 091; Mat. 020; Mat. 096; Mat. 059; Mat. 050). Über solch eingängige sprachliche Mittel hinaus sind die Thematisierungsfelder und -weisen zur Vergemeinschaftung der Weltmeisterschaftsteilnahme vielfältig – wie im Folgenden verdeutlicht wird.

8.1 Unsere Elf, Menschen wie Du und Ich – Emission II: Normalisierung von Spielerpersönlichkeiten

Neben den angeführten Geschichten vom ganz normalen Freizeitbetrieb, der die Männer in Spiez als Menschen mit populären, obligaten, manchmal profanen Bedürfnissen sichtbar macht, fallen eine Reihe von Ausführungen auf, in denen Spieler und Trainer

mit dem Diminutiv oder einer Koseform des Vornamens genannt werden. Da ist die Rede von „Hänschen Schäfer“, „Berni Klodt“, „Fritze Laband“ (Mat. 109), dem „sympathische[n] Jupp aus Hamburg (I.e. Joseph Posipal; Mat. 108. Ähnlich auch: Mat. 101) und dem „Maxi“ (I.e. Max Morlock; Mat. 096). In verschiedenen Schreibweisen wird von Joseph Herberger als „Bundes-Sepp“ (Mat. 081; Mat. 101) gesprochen. Tauchen solche Verniedlichungen nicht auf, werden Vorname und/oder Nachname genutzt – eine Nennung bei Anrede „Herr“ und ausschließlicher Verwendung des Nachnamens kommt im Material nicht vor. Ebenfalls wird für die direkte Anrede eines oder mehrerer Spieler die zweite Person benutzt – sie werden „geduzt“ (vgl. z. B. Mat. 084; Mat. 051; Mat. 089). Auf diese Weise kann eine Art freundschaftlicher Nähe zu ihnen aufgebaut werden. All dies findet sich im Material für Frauen nicht. Wie wir in Abschnitt 6 gesehen haben, werden Frauen tendenziell relativisch zu ihrem Ehemann als „Frau“ oder „Gattin“ bezeichnet.

In einem ausschließlich dem Alltag und den „kleinbürgerlichen“ Hauptberufen der Spieler gewidmeten Artikel stellt ein Berichterstatter zwei Tage nach dem Ende der Weltmeisterschaft und am Tag der „Heimreise“ der Mannschaft am 6. Juli die „Fußball-Kanonen in Zivil“ als „Menschen wie Du und Ich“ vor (Mat. 082). Durch überblicksartige Bekanntmachung ausgewählter Berufsbiographien macht der Beitrag die Spieler als etwas wie „Menschen von nebenan“ erfahrbar.

Insgesamt kann aus dieser Perspektive festgehalten werden, dass die Materialsicht auf die Spieler geeignet ist, Distanzen zwischen ihnen und den Rezipienten niedrig zu halten oder abzubauen. Ein vergleichbarer Effekt wird aus gegenüberliegender Richtung ebenfalls erzielt. Er soll im Folgenden verdeutlicht werden.

8.2 Wir Deutsche – Mitspielende, Mitleidende, Involvierte – Bilder von Begeisterung und Ausnahmezuständen

Die essenzialisierende Rede über den Fußball und seine Beziehung zu den Menschen, über seine nahezu unwiderstehlich mitreißende Kraft, ist eine Tendenz im Material, der auf verschiedene Thematisierungsweisen gefolgt wird. Ihnen ist gemein, dass sie ein Band zwischen der Equipe in der Schweiz und „uns Deutschen“ flechten.

Es gibt zahlreiche Geschichten, die immer wieder die Zusendung großer Mengen von Glückwunschscheiben und Schenkungen breiter Bevölkerungsschichten thematisieren (vgl. vor allem Mat. 010; auch: Mat. 021; Mat. 073; Mat. 066; Mat. 060; Mat. 057; Mat. 032). Ebenso finden sich Erzählungen des Danks der politischen Spitzenfunktionärinnen der Bundesrepublik (Mat. 060; Mat. 029; Mat. 032; Mat. 035). Oder es wird schlicht vorausgesetzt, dass das Fußball-Leben in der Schweiz letztlich alle Deutschen, respektive ganz Deutschland betreffe (vgl. Mat. 081; Mat. 061; Mat. 067; Mat. 062).

Ein weiteres Feld, in dem die direkte Verknüpfung des Fußballereignis WM mit den „normalen“ Deutschen lesbar wird, ist gefüllt von Beschreibungen über Mengen zumeist Deutscher, die das Straßen-, Stadion- oder Alltagsbild in der Schweiz prägten (vgl. Mat. 017; Mat. 020; Mat. 008; Mat. 052; Mat. 55; Mat. 062; Mat. 076).

Ein Blatt sieht sich nach Ende der WM durch ein Vertragsangebot eines italienischen Fußballvereins an den Kapitän der Nationalmannschaft, Fritz Walter, veranlasst, folgende Feststellung anzubieten: „Fritz Walter im Dress eines ausländischen Klubs? Dieser Gedanke ist für ganz Fußball-Deutschland unvorstellbar.“ (Mat. 089) Manche Leser seien bereit, ihr Erspartes für Walter zu sammeln, um seine Verpflichtung zu verhindern. „Ein Leser rief aus einem Hamburger Großbetrieb an: ‚Unser ganzer Betrieb ist sich einig. Wir wollen für Fritz Walter und seine Kameraden sammeln. Keiner will sich ausschließen. So denkt ganz Deutschland. Unser Fritz darf nicht auswandern!‘“ (Mat. 089).

Ein besonders konturiertes Bild, das die Erzähler in den Medien zeichnen, ist das der Erregung. Fast jeder sind wahrscheinlich die unverwechselbaren Ausbrüche des Radioreporters der Endspiel-Übertragung der ARD, Herbert Zimmermann, bekannt. Mit brechender Stimme ertönen „Tor! Tor! Tor! Tor! Tor für Deutschland!“, „Aus! Aus! Aus! Aus! Das Spiel ist aus! Deutschland ist Weltmeister“ oder „Halten Sie mich für verrückt, halten Sie mich für übergeschnappt“, und die Aufregung ist kaum zu überhören (Mat. 005). In einem Artikel über die starke nervliche Beanspruchung auf der journalistischen Tribüne wird sich ausgiebig dem Phänomen der Empathie gewidmet (Mat. 051). Und dass Fußballsiege den mitfiebernden Beobachter „stolz“ machen können, weiß eine Tageszeitung zu berichten (Mat. 077). Doch neben solch offensichtlicher emotionaler Involviertheit, sind es die eher nebensächlich platzierten Narrative der Erregung unter den Rezipienten, denen das Potenzial unterstellt werden kann, Normalität um die Dimension empathischer Fußballbegeisterung zu erweitern und derart angereichert fortzuschreiben. Diese handeln von Herzattacken (Mat. 058; Mat. 112) oder einem Nervenzusammenbruch (Mat. 058) aus Leidenschaft, aber auch von explodierenden Fernsehverkaufszahlen (Mat. 035) oder der Prioritätensetzung der Bremer Bürgerschaft, die eine Sitzung unterbrach, um sich über den Spielstand der Begegnung gegen die österreichische Elf zu informieren (Mat. 058; Mat. 021).

Diese Bilder werden ergänzt und deutlich verstärkt durch Berichte über die Begeisterung im Rahmen der Rückreise der Nationalmannschaft und ihre Ankunft in München. Am siebten Juli wies eine Zeitung auf die trotz einer eher unorthodoxen Adressierung erfolgreiche Zustellung einer Postkarte an die in München weilende Nationalmannschaft hin: „An die Bezwingen von Puskas und Co. ohne Ortsangabe“. Die Sendung kam an“ (Mat. 066) – ein einfaches Beispiel dafür, wie von einer allumfassenden Bedeutung erzählt wird, in der Außergewöhnliches möglich werde. Bei der Lektüre des Materials fallen diese Geschichten äußerst stark ins Gewicht. Die Bilder vom „Triumphzug“ (Mat. 004) werden mit vergleichsweise hoher Intensität und Dichte gezeichnet. So wird eine Vorstellung von Menschenmassen in mannigfaltigen Wendungen angeboten (Mat. 088; Mat. 090; Mat. 074; Mat. 066; Mat. 004; Mat. 001). Hier handelt es sich um Rezeptionsangebote des wohlbegründeten Ausnahmezustands und auch des nur zu verständlichen zivilen Ungehorsams.

Besondere Aufmerksamkeit genießen auch Formen von Ausgelassenheit (Mat. 078; Mat. 025; Mat. 088; Mat. 090; Mat. 028; Mat. 083; Mat. 063; Mat. 087; Mat. 074; Mat. 036; Mat. 004; Mat. 001), zivilem Ungehorsam (Mat. 085; Mat. 078; Mat. 032) und Organisation der Abweichung vom Alltagsleben. Letztere findet sich in Aufforderungen, Straßenzüge zu beflaggen oder etwaigen Beschäftigten zum Tage der Ankunft freizugeben (Mat. 028; Mat. 072; Mat. 083; Mat. 084). Wenn in diesem Rahmen und ohne Ansätze der Geringschätzung darüber berichtet wird, wie Männer in den Erregungssituationen tanzen, sich umarmen und weinen (Mat. 051; Mat. 105; Mat. 078; Mat. 035), kann auch eine Lesart bereichern, die eher „weiche“, „weibliche“ Verhaltensweisen verständnisvoll mit dem Ausmaß von Erregung und Ausnahmezustand verknüpft und diesen so eine zusätzliche Bedeutung verleiht.

Es gibt also viele Texte, in denen auch außerhalb des Fußballbetriebes die absolute, zahlenmäßige Mehrheit oder sogar die Gesamtheit in der Zusammensetzung einer Gruppe Männer sind – und dies auch den Rezipientinnen bekannt sein dürfte. Interessant ist – wie generell bei unsichtbarer Geschlechtlichkeit – in solchen Fällen stets, inwieweit von Männern Gelebtes als normatives Verhalten gesetzt wird, also die ange deutete Gleichsetzung von Männern und Menschen geschrieben wird. In einem Artikel wird konstatiert, die Erfolge der deutschen Elf machten auch „auf die Politik Eindruck“ und führt im Anschluss ausschließlich Männer zum Beleg an (Mat. 021). Auch für die Erregungszustände mit medizinischen Konsequenzen (z. B. Herzschläge

und Nervenzusammenbruch) wird nicht festgehalten, dass die Betroffenen Männer sind (Mat. 058; Mat. 112). Für den gesamten Bereich der Schilderung von Ausgelassenheit fehlt es mit einer Ausnahme (Mat. 062) an einem Hinweis darauf, ob und in welcher Weise Frauen daran Anteil hatten.

8.3 Das „Andere“ vs. Deutschland – Außenseitergeschichten und Verschwörungskonstrukte

Für vergemeinschaftende Texte werden neben der vielfältigen Rede vom „Wir“ regelmäßig auch Erzählungen vom konstitutiven Anderen angeboten. So auch in den untersuchten Beiträgen zur Erklärung des Geschehens in der Schweiz. Die Passagen, in denen klar von den oder dem „Anderen“ erzählt wird, werden hier analytisch mit Geschichten des kollektiven Außenseiterdaseins verknüpft, insofern diese eine gezeichnete Polarisierung zwischen dem Selbst und dem Außen zuspitzen. Dass „Deutschland“ in den Spielen der WM als Außenseiter gilt, wird sehr häufig betont – in unterschiedlichen Spielarten einer Geschichte des „Outsiders“ (Mat. 073), der gegen alle Vorausannahmen von Laien und Expertinnen und gegen alle Wahrscheinlichkeiten drastische Erfolge bestreitet (Mat. 073; Mat. 035; Mat. 014; Mat. 026; Mat. 062; Mat. 052; Mat. 093; Mat. 091; Mat. 005; Mat. 067). Die diese „unglaubliche“ (Mat. 091) Entwicklung bewertenden, nicht-deutschen Presseorgane, die „Anderen“ also, werden in Freundinnen und Feindinnen getrennt (vgl. Mat. 031; Mat. 086; Mat. 067).

Eine weitere Thematisierungsweise scheint mit der Vermutung in Verbindung zu stehen, dass die deutsch-preußische Geschichte unter der Folie der internationalen Bewertung des zurückliegenden Welt- und Vernichtungskrieges von ausländischen Kommentatorinnen in weiten Teilen negativ bewertet werden könnte. Hier wird, ohne eine reflektierende Interpretation dieser spezifisch deutschen Geschichte unmittelbar zur Verfügung zu stellen, das „Andere“ und dessen Auffassung der deutschen WM-Teilnahme mit einem zu Unrecht nachteiligen oder überkritischen Deutschlandbild verknüpft (besonders rhetorisch Mat. 036; auch Mat. 088; Mat. 035; Mat. 031).

Auf verschiedene Weisen werden Geschichten einer quasi anti-deutschen Bürokratie der FIFA thematisiert. So wird der Vorwurf erhoben, der Verband habe – eher aus persönlichen, denn aus politischen Motiven – letztlich unfair eine deutsche Beteiligung an seinen Gremien verhindert (Mat. 013; Mat. 067). Außerdem können die Rezipientinnen lesen, Deutsch gehöre wieder zu den Amtssprachen der FIFA, ohne dass eine irgendwie geartete Notwendigkeit dessen erläutert würde (Mat. 041; Mat. 111). Schließlich: Nach dem WM-Erfolg, so urteilt eine Zeitung bezogen auf die deutsche Mitgliedschaft im Weltverband und wie im obigen Zitat in kollektivierender Verwendung der zweiten Person im Plural, „werden wir in manchem ein leichteres Spiel haben“ (Mat. 067). Sie legt damit allzu nahe, es habe sich für „uns Deutsche“ bisher um ein schwereres Spiel gehandelt.

Vergemeinschaftungen finden also auf die unterschiedlichsten Weisen und in insgesamt sehr ausgeprägter Zahl statt. Die sprachlichen Vereinnahmungen durch Besitz kennzeichnende Pronomina, das „kumpelhafte“ Duzen der „Menschen wie Du und ich“, Bilder des verstehbaren, wohlbegründeten Ausnahmezustands, der Erregung und der Ausgelassenheit und die Abgrenzung gegen ein konstitutives Außen – sie alle formieren etwas wie „Fußball-Deutschland“ (Mat. 089). Die Eingemeindungen finden im Wesentlichen ohne erkennbare Geschlechterreferenzen statt. Zwar gibt es auch im Material einige Anhaltspunkte dafür, dass Partizipationen in allererster Linie von Männern gelebt wurden, doch insgesamt sedimentiert sich eher ein Konstrukt geschlechterunabhängiger Bedeutung. Und Vereinnahmungstendenzen männlicher Beteiligter oder Rezipienten, die einer Kollektivierung im Wege hätten stehen können, konnten nicht rekonstruiert werden. Mit anderen Worten: Scheinbar gab es wenig oder keine

öffentlichen Bestrebungen seitens der sprechenden Männer, das Schweizer Geschehen auf Grund der ausschließlichen Beteiligung von Männern für „die Männer“ zu reklamieren und damit Frauen auszuschließen.

9 Das Gelesene fortschreiben – Einordnung in eine geschlechterorientierte Lesart der Nachkriegszeit

*„Football is a game in which 22 men run round after a ball,
and at the end Germany wins.“*

Gary Lineker¹⁸

18 *Reaktion des mehrfachen britischen Nationalspielers Gary Lineker auf einen Fußballsieg der Bundesrepublik gegen England. Der Satz kann nicht genau datiert werden und kursiert in verschiedenen Übersetzungen ins Deutsche. Die FIFA gibt das englische Original wie hier zitiert an. Abgerufen von: <http://2002.fifaworldcup.yahoo.com/02/en/020529/2/m6q.html>, am: 9. Oktober 2006.*

In Gary Linekers, für Fußballverbundene offenbar legendärer, aber wohl nicht ganz ernst gemeinter Definition dieses Ballsports finden sich drei Konzepte verknüpft, die auch in der vorliegenden Arbeit eine starke Rolle gespielt haben: Fußball, Männer und die Bundesrepublik Deutschland. In den vorangegangenen Kapiteln wurde eine Vorstellung bundesdeutscher Männlichkeit im Fußball und seiner Sprache dechiffriert, mit der Erfolgsversprechen, Bedeutung und Strahlkraft für andere Menschen verbunden war. Wie aber fügen sich diese Männlichkeitsangebote in eine geschlechtersensible Zeichnung der 1950er Jahre?

Für zustimmungsfähige Männlichkeitskonfigurationen, die während der „Remasculinization“ of Germany“ (Moeller 1998a) verhandelt wurden, hat sich bis zum Ende der 1950er Jahre eine gewisse Familiarisierung abgezeichnet. Der Schauplatz einer „Bewährung“ als Mann siedelte um von den Fronten des Weltkrieges, vom Einsatz für den deutschen Staat und seine Ziele und großen Ideen in den privaten Raum mit der bürgerlichen Familie im Zentrum. Das Konzept eines väterlich-liebenden Ehemanns korrelierte mit einer weicheren, entmilitarierten Zeichnung kameradschaftlicher Männlichkeit, der auch Komponenten der Zärtlichkeit nicht fremd waren (vgl. Kühne 1996a; Kühne 1996b; Moeller 1998b; Poiger 1998). Uta Poiger (1998) hatte in ihrer Untersuchung des Western-Genres die Wende auf diesem Weg besonders deutlich herausgearbeitet: Die auch von ihr aufgespürten, familialen Männlichkeitskonzepte seien zunächst negativ rezipiert worden, ab etwa 1956 sei die Ablehnung jedoch einer deutlichen Zustimmung gewichen. Die Materialauswertung aus dem Jahr 1954 unterstreicht das Bild einer solchen Zäsur, und das Blickfeld auf verbreitete Werte des Mannseins vor diesem Schnitt wurde erweitert. Eine an familialen Werten oder Schutzgütern orientierte männliche Loyalität konnte nicht entdeckt werden. Am Ende des „Kampfes“ der Equipe in der Schweiz stand nicht der Schutz der Familie oder eines „Zuhauses“. Im diskursiven Feld der WM scheint deutlich stärker die Rekonstruktion solcher traditionsverbundener Männlichkeit Raum eingenommen zu haben, die sich für ein großes Ganzes einsetzt. Etwaige Brüche in oder Zweifel an den tradierten Charakteristika deutscher Männlichkeit wurden insgesamt nicht verhandelt. Die auftauchenden familialen Zeichnungen hinterlassen den Eindruck von Brüderlichkeit und Väterlichkeit unter Männern. Familie wurde hier nicht als „weiblich“ gedachter Raum abgesteckt und so kann ihre Präsenz im Material nicht das Potenzial entfalten, Männlichkeitsbestandteile zu nuancieren. Zuschreibungen weiblich konnotierter Eigenschaften können am ehesten als Beleg extraordinären Verhaltens gelesen werden. Sie skizzierten Ausnahmestände und werden nicht als allgemein mustergültig ausgewiesen. Dies gilt für den „Kampfesmut“, die „Kampfkraft“, das „Durchhaltevermögen“ und die „Durchsetzungskraft“ umso mehr.

Entbehrung, Disziplin und Aufopferung wurden im Laufe der Materialsichtung ebenfalls als Parameter der Texte von Verlauf und Gewinn der WM markiert. Der Erfolg des Unterfangens wurde von den Berichterstattern an das Verhalten der Emissäre gekoppelt. Stereotype des kameradschaftsdienlichen Verhaltens auf dem Platz und

die für den Titelgewinn entscheidende Vaterfigur Herbergers konturieren die Qualifizierung der beschriebenen Männlichkeit als erfolgsträchtig. Dieser Zusammenhang kann ebenso aus der nachgewiesenen grundsätzlichen Geschlechtlichkeit des Fußballs und den mannigfaltigen Geschichten von Größe und Bedeutung des Erfolgs in der Schweiz gefolgert werden. Und die im Materialdurchgang deutlich hervorgetretenen Außenseitergeschichten schmücken das Erfolgsversprechen, das mit der gezeichneten Männlichkeit verknüpft war, weiter aus.

Was also insgesamt bleibt, ist vor allem eine Erzählung soldatisch-kameradschaftlicher, kraftbetonter, kämpferischer und für das Kollektivinteresse disziplinierter Männlichkeit. Robert Moellers (1998a) Erkenntnisse über die Rekonstruktion ungebrochener Männlichkeitstraditionen in der Nachkriegszeit können für den Untersuchungszeitraum untermauert werden.

Fußball ist nicht gleich Militär. Dass er jedoch den Raum des Militärischen kaum spielerisch umgehen kann, ist von Rainer Küster (1998) und Christiane Eisenberg (1999) nachgewiesen worden. Vor dem Hintergrund einer dem deutsch-nationalsozialistischen Wüten geschuldeten Diskreditierung des Kriegerischen kann das Material mit Küster als implizite Werbung des Militärischen gelesen werden. Die gezeichnete männliche Fußballwelt bildet wesentliche Inhalte dieses Raumes ab, ohne seinen Titel zu tragen. Das hohe Gewicht dieser Referenzen im Material lässt die Abwesenheit eines staatlichen Militärapparats ins Auge stechen. Diese Leerstelle, das Wissen um die Bedeutung des Militärs als „Schule der Männlichkeit“ (Frevert 1996, S. 82) und das ebenfalls hohe Gewicht des Kameradschaftlich-Soldatischen können die Berichterstattung als einen potenziellen Ort der Ausgestaltung Hegemonie beanspruchender Männlichkeitstexte zusätzlich konturieren. Denn da Frauen nicht mitspielten, da sie faktisch normativ ausgeschlossen waren, sind Parallelen zu Freverts Überlegungen zur Bedeutung des Militärs erkennbar. Nach ihrem Entwurf einer Kontraposition des Militärs zur Familie als eher weiblichem Einflussraum (Frevert 1996, S. 83f.) steht das hier entworfene Bild einer männlichen Sphäre der „neuen Männlichkeit“, wie sie oben für die zweite Hälfte des Jahrzehnts angedeutet wurde, ebenfalls entgegen. Frevert (1996, S. 81) hat für das 19. Jahrhundert die These aufgestellt, dass durch das Männerkollektiv Militär eine männliche Vergemeinschaftung habe entstehen können, mit der Standesunterschiede nivelliert und die Konstruktion einer deutschen Männlichkeit begünstigt worden sei. Auch dies ist sicherlich für das Team in der Schweiz direkt übertragbar, doch eine mit den Wehrpflichtigen und Berufssoldaten des 19. Jahrhunderts vergleichbare „Massenbewegung“ des Fußballs wurde hier nicht untersucht. Dennoch können die Vergemeinschaftungen der Emissäre als „ganz normale“ Deutsche in eine solche Richtung gedeutet werden. Denn die Omnipräsenz der impliziten Männlichkeitsbezüge im Material und das Wissen um fußballsportliche Eingeschlechtlichkeit haben bundesdeutsche Männer verstehen lassen, dass die „Helden von Bern“ ausschließlich Männer waren. Und als Männer „wie Du und ich“ konnten sie als repräsentativ für eine deutsche Männlichkeit erkennbar werden.

Sind die Fußballer in den Erzählungen aus der Schweiz als Männer erkennbar geworden, so schien umgekehrt das Rezeptionskollektiv geschlechtslos. Das Kollektivierungspotential der untersuchten Erzählungen entfaltet sich besonders in den Texten, in denen die und der „normale“ Deutsche als direkt mit dem Fußball verbunden vergemeinschaftet werden konnten. Durch die Einebnung von Unterschiedlichkeiten zwischen Bürgerinnen und Nationalmannschaft konnte eine Gemeinschaft entstehen. Entlang der Außenseiter und Verschwörungsgeschichten wurde dieses Kollektiv des ungeschlechtlichen „Fußball-Deutschland“ gegen ein konstitutives Außen weiter zusammengeschweißt.

Literatur

- Anonyma: Eine Frau in Berlin. Tagebuch-Aufzeichnungen vom 20. April bis 22. Juni 1945, Frankfurt (M.) 2003.
- Brändle, Fabian/Koller, Christian: Goal! Kultur- und Sozialgeschichte des modernen Fussballs, Zürich 2002.
- Eisenberg, Christiane: Deutschland, in: Eisenberg, Christiane (Hg.): Fußball, soccer, calcio. Ein englischer Sport auf seinem Weg um die Welt, München 1997a, S. 94–127.
- Eisenberg, Christiane (Hg.): Fußball, soccer, calcio. Ein englischer Sport auf seinem Weg um die Welt, München 1997b.
- Eisenberg, Christiane: „English Sports“ und deutsche Bürger. Eine „Gesellschaftsgeschichte 1800–1939, Paderborn, München/Wien/Zürich 1999.
- Ellerbrock, Dagmar: Krise der Männlichkeit oder Blüte der traditionellen „Geschlechterordnung? Männlichkeit nach dem zweiten Weltkrieg in internationaler „Perspektive, Beitrag zur Tagung „AIM Gender“, Stuttgart-Hohenheim 2002 – „abgerufen von: <http://www.ruendal.de/aim/pdfs02/ellerbrock.pdf>, am: „10.10.2005.
- Foucault, Michel: Archäologie des Wissens, Frankfurt (M.) 1981, Erstausgabe in deutscher Sprache: Frankfurt (M.) 1973.
- Foucault, Michel: Gefängnisse und Anstalten im Mechanismus der Macht. Gespräch mit M. D’Eramo, in: Ders. (Hg.): Dits et ecrits. Schriften in vier Bänden. Band 2: 1970-1975, Frankfurt (M.) 2002, S. 648-653.
- Frevert, Ute: Soldaten, Staatsbürger. Überlegungen zur historischen Konstruktion von Männlichkeit, in: Kühne, Thomas (Hg.): Männergeschichte, Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne, Frankfurt (M.)/New York 1996, S. 69-87.
- Gehring, Petra: Foucault – Die Philosophie im Archiv, Frankfurt (M.) 2004.
- Heineman, Elizabeth: The Hour of the Woman: Memories of Germany’s „Crisis Years“ and the West German National Identity, in: The American Historical Review, 101, 1996, Nr. 2, S. 354-395.
- Jäger, Siegfried: Diskurs und Wissen, in: Keller, Reiner et al. (Hgg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse Band 1: Theorien und Methoden, Opladen 2001, S. 81-112.
- Kessel, Martina: Heterogene Männlichkeit. Skizzen zur gegenwärtigen Geschlechterforschung, in: Jäger, Friedrich et al. (Hgg.): Handbuch der Kulturwissenschaften, Bd. 3: Themen und Tendenzen, Stuttgart 2004, S. 372-384.
- Kessl, Fabian: Der Gebrauch der eigenen Kräfte. Zur Regierung des Sozialen, Weinheim/München 2005.
- Kühne, Thomas, „... aus diesem Krieg werden nicht nur harte Männer heimkehren“. Kriegskameradschaft und Männlichkeit im 20. Jahrhundert, in: Kühne, Thomas (Hg.): Männergeschichte, Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne, Frankfurt (M.)/New York 1996a, S. 174-192.
- Kühne, Thomas: Kameradschaft – „das Beste im Leben des Mannes“. Die deutschen Soldaten des Zweiten Weltkrieges in erfahrungs- und geschlechtergeschichtlicher Perspektive, in: Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft, 22, 1996b, S. 504-529.
- Küster, Rainer: Kriegsspiele – Militärische Metaphern im Fußballsport, in: LiLi – Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik, 1998, Nr. 112, S. 53-70.
- Landwehr, Achim: Geschichte des Sagbaren. Einführung in die Historische Diskursanalyse, Tübingen 2001.
- Martschukat, Jürgen/Stieglitz, Olaf: „Es ist ein Junge!“ Einführung in die Geschichte der Männlichkeiten in der Neuzeit, Tübingen 2005.
- Maset, Michael: Diskurs, Macht und Geschichte. Foucaults Analysetechniken und die historische Forschung, Frankfurt (M.) 2002.

- Moeller, Robert G.: The „Remasculinization“ of Germany in the 1950s: Introduction, in: *Signs. Journal of Women in Culture and Society*, 1998a, Nr. 24, S. 101-106.
- Moeller, Robert G.: „The Last Soldiers of the Great War“ and Tales of Family Reunions in the Federal Republic of Germany, in: *Signs. Journal of Women in Culture and Society*, 1998b, Nr. 24, S. 129-145.
- Pfister, Gertrud: Wem gehört der Fußball? Wie ein englisches Spiel die Welt eroberte, in: Fanizadeh, Michael/Hödl, Gerald/Manzenreiter, Wolfram (Hgg.): *Global Players – Kultur, Ökonomie und Politik des Fussballs*, Frankfurt (M.) 2002, S. 37-56.
- Pfister, Gertrud: Die Balance der Differenz. Inszenierungen von Körper und Geschlecht im Sport (1900 bis 2000), in: Krüger, Michael (Hg.): *Menschenbilder im Sport*, Schorndorf 2003, S. 197-234.
- Poiger, Uta G.: A New „Western“ Hero? Reconstructing German Masculinity in the 1950's, in: *Signs. Journal of Women in Culture and Society*, 2, 1998, S. 147-162.
- Raithel, Thomas: *Fußball-Weltmeisterschaft 1954. Sport, Geschichte, Mythos*, München 2004.
- Sarasin, Philipp: *Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse*, Frankfurt (M.) 2003.
- Schümer, Dirk: *Gott ist rund. Die Kultur des Fußballs*, Berlin 1996.
- Scott, Joan Wallach: Gender: Eine nützliche Kategorie der historischen Analyse, in: Kaiser, Nancy (Hg.): *Selbst Bewusst. Frauen in den USA*, Leipzig 1994, S. 27-75.
- Tomberger, Corinna: Verlorener Krieg – verlorene Männlichkeit: Die Bewältigung der „national-sozialistischen Vergangenheit aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive, Beitrag zur Tagung AIM Gender“, Stuttgart-Hohenheim 2001 – abgerufen von: „<http://www.ruendal.de/aim/pdfs/Tomberger.pdf>“, am: 10.10.2005.
- Tosh, John: Was soll Geschichtswissenschaft mit Männlichkeit anfangen. Betrachtungen zum 19. Jahrhundert in Großbritannien, in: Conrad, Christoph/Kessel, Martina (Hgg.): *Kultur & Geschichte. Neue Einblicke in eine alte Beziehung*, Stuttgart 1998, S. 161-206.

Materialverzeichnis

- 001: Ehrung der Weltmeister, Juli 1954, Wochenschau-Beitrag; aus: WiB; Kürzel/Autorin: N.N..
- 002: Deutschland gegen Türkei, Juni 1954, Wochenschau-Beitrag; aus: WiB; Kürzel/Autorin: N.N..
- 003: Deutschland gegen Ungarn, Juni 1954, Wochenschau-Beitrag; aus: WiB; Kürzel/Autorin: N.N..
- 004: 3:2. Wir gratulieren, Juli 1954, Wochenschau-Beitrag; aus: WiB; Kürzel/Autorin: N.N..
- 005: Reportage des Endspiels der Fußballweltmeisterschaft 1954, 4.7.1954, Radio-Reportage; aus: ARD; Kürzel/Autorin: Zimmermann, Herbert.
- 006: Keine Zeit zum Feiern, 29.6.1954, Zeitungsartikel; aus: FAZ, Jg. 6, Nr. 147, S. 5; Kürzel/Autorin: B.G..
- 007: Hoher ungarischer Sieg über Deutschland, 21.6.1954, Zeitungsartikel; aus: FAZ, Jg. 6, Nr. 140, S. 8; Kürzel/Autorin: N.N..
- 008: Im lindgrünen Omnibus nach Basel, 21.6.1954, Zeitungsartikel; aus: FAZ, Jg. 6, Nr. 140, S. 8; Kürzel/Autorin: N.N..
- 009: Wenn..., dann..., 19.6.1954, Zeitungsartikel; aus: FAZ, Jg. 6, Nr. 139, S. 16; Kürzel/Autorin: vg..
- 010: Temperierte Freude über einen Fußballsieg, 19.6.1954, Zeitungsartikel; aus: FAZ, Jg. 6, Nr. 139, S. 16; Kürzel/Autorin: B.G..
- 011: Eindrucksvoller 4:1-Sieg der deutschen Nationalelf, 19.6.1954, Zeitungsartikel; aus: FAZ, Jg. 6, Nr. 139, S. 16; Kürzel/Autorin: B.G..
- 012: Die Fußball-Weltmeisterschaft hat begonnen, 18.6.1954, Zeitungsartikel; aus: FAZ, Jg. 6, Nr. 138, S. 5; Kürzel/Autorin: UP.
- 013: Untergründige Opposition gegen die Deutschen, 18.6.1954, Zeitungsartikel; aus: FAZ, Jg. 6, Nr. 138, S. 5; Kürzel/Autorin: B.G..

- 014: Ein dramatisches Spiel in Genf, 28.6.1954, Zeitungsartikel; aus: FAZ, Jg. 6, Nr. 146, S. 8; Kürzel/Autorin: B.G..
- 015: Die Abwehr für das Genfer Spiel stark machen, 26.6.1954, Zeitungsartikel; aus: FAZ, Jg. 6, Nr. 145, S. 5; Kürzel/Autorin: B.G..
- 016: Starker Angriff – schwache Verteidigung, 25.6.1954, Zeitungsartikel; aus: FAZ, Jg. 6, Nr. 144, S. 5; Kürzel/Autorin: B.G..
- 017: Mit der Berner Aufstellung nach Zürich, 23.6.1954, Zeitungsartikel; aus: FAZ, Jg. 6, Nr. 143, S. 5; Kürzel/Autorin: B.G..
- 018: Eine schweizerische Pressestimme zum Spiel Ungarn – Deutschland, 22.6.1954, Zeitungsartikel; aus: FAZ, Jg. 6, Nr. 141, S. 5; Kürzel/Autorin: UP.
- 019: Gute Nachrichten aus Spiez, 30.6.1954, Zeitungsartikel; aus: FAZ, Jg. 6, Nr. 148, S. 5; Kürzel/Autorin: B.G..
- 020: Ueberragender deutscher Fußballsieg, 1.7.1954, Zeitungsartikel; aus: FAZ, Jg. 6, Nr. 149, S. 5; Kürzel/Autorin: N.N..
- 021: Die Nationalelf in Abwehr und Angriff gleichstark, 2.7.1954, Zeitungsartikel; aus: FAZ, Jg. 6, Nr. 150, S. 5; Kürzel/Autorin: B.G..
- 022: „Die Fußballwelt ist gewarnt“, 2.7.1954, Zeitungsartikel; aus: FAZ, Jg. 6, Nr. 150, S. 5; Kürzel/Autorin: UP.
- 023: Oesterreichische Zeitung vermutet Schiebung, 3.7.1954, Zeitungsartikel; aus: FAZ, Jg. 6, Nr. 151, S. 4; Kürzel/Autorin: AP.
- 024: Deutschland ist Fußball-Weltmeister, 5.7.1954, Zeitungsartikel; aus: FAZ, Jg. 6, Nr. 152, S. 1; Kürzel/Autorin: N.N..
- 025: Der Fußball rollt, 5.7.1954, Zeitungsartikel; aus: FAZ, Jg. 6, Nr. 152, S. 2; „Kürzel/Autorin: P.H..
- 026: Deutschland ist Weltmeister, 5.7.1954, Zeitungsartikel; aus: FAZ, Jg. 6, Nr. 152, S. 8; Kürzel/Autorin: N.N..
- 027: Oesterreich auf dem dritten Platz, 5.7.1954, Zeitungsartikel; aus: FAZ, Jg. 6, Nr. 152, S. 8; Kürzel/Autorin: dpa.
- 028: München empfängt den Weltmeister, 6.7.1954, Zeitungsartikel; aus: FAZ, Jg. 6, Nr. 153, S. 5; Kürzel/Autorin: we.
- 029: Anerkennung und Glückwünsche aus der ganzen Welt, 6.7.1954, Zeitungsartikel; aus: FAZ, Jg. 6, Nr. 153, S. 5; Kürzel/Autorin: B.G..
- 030: Das Spiel im Spiegel der Auslandspresse, 6.7.1954, Zeitungsartikel; aus: FAZ, Jg. 6, Nr. 153, S. 5; Kürzel/Autorin: N.N..
- 031: Politische Wirkung der deutschen Sportsiege, 7.7.1954, Zeitungsartikel; aus: FAZ, Jg. 6, Nr. 154, S. 1; Kürzel/Autorin: hö.
- 032: Jubel um die Weltmeister-Elf, 7.7.1954, Zeitungsartikel; aus: FAZ, Jg. 6, Nr. 154, S. 3; Kürzel/Autorin: We.
- 033: Der Deutsche Fußballbund ehrt die Weltmeistermannschaft, 8.7.1954, Zeitungsartikel; aus: FAZ, Jg. 6, Nr. 155, S. 5; Kürzel/Autorin: AP.
- 034: Fußballer sind keine Roboter, 7.7.1954, Zeitungsartikel/Titelblatt; aus: Spiegel, Jg. 8, Nr. 28, S. 1; Kürzel/Autorin: N.N..
- 035: 3 zu 2, 7.7.1954, Zeitungsartikel; aus: Spiegel, Jg. 8, Nr. 28, S. 21–25; „Kürzel/Autorin: N.N..
- 036: Bundestrainer Adenauer, 14.7.1954, Zeitungsartikel; aus: Spiegel, Jg. 8, Nr. 29, S. 16–17; Kürzel/Autorin: N.N..
- 037: Start und Sieg, 27.6.1954, Zeitungsartikel; aus: Stern, Jg. 7, Nr. 26, S. 6; „Kürzel/Autorin: N.N..
- 038: Trumpf-As deutscher Fußball, 11.7.1954, Zeitungsartikel; aus: Stern, Jg. 7, Nr. „28, S. 4; Kürzel/Autorin: N.N..
- 039: Jetzt Wiederholung gegen die Türkei, 21.6.1954, Zeitungsartikel; aus: Welt, Jg. 9, Nr. 140, S. 6; Kürzel/Autorin: Besser, Joachim.

- 040: Gute Stimmung im deutschen Lager, 22.6.1954, Zeitungsartikel; aus: Welt, Jg. 9, „Nr. 141, S. 1; Kürzel/Autorin: N.N.
- 041: Wird dieser Schock überwunden? 22.6.1954, Zeitungsartikel; aus: Welt, Jg. 9, Nr. 141, S. 7; Kürzel/Autorin: Besser, Joachim.
- 042: Deutsche Elf vor einer Probe auf Biegen und Brechen, 23.6.1954, Zeitungsartikel; aus: Welt, Jg. 9, Nr. 142, S. 5; Kürzel/Autorin: Besser, Joachim.
- 043: Deutsche Elf überfährt Türkei mit 7:2, 24.6.1954, Zeitungsartikel; aus: Welt, Jg. 9, Nr. 143, S. 1; Kürzel/Autorin: N.N.
- 044: Wenn die Abwehr nicht stärker wird... 24.6.1954, Zeitungsartikel; aus: Welt, Jg. 9, Nr. 143, S. 7; Kürzel/Autorin: Besser, Joachim.
- 045: Deutschland wieder großer Außenseiter, 25.6.1954, Zeitungsartikel; aus: Welt, Jg. 9, Nr. 144, S. 1; Kürzel/Autorin: N.N.
- 046: Die deutsche Elf wieder im Kurs gestiegen, 25.6.1954, Zeitungsartikel; aus: Welt, Jg. 9, Nr. 144, S. 7; Kürzel/Autorin: N.N.
- 047: Es gibt einen „Fall Posipal“, 26.6.1954, Zeitungsartikel; aus: Welt, Jg. 9, Nr. 145, S. 5; Kürzel/Autorin: N.N.
- 048: Funkbild aus Genf, 28.6.1954, Zeitungsbild; aus: Welt, Jg. 9, Nr. 146, S. 1; „Kürzel/Autorin: N.N.
- 049: Deutschlands Fußballelf unter den letzten vier, 28.6.1954, Zeitungsartikel; aus: Welt, Jg. 9, Nr. 146, S. 1; Kürzel/Autorin: N.N.
- 050: Bis zur 85. Minute hing der Sieg am seidenen Faden, 28.6.1954, Zeitungsartikel; aus: Welt, Jg. 9, Nr. 146, S. 4; Kürzel/Autorin: Besser, Joachim.
- 051: Zweimal riß er das Telefon vom Tisch, 29.6.1954, Zeitungsartikel; aus: Welt, Jg. 9, Nr. 147, S. 7; Kürzel/Autorin: Besser, Joachim.
- 052: Herberger: „Lieber gegen Uruguay“, 30.6.1954, Zeitungsartikel; aus: Welt, Jg. 9, Nr. 148, S. 9; Kürzel/Autorin: Besser, Joachim.
- 053: Funkbild aus Basel, 1.7.1954, Zeitungsbild; aus: Welt, Jg. 9, Nr. 149, S. 1; Kürzel/Autorin: N.N.. nicht im text verwendet
- 054: Nach 6:1 über ö sterreich: Deutsche Elf im Finale, 1.7.1954, Zeitungsartikel; aus: Welt, Jg. 9, Nr. 149, S. 1; Kürzel/Autorin: N.N.
- 055: „Das war Deutschlands bestes Spiel“, 1.7.1954, Zeitungsartikel; aus: Welt, Jg. 9, Nr. 149, S. 7; Kürzel/Autorin: Besser, Joachim.
- 056: Alle elf Spieler sind unverletzt, 2.7.1954, Zeitungsartikel; aus: Welt, Jg. 9, Nr. 150, S. 1; Kürzel/Autorin: N.N.
- 057: Ungarn standen Kopf, Österreicher entsetzt, 2.7.1954, Zeitungsartikel; aus: Welt, Jg. 9, Nr. 150, S. 7; Kürzel/Autorin: Besser, Joachim.
- 058: Herzschlag vor Fußballbegeisterung, 2.7.1954, Zeitungsartikel; aus: Welt, Jg. 9, Nr. 150, S. 7; Kürzel/Autorin: N.N.
- 059: Dennoch: Wir bleiben Außenseiter, 3.7.1954, Zeitungsartikel; aus: Welt, Jg. 9, Nr. 151, S. 5; Kürzel/Autorin: Besser, Joachim.
- 060: Deutschland gewann die Fußball-Weltmeisterschaft, 5.7.1954, Zeitungsartikel; aus: Welt, Jg. 9, Nr. 152, S. 1; Kürzel/Autorin: N.N.
- 061: 3:2, 5.7.1954, Zeitungskommentar; aus: Welt, Jg. 9, Nr.152 , S. 1; „Kürzel/Autorin: H.Z..
- 062: Ein Triumph ohne Beispiel – Vor dieser Kraft kapitulierte Ungarn, 5.7.1954, Zeitungsartikel; aus: Welt, Jg. 9, Nr. 152, S. 6; Kürzel/Autorin: Besser, Joachim.
- 063: Auch die Ungarn kochten nur mit Wasser, 6.7.1954, Zeitungsartikel; aus: Welt, Jg. 9, Nr. 153, S. 7; Kürzel/Autorin: Besser, Joachim.
- 064: Das Weltecho auf Bern, 6.7.1954, Zeitungsartikel; aus: Welt, Jg. 9, Nr. 153, S. 7; Kürzel/Autorin: N.N.
- 065: So urteilte Ungarn, 7.7.1954, Zeitungsartikel; aus: Welt, Jg. 9, Nr. 154, S. 7; Kürzel/Autorin: N.N.

- 066: In München stand es 300000:11, 7.7.1954, Zeitungsartikel; aus: Welt, Jg. 9, Nr. 154, S. 8; Kürzel/Autorin: N.N..
- 067: Große deutsche Siege, 8.7.1954, Zeitungsartikel; aus: Zeit, Jg. 9, Nr. 27, S. 15; Kürzel/Autorin: N.N..
- 068: Deutschland schlug Türkei 4:1, 18.6.1954, Zeitungsartikel; aus: FR, Jg. 10, Nr. „139, S. 15; Kürzel/Autorin: Wick, Erich.
- 069: Und nun gegen die Ungarn, 19.6.1954, Zeitungsartikel; aus: FR, Jg. 10, Nr. 140, S. 15; Kürzel/Autorin: N.N..
- 070: 3:2 – Deutschland Fußball-Weltmeister, 5.7.1954, Zeitungsartikel; aus: FR, Jg. 10, „Nr. 152, S. 1; 3; Kürzel/Autorin: Wick, Erich.
- 071: In Spiez ging es zu wie im Bienenhaus, 5.7.1954, Zeitungsartikel; aus: FR, Jg. 10, Nr. 152, S. 3; Kürzel/Autorin: N.N..
- 072: Weltmeisterelf in die Heimat abgereist, 6.7.1954, Zeitungsartikel; aus: FR, Jg. 10, Nr. 153, S. 1; Kürzel/Autorin: N.N..
- 073: Die Welt spricht vom deutschen Fußballsieg, 6.7.1954, Zeitungsartikel; aus: FR, Jg. 10, Nr. 153, S. 15; Kürzel/Autorin: N.N..
- 074: Triumphfahrt der Weltmeister-Elf, 7.7.1954, Zeitungsartikel; aus: FR, Jg. 10, Nr. 154, S. 1; Kürzel/Autorin: N.N..
- 075: Wotan und der deutsche Fußball, 9.7.1954, Zeitungsglosse; aus: FR, Jg. 10, Nr. 154, S. 2; Kürzel/Autorin: Elka.
- 076: Entfesselter Fritz Walter sprengt die Austria-Elf, 1.7.1954, Zeitungsartikel; aus: SZ, Jg. 10, Nr. 148, S. 11; Kürzel/Autorin: Schiefele, Hans.
- 077: Orlandini hatte kein Verständnis für Zemans Notbremse, 2.7.1954, Zeitungsartikel; aus: SZ, Jg. 10, Nr. 149, S. 9; Kürzel/Autorin: Schiefele, Hans.
- 078: ...jubeln für Deutschland, 3.7.1954, Zeitungsartikel; aus: SZ, Jg. 10, Nr. 150, S. 3; Kürzel/Autorin: Berthold, Will.
- 079: Die Fußballwelt im Banne des Berner Endspiels, 3.7.1954, Zeitungsartikel; aus: SZ, Jg. 10, Nr. 150, S. 8; Kürzel/Autorin: Schiefele, Hans.
- 080: Deutschland schlägt Ungarn 3:2, 5.7.1954, Zeitungsartikel; aus: SZ, Jg. 10, Nr. 151, S. 1; Kürzel/Autorin: N.N..
- 081: Die deutsche Elf vollbringt in Bern das Fußball-Wunder, 5.7.1954, Zeitungsartikel; aus: SZ, Jg. 10, Nr. 151, S. 10; Kürzel/Autorin: Schiefele, Hans.
- 082: Fußball-Kanonen in Zivil, 6.7.1954, Zeitungsartikel; aus: SZ, Jg. 10, Nr. 152, S. 4; Kürzel/Autorin: Elten, J.A.
- 083: Kein Münchner steht „Abseits...“, 6.7.1954, Zeitungsartikel; aus: SZ, Jg. 10, Nr. 152, S. 6; Kürzel/Autorin: Arnsperger, K..
- 084: Großer Sieg, großer Tag, aber nur ein Spiel, 6.7.1954, Zeitungsartikel; aus: SZ, Jg. 10, Nr. 152, S. 11; Kürzel/Autorin: Schiefele, Hans.
- 085: Am Bahnsteig 11 begann der Siegeszug, 7.7.1954, Zeitungsartikel; aus: SZ, Jg. 10, Nr. 153, S. 4; Kürzel/Autorin: Arnsperger/Lebert.
- 086: Entgleiste Rede, 8.7.1954, Zeitungskommentar; aus: SZ, Jg. 10, Nr. 154, S. 3; Kürzel/Autorin: Elka.
- 087: Einfach toll: München explodierte vor Freude, 7.7.1954, Zeitungsartikel; aus: Bild, Jg. 3, Nr. 154, S. 1,3; Kürzel/Autorin: Sp./St..
- 088: Das sagt die Welt zum deutschen Sieg, 6.7.1954, Zeitungsartikel; aus: Bild, Jg. 3, Nr. 153, S. 1,3; Kürzel/Autorin: r.b..
- 089: Bleib' in Deutschland, Fritz, 6.7.1954, Zeitungsartikel; aus: Bild, Jg. 3, Nr. 153, S. 1; Kürzel/Autorin: N.N..
- 090: Ungarn-Tip gebüßt: Glatze für Eishockey-Star, 6.7.1954, Zeitungsartikel; aus: Bild, Jg. 3, Nr. 153, S. 3; Kürzel/Autorin: W..
- 091: 3:2! Deutschland ist Weltmeister, 5.7.1954, Zeitungsartikel; aus: Bild, Jg. 3, Nr. 152, S. 1,4;

- Kürzel/Autorin: Wawrzyn, Dietrich.
- 092: Arme kleine Fußballfrau, 3.7.1954, Zeitungsartikel; aus: Bild, Jg. 3, Nr. 151, S. 2; Kürzel/Autorin: Wawrzyn, Dietrich.
- 093: Die Endspiel-Wetten stehen 5:2 für Ungarns Fußballelf, 3.7.1954, Zeitungsartikel; aus: Bild, Jg. 3, Nr. 151, S. 3; Kürzel/Autorin: Wawrzyn, Dietrich.
- 094: Puskas humpelt noch... 3.7.1954, Zeitungsartikel; aus: Bild, Jg. 3, Nr. 151, S. 3; Kürzel/Autorin: Wagner, Peter.
- 095: Noch höher? 3.7.1954, Zeitungsartikel; aus: Bild, Jg. 3, Nr. 151, S. 1; Kürzel/Autorin: N.N..
- 096: Die drei Könige, 2.7.1954, Zeitungsartikel; aus: Bild, Jg. 3, Nr. 150, S. 3; Kürzel/Autorin: Wawrzyn, Dietrich.
- 097: Der Trick wird nicht verraten, 2.7.1954, Zeitungsartikel; aus: Bild, Jg. 3, Nr. 150, S. 1; Kürzel/Autorin: waw.
- 098: Urus: Übermütige Fußball-Kinder, 1.7.1954, Zeitungsartikel; aus: Bild, Jg. 3, Nr. 149, S. 3; Kürzel/Autorin: Wawrzyn, Dietrich.
- 099: Hurra! Wir sind im Endspiel, 1.7.1954, Zeitungsartikel; aus: Bild, Jg. 3, Nr. 149, S. 1; Kürzel/Autorin: Wawrzyn, Dietrich.
- 100: Wiener Walzer gegen Marschmusik, 30.6.1954, Zeitungsartikel; aus: Bild, Jg. 3, Nr. 148, S. 3; Kürzel/Autorin: Wawrzyn, Dietrich.
- 101: Gegen österreich verteidigt Jupp Posipal, 30.6.1954, Zeitungsartikel; aus: Bild, Jg. 3, Nr. 148, S. 1; Kürzel/Autorin: N.N..
- 102: Alle vier sind mit dem Los zufrieden, 29.6.1954, Zeitungsartikel; aus: Bild, Jg. 3, Nr. 147, S. 3; Kürzel/Autorin: Wawrzyn, Dietrich.
- 103: „Der Urwald war los“, 29.6.1954, Zeitungsartikel; aus: Bild, Jg. 3, Nr. 147, S. 3; Kürzel/Autorin: Wagner, Peter.
- 104: Man muß dem Fritz ein Loblied singen! 29.6.1954, Zeitungsartikel; aus: Bild, Jg. 3, Nr. 147, S. 1; Kürzel/Autorin: waw.
- 105: Triumph! Die Jugoslawen 2:0 geschlagen, 28.6.1954, Zeitungsartikel; aus: Bild, Jg. 3, Nr. 146, S. 1,4; Kürzel/Autorin: Wawrzyn, Dietrich.
- 106: Wachhund „Tschik“ für Fritz Walter, 26.6.1954, Zeitungsartikel; aus: Bild, Jg. 3, Nr. 145, S. 3; Kürzel/Autorin: Wawrzyn, Dietrich.
- 107: Unsere Elf und die Langeweile, 25.6.1954, Zeitungsartikel; aus: Bild, Jg. 3, Nr. 144, S. 3; Kürzel/Autorin: Wawrzyn, Dietrich.
- 108: Jupp Posipal ist außer Gefecht, 25.6.1954, Zeitungsartikel; aus: Bild, Jg. 3, Nr. 144, S. 1; Kürzel/Autorin: Wawrzyn, Dietrich.
- 109: 7:2 – So schlugen wir die Türkei, 24.6.1954, Zeitungsartikel; aus: Bild, Jg. 3, Nr. 143, S. 1,4; Kürzel/Autorin: Wawrzyn, Dietrich.
- 110: Werden sie heute wieder jubeln? 23.6.1954, Zeitungsartikel; aus: Bild, Jg. 3, Nr. 142, S. 3; Kürzel/Autorin: Wawrzyn, Dietrich.
- 111: Kuhhandel in der Fußball-Politik, 23.6.1954, Zeitungsartikel; aus: Bild, Jg. 3, Nr. 142, S. 3; Kürzel/Autorin: waw.
- 112: Heute in Zürich: Die letzte Chance! 23.6.1954, Zeitungsartikel; aus: Bild, Jg. 3, Nr. 142, S. 1; Kürzel/Autorin: Wawrzyn, Dietrich.
- 113: Gegen die Türkei mit der alten Elf, 22.6.1954, Zeitungsartikel; aus: Bild, Jg. 3, Nr. 141, S. 3; Kürzel/Autorin: Wawrzyn, Dietrich.
- 114: Glückslos für unsere Elf? 22.6.1954, Zeitungsartikel; aus: Bild, Jg. 3, Nr. 141, S. 1; Kürzel/Autorin: Wawrzyn, Dietrich.
- 115: Schwerster Schlag für Deutschlands Fußball – 3:8, 21.6.1954, Zeitungsartikel; aus: Bild, Jg. 3, Nr. 140, S. 1,4; Kürzel/Autorin: waw.
- 116: „Nehmt euch in acht vor den Deutschen“, 19.6.1954, Zeitungsartikel; aus: Bild, Jg. 3, Nr. 139, S. 3; Kürzel/Autorin: Wawrzyn, Dietrich.
- 117: Wer spielt gegen Ungarn? 19.6.1954, Zeitungsartikel; aus: Bild, Jg. 3, Nr. 139, S. 1; Kürzel/

Autorin: Wawrzyn, Dietrich.

118: Heute Anstoß! 16.6.1954, Zeitungsartikel; aus: Bild, Jg. 3, Nr. 137, S. 3; Kürzel/Autorin: n.

119: Heiße Bäder für Ungarns Fußball-Elf, 15.6.1954, Zeitungsartikel; aus: Bild, Jg. 3, Nr. 136, S. 3; Kürzel/Autorin: n.

Kürzel	Periodikum	Typ	Material
ARD	Allgemeiner Rundfunk Deutschland, Köln	Radiosender	1 Beitrag
Bild	Die Bild, Hamburg	Tageszeitung	33 Beiträge
FAZ	Frankfurter Allgemeine Zeitung, Frankfurt (M.)	Tageszeitung	28 Beiträge
FR	Frankfurter Rundschau, Frankfurt (M.)	Tageszeitung	8 Beiträge
SZ	Süddeutsche Zeitung, München	Tageszeitung	11 Beiträge
Spiegel	Der Spiegel, Hamburg	Wochenmagazin	3 Beiträge
Stern	Der Stern, Hamburg	Wochenmagazin	2 Beiträge
Welt	Die Welt, Berlin	Tageszeitung	28 Beiträge
WB	Welt im Bild, Hamburg	Wochenschaun	4 Beiträge
Zeit	Die Zeit, Hamburg	Wochenzeitung	1 Beitrag
	10 Periodika	5 Typen	119 Beiträge

Legende zum Material

Für die Pressebeiträge wurden darin enthaltene Illustrationen und Fotografien nicht gesondert aufgeführt. Deutlich abgesetzte bzw. artikelunabhängige Motive sind als eigenständig in der Aufstellung berücksichtigt.

Niels Heinemann

Schloßhofstr. 27

33615 Bielefeld

Email: geschichte@nielsheinemann.de

Diversity in der Polizei? – Geschlecht und Ethnizität aus Sicht von Vorgesetzten

Seit einigen Jahren bemüht sich die Berliner Schutzpolizei verstärkt um die Aufnahme von Frauen und MigrantInnen in die eigenen Reihen. In Bezug auf Frauen in der Polizei haben derartige Bemühungen, zumindest was die unteren Dienststränge der Laufbahnen angeht, bereits zu einer deutlich veränderten Personalstruktur geführt. Basierend auf Interviews mit Dienstgruppenleitern der Berliner Schutzpolizei¹ wird in diesem Artikel der Frage nachgegangen, wie innerpolizeiliche Wandlungsprozesse von Vorgesetzten thematisiert und bewertet werden. Von besonderem Interesse ist hierbei das den Aussagen zugrunde liegende Verständnis von Geschlecht und Ethnizität, das mit Hilfe von Ansätzen, die sich mit Vielfalt in Organisationen beschäftigen, analysiert wird.

1. Einleitung

Die Polizei – vor allem die Schutzpolizei – galt lange als Männerdomäne und sehr homosoziale Gemeinschaft, was sicherlich auch daran liegt, dass sie sich als eine der letzten staatlichen Organisationen überhaupt für Frauen geöffnet hat. Erst seit 1978 werden in Berlin Frauen in die Schutzpolizei eingestellt und bis in die 1990er Jahre hinein galten Sonderkonditionen für ihre Einstellung in die uniformierte Polizei (vgl. z.B. Tielmann 1991). Noch heute existieren innerhalb der Polizei Bereiche (z.B. Sondereinsatzkommandos der Polizei), in denen Frauen gar nicht oder nur sehr vereinzelt vertreten sind.

Nun bemüht sich die Berliner Polizei allerdings seit Mitte der 1990er Jahre verstärkt um eine Heterogenisierung ihrer Personalstruktur, indem sie beispielsweise eigens auf Frauen und MigrantInnen konzipierte Werbekampagnen initiiert (vgl. Abb. 1) oder der Polizeipräsident z.B. dem Türkischen Bund medienwirksam Besuche abstattet, um für den Polizeiberuf zu werben.² Aus welchen Motivationen heraus eine stärkere Diversität in der Polizei angestrebt wird, ob es sich dabei in erster Linie um Forderungen der Politik oder um polizeiinterne Veränderungsbestrebungen oder beides handelt, kann im Rahmen dieses Artikels nicht näher ausgeführt werden.

Sicherlich haben die verstärkten Bemühungen von Seiten der Polizei mit dazu beigetragen, dass sich ihre Personalstruktur seit einigen Jahren stetig verändert. So liegt der Frauenanteil bei Einstellungen in die Berliner Schutzpolizei bei 30-40 Prozent, wobei allerdings betont werden muss, dass dieser hohe Anteil an Frauen sich lediglich in den unteren Dienstgraden feststellen lässt und sich in den Ämtern mit Führungsverantwortung nach wie vor bemerkenswert wenig Frauen finden lassen.³ Trotz des öffentlich bekundeten Interesses der Berliner Schutzpolizei an MigrantInnen in den eigenen Reihen gelingt auch die Einstellung dieser Gruppe nur sehr schleppend. Dies wird zum einen häufig mit der geringen Anzahl qualifizierter BewerberInnen aus dieser Bevölkerungsgruppe, zum anderen mit der hohen Durchfallquote von MigrantInnen bei den Einstellungstests in den Polizeidienst begründet.

Neben den öffentlich bekundeten Bemühungen um Heterogenisierung der Polizei bestehen, gab und gibt es in regelmäßigen Abständen Medienberichte⁴ und Studien (vgl. z.B. Holzbecher/Braszeit/Müller/Plogstedt 1990, Klotz/Weidmann 2000), die auf problematische bzw. exkludierende Umgangsweisen mit Frauen und MigrantInnen innerhalb der Polizei verweisen. Die hier nur knapp skizzierte Entwicklung deckt sich mit allgemeinen organisationssoziologischen Analysen. So hebt Müller (1999) eine Verschiebung von offen exkludierenden Verhaltensweisen zu eher informellen Aus-

¹ Der Artikel basiert auf der noch laufenden Dissertationsarbeit der Autorin. Das Datenmaterial der Dissertation ist allerdings sehr viel umfangreicher. Im Rahmen dieses Artikels werden nur sieben der insgesamt fünfzehn Interviews mit Vorgesetzten herangezogen.

² Vgl. z. B. die tageszeitung vom 12.10.2002:

„Migranten werden bevorzugt“; die tageszeitung vom 15.11.01: „Polizisten, das sind die anderen“; der Tagesspiegel vom 01.03.2000: „An der Einstellungshürde scheitern die meisten“.

³ Diese Angaben stammen aus der Beantwortungen entsprechender Anfragen durch die Pressestelle der Berliner Polizei vom 30.09.2006 und vom 4.10.2006 über e-Mail.

⁴ Vgl. z. B. Der Tagesspiegel, 14.02.2000 „Ein bissl frauenfeindlich“; Der Spiegel, 8/1999 „Ganz ungeniert“; Berliner Zeitung, 28.03.2000 „Polizeischule: Rassismus an der Tagesordnung“; Der Tagesspiegel, 28.07.99 „Noch lange kein Spiegelbild der Gesellschaft“.

schlussmechanismen in Organisationen hervor, die als Subtilisierung von Diskriminierung bezeichnet werden kann (ebd. S. 56). Nadaï und Heintz (1998) betonen, dass Exklusionen „heute vermehrt von den Handelnden aktiv hergestellt und symbolisch bekräftigt bzw. indirekt reguliert werden“ (S. 78).

In diesem Beitrag werden anhand von sieben Interviews mit mittleren Polizeiführungskräften polizeiinterne Diskurse dargestellt, die Geschlecht und Ethnizität innerhalb der Polizei zum Inhalt haben, polizeiinterne Maßnahmen zur Förderung von Heterogenität reflektieren, kommentieren und bewerten. Bei dieser Analyse geht es nicht in erster Linie darum, Denk- und Handlungsweisen einzelner BeamtenInnen darzustellen, sondern um die Ermittlung kollektiver Handlungs- und Orientierungsmuster. Auf diese Weise sollen informelle, organisationsinterne Diskurse und Prozesse dargestellt werden, die Einblick in Organisationskulturen geben können, die möglicherweise offiziellen Verlautbarungen der Polizei widersprechen.

Die Hauptstadtpolizei rechnet mit Ihnen!!!

Wir wollen den unterschiedlichen kulturellen Strömungen einer Weltmetropole Rechnung tragen.

Die Berliner Polizei als moderne Hauptstadtpolizei ist deshalb für den im Herbst 2006 vorgesehenen Ausbildungsbeginn im mittleren und gehobenen Polizeivollzugsdienst noch an weiteren Bewerberinnen/Bewerbern interessiert, die aufgrund eines Migrationshintergrundes über Kenntnisse der türkischen, serbokroatischen, polnischen oder russischen Sprache oder aus dem arabischen Sprachraum verfügen.

Wir erwarten von den Bewerberinnen/Bewerbern, dass sie sich mit dem Berufsbild einer Polizeibeamtin/eines Polizeibeamten identifizieren und die folgenden formalen Mindestvoraussetzungen erfüllen:

- > Mindestgröße Frauen 160 cm, Männer 165 cm
- > Fahrerlaubnis für Personenkraftwagen (kann nachgereicht werden)
- > Schwimmfähigkeitsnachweis
- > Einwandfreier Leumund, insbesondere keine Vorstrafen
- > Eignungsfeststellung nach schriftlichem, mündlichem und sportlichem Auswahlverfahren
- > Polizeidiensttauglichkeit nach polizeiärztlicher Untersuchung
- > Für den mittleren Dienst 16 bis 24 Jahre und mindestens erweiterter Hauptschulabschluss
- > Für den gehobenen Dienst höchstens 31 Jahre und mindestens Fachhochschulreife

Bewerbungen werden noch bis 16. 2. 2006 entgegengenommen. Für Rückfragen stehen wir Ihnen unter der Rufnummer 030/ 3 32 30 03 gerne zur Verfügung.

Ihre Bewerbung richten Sie bitte an:
Der Polizeipräsident in Berlin
Personalagentur/ZSE I B 332
Otto-Braun-Str. 27
10178 Berlin

Bewerbungsunterlagen finden Sie auf unserer Internetseite: www.berlin.de/polizei





Abb. 1: Tagesspiegel vom 15.01.06

nehmende Vielfalt produktiv für sich nutzen? Dabei wird eine „rein ökonomische“ Motivation nahezu immer auch durch staatliche Maßnahmen beeinflusst, die Vorgaben für nicht-diskriminierende Umgangsweisen z.B. bei der Personalauswahl machen (vgl. Kay 2004).

Von einer Diversity-Perspektive kann der Umgang mit Diversity, Managing Diversity, unterschieden werden. Managing Diversity setzt bei der Veränderung der Organisationskultur an. Krell (1996) spricht in diesem Kontext von einem Wandel des Leitbilds der monokulturellen hin zu einer multikulturellen Organisation. Monokulturelle Organisationen sind von einer dominanten Gruppe geprägt, die den eigenen Prototyp als Norm des guten Arbeitnehmers ständig reproduziert. Organisationsmitglieder, die von dieser Norm abweichen, z.B. aufgrund des Geschlechts, der ethnischen Herkunft etc.,

2. Theoretischer Bezugspunkt: Diversity und Diversity Management

Unter dem englischen Begriff Diversity, der mit Vielfalt übersetzt werden kann, werden Konzepte verstanden, die in erster Linie in den USA entwickelt wurden und sich mit der Vielfalt von Mitgliedern in Organisationen beschäftigen (vgl. z.B. Hansen/Müller 2003, Krell 2004). Was genau jeweils unter Vielfalt verstanden wird, variiert und hängt auch von den innerhalb der Organisation relevanten Merkmalen ab. Zumeist werden als Diversity-Kerndimensionen Alter, Ethnizität/Herkunft, Geschlecht, sexuelle Orientierung und Behinderung genannt (vgl. Loden/Rosener 1991, Plett 2002, Gardenzwartz/Rowe 1993). In Diversity-Ansätzen wird der Vorteil einer heterogenen ArbeitnehmerInnenschaft betont und in erster Linie mit ökonomischen Argumenten untermauert. Insbesondere folgende Fragen stehen bei der Diskussion um Diversity im Vordergrund: Welche Vorteile kann eine Organisation aus einem bestimmten Umgang mit innerorganisatorischer Vielfalt ziehen, bzw. wie können Organisationen zu-

werden in monokulturellen Organisationen häufig als bedrohlich erlebt und deren Aufstieg in höhere Hierarchieebenen verhindert.

Diversity-Ansätze entwerfen das Leitbild einer multikulturellen Organisation, in der alle MitarbeiterInnen ihr Potential frei entfalten können und sich nicht an eine dominante Gruppe anpassen müssen. Die Tatsache, dass Organisationsmitglieder unterschiedliche Interessen und Machtpositionen vertreten, die unter Umständen dem Leitbild der multikulturellen Organisation entgegenstehen, wird in Diversity-Entwürfen bisher zu wenig berücksichtigt (vgl. auch Hansen/Müller 2003, S. 21). Dies liegt vermutlich auch daran, dass Diversity-Konzeptionen in der Regel an einzelnen Individuen ansetzen und betonen, dass alle Organisationsmitglieder unterschiedlich sind und sich bemühen, das Leitbild einer multikulturellen Organisation als im Interesse aller Organisationsmitglieder darzustellen. Diese Argumentation hat den Vorteil, dass weniger schnell als bei Konzepten, die bei der Förderung benachteiligter Gruppen ansetzen, Polarisierungen und Widerstände entstehen, aber auch den Nachteil, dass Machtverteilungen und Interessenkonflikte verdeckt bleiben.

Jenseits dieser Kritik am Leitbild der multikulturellen Organisation stellt sich die Frage, wie sich Organisationskulturen verändern lassen? Thomas und Ely (1996) verweisen darauf, wie schwierig es ist, Organisationskulturen zu beeinflussen, da sie auf vielen verschiedenen Ebenen funktionieren, und es sich zudem bei Organisationen um interessenpluralistische Gebilde handelt. Müller (1999) betont, dass es aufgrund dieser Vielschichtigkeit durchaus möglich ist, dass sich Organisationskulturen auf einigen Ebenen ändern und auf anderen Ebenen stagnieren, was eventuelle innerorganisatorische Widersprüche erklären könnte.

Thomas und Ely (1996) unterscheiden drei verschiedene Haltungen von Organisationen zu Diversity. Im *Fairness & Discrimination-Ansatz* reagieren Organisationen motiviert durch gesetzliche Vorgaben und ethisch-moralischen Vorstellungen von der Gleichbehandlung aller Gesellschaftsmitglieder. Dieser Ansatz beinhaltet häufig Quotierungen und fokussiert auf der verstärkten Einstellung und Förderung von Minderheiten, ändert aber nicht wirklich etwas an der internen Kultur. Müller und Hansen (2003) sprechen in diesem Zusammenhang von einem starken Assimilationsdruck, der ausgeübt wird.

Der *Access und Legitimacy-Ansatz* stellt eine weitere Umgangsmöglichkeit von Organisationen mit Vielfalt dar. Er orientiert sich in erster Linie an marktökonomischen Kriterien. Die MitarbeiterInnen sollen demnach genauso vielfältig sein wie der Kundenkreis, der das Produkt kauft. Durch die Nähe der Organisationsmitglieder zum Kundenkreis wird erwartet, Menschen an die Organisation zu binden und neue Marktsegmente nutzen zu können. Kritik an diesem Ansatz wird häufig daran geübt, dass Gruppenzugehörigkeiten als homogen konstruiert werden. So lässt sich fragen, ob z.B. Frauen in jedem Fall Produkte kaufen, die von Frauen entwickelt und verkauft werden. Müller und Hansen (2003) verweisen darauf, dass dieser Ansatz dazu führen kann, dass MitarbeiterInnen auf ihre Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppen und auf ein Merkmal reduziert werden.

Von den beiden zuvor genannten Ansätzen lässt sich ein *learning and effectiveness-Ansatz* unterscheiden, in dem Diversity als ganzheitliches Lernmodell für Organisationen verstanden wird, durch das jede/r MitarbeiterIn persönliche Eigenheiten in die Organisation einbringen kann, aber ohne auf die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe reduziert zu werden. Dies setzt voraus, dass Organisationen Komplexitäten wahrnehmen und sich auch mit Widerständen und Hürden, die sich aus einer vielfältigen Mitarbeiterschaft ergeben, lernend auseinandersetzen.

3. Methode

Das in der Einleitung beschriebene Erkenntnisinteresse lässt sich mit Hilfe einer rekonstruktiven Vorgehensweise besonders gut umsetzen (vgl. Bohnsack 1999). Dieser rekonstruktiven Methode liegt die Annahme zugrunde, dass soziale Wirklichkeit konstruiert ist und es folglich darum geht, feldspezifische Muster der Konstruktion von Wirklichkeit zu entdecken und zu analysieren. Eine derartige Perspektive macht ein qualitatives Forschungsdesign notwendig, welches den Akteuren die Möglichkeit gibt, ihre „Konstruktion von Wirklichkeit“ (Berger/Luckmann 1999) zu explizieren.

⁵ *Alltägliche schutzpolizeiliche Arbeit ist in regionalen Abschnitten organisiert, die wiederum in Direktionen zusammengefasst sind.*

Datengrundlage dieses Artikels sind sieben Leitfadeninterviews mit Dienstgruppenleitern, die auf einem Polizeiabschnitt durchgeführt worden sind.⁵ Innerhalb eines Polizeiabschnitts können drei Hierarchieebenen unterschieden werden: Die Ebene der einfachen Beamten/Beamtinnen ohne Führungsverantwortung, die Ebene der Dienstgruppenleiter bzw. ihrer Vertreter⁶ und die Ebene der AbschnittsleiterInnen bzw. deren Vertretung. In der Regel sind Dienstgruppenleiter für ca. 40 MitarbeiterInnen verantwortlich, die im Schichtdienst arbeiten. Hierarchisch über Ihnen steht der/die Abschnittsleiter/die Abschnittsleiterin, der/die Verantwortung für das Geschehen auf dem gesamten Abschnitt, d.h. für mehrere Dienstgruppen, trägt.

⁶ *Ich verwende hier die männliche Form, weil ich auf dieser Hierarchieebene nur Männer angetroffen habe.*

Die Interviews sind mit Hilfe der „Dokumentarischen Methode“, die von Bohnsack in Anlehnung an die Wissenssoziologie Mannheims entwickelt wurde, ausgewertet worden (vgl. Bohnsack 2003, Nohl 2006). Die Dokumentarische Methode unterscheidet einen immanenten Sinngehalt von einem dokumentarischen Sinngehalt, der durch sequenzanalytische Interpretationen und komparative Analysen entdeckt werden kann.

4. Geschlecht – Ethnizität – Polizei

Im Folgenden möchte ich zwei Thematiken vorstellen und diskutieren, die in den Interviews mit Vorgesetzten häufig angesprochen werden. An beiden Thematiken lassen sich beispielhaft einige Grundcharakteristiken der Diskussion um Geschlecht und Ethnizität nachzeichnen, die auch darauf verweisen, dass die nach „außen“ proklamierte Heterogenisierung der Polizei „innen“ noch keineswegs als selbstverständlich betrachtet wird. Hierbei handelt es sich erstens um *Aussagen über eine körperliche Unterlegenheit von Frauen*, die häufig im Kontext einer Diskussion um die Besetzung von Funkwagen präsentiert werden und zweitens um Aussagen, die *Zweifel an der Loyalität von MitarbeiterInnen mit Migrationshintergrund* ausdrücken.

4.1 Aussagen über die körperliche Unterlegenheit von Frauen gegenüber Männern – Ablehnung von Frauenfunkwagen

Offiziell gibt es keine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in der Polizei. Männer und Frauen sind überall in allen Arbeitsbereichen gleich einsetzbar. Dennoch lassen sich in fast allen Interviews, die diesem Artikel zugrunde liegen, deutliche Abweichungen und Widersprüche zu dieser offiziellen Aussage finden.

Häufig drücken sich Zweifel an der Alleinsetzbarkeit von Frauen im Kontext einer Diskussion um so genannte Frauenfunkwagen aus. Der Funkwagendienst gehört zu den Kernaufgaben der Schutzpolizei. Zweck der Funkwagendienste ist die Gefahrenabwehr, häufig sind die BeamtInnen im Funkwagen diejenigen, die zuerst an einem Tatort eintreffen. Funkwagenbesetzungen müssen oftmals spontan agieren, d.h. sie wissen nicht, mit welcher Situation sie als nächstes konfrontiert sind. Trotz der oben genannten offiziellen Version, dass Frauen grundsätzlich überall gleich einsetzbar sind, handhaben die Berliner Polizeidirektionen die Besetzung von Funkwagen unterschiedlich. So gibt es Direktionsleiter, die anordnen, dass nur unter besonderen Umständen zwei Frauen miteinander Funkwagen fahren dürfen. Teilweise wird die Entscheidung darüber, wie Funkwagen besetzt werden, den Dienstgruppenleitern überlassen.

In den hier vorgestellten Interviews mit Dienstgruppenleitern wird diese Thematik von fast allen Interviewten angesprochen, häufig ohne dass im Interview danach gefragt wurde. Diejenigen, die über diese Thematik sprechen, lehnen zwei Frauen als Funkwagenbesetzung ab. Anhand der Diskussion um so genannte Frauenfunkwagen lassen sich Konstruktionen von Geschlecht in ihrer Vielfältigkeit und Widersprüchlichkeit abbilden.

In den Interviews mit Vorgesetzten wird die Ablehnung von Frauenfunkwagen häufig mit der angeblich körperlich schwächeren Statur von Frauen begründet. Der Dienstgruppenleiter D2 hat für seine Dienstgruppe eine Regelung gefunden, die er mit folgenden Worten erläutert:

„Ja, hin und wieder schon [fahren Frauen gemeinsam Funkwagen, Anmerkung S.M.D], hin und wieder kommen schon mal en paar Mädels und wollen schon mal zusammen fahren, also am Tag sag ich „ja“, nachts prinzipiell „nein“, aus Sicherheitsschutzgründen, aus Sicherheitsgründen.“ (D2)

Die zunächst bejahende Antwort des Dienstgruppenleiters ist dadurch eingeschränkt, dass diese Funkwagenbesetzungen offensichtlich eher selten vorkommen, was durch die zweimalige Verwendung der Worte „hin und wieder“ betont wird. Die Verwendung des Wortes „Mädels“ stellt eine Verniedlichung dar, die vielleicht bereits darauf hindeutet, dass die Fragestellenden in ihrem Anliegen nicht besonders ernst genommen werden. Die Entscheidung des Dienstgruppenleiters, ob dem Anliegen der Mitarbeiterinnen stattgegeben wird, hängt der Darstellung zufolge von der Tageszeit ab. Am Tag entscheidet er Anliegen von Frauen gemeinsam Funkwagen zu fahren demnach offensichtlich positiv, während er sich nachts grundsätzlich gegen ein solches Anliegen entscheidet. Die Begründung seiner Entscheidung präsentiert D2 indexikal, es entsteht der Eindruck, dass die Erwartung besteht, dass die Einworterklärung („Sicherheitsschutzgründen“ bzw. „Sicherheitsgründen“), die zweimal hintereinander etwas abgewandelt präsentiert wird, bereits Erklärung genug ist.

Wenige Zeilen später begründet derselbe Dienstgruppenleiter die Ablehnung der Besetzung von Funkwagen mit zwei Frauen nachts folgendermaßen:

„Na ja, weil die Frauen halt doch nicht so zulangen können, weil nachts ham wir noch mehr mit dem negativen Potential zu tun, weil eben Ruhestörung oder Schlägerei, und dann ist es besser, wenn nen Mann und ne Frau zusammen sind.“ (D2)

In der Aussage, dass „Frauen halt doch nicht so zulangen können“, drückt sich ein bestimmtes Geschlechterverständnis aus, das nicht weiter erläutert wird. Es liegt die Vermutung nahe, dass die Aussage sich auf in engerem Sinne physische Auseinandersetzungen bezieht, dies indiziert das Verb „zulangen“. Da diese Art der Auseinandersetzung der Aussage zufolge nachts häufiger vorkommt, erklärt sich hiermit die Praxis Frauen nachts nicht gemeinsam Funkwagen fahren zu lassen. Aus dieser Logik heraus ergibt sich dann für D2 die Folgerung, dass es besser ist, den Funkwagen gemischtgeschlechtlich zu besetzen, wenn schon Frauen eingesetzt werden.

In der oben interpretierten kurzen Sequenz entsteht der Eindruck, dass Frauen als Polizistinnen defizitär sind. Sie lassen sich als eine Art „Schönwetterpolizei“ beschäftigen, die Einsätze fahren kann, solange diese nicht eskalieren. Frauen können sich demzufolge zwar ganz gut durchsetzen, aber wenn es hart auf hart kommt, dann ist es schon besser einen Mann, wenn nicht gleich zwei, zu schicken. Obwohl der Dienstgruppenleiter in einer vorherigen Sequenz Frauen durchaus nach Körperbau unterscheidet, ist in dieser Sequenz letztendlich Geschlecht – nicht Training, nicht Körperbau, nicht Erfahrung – für den Dienstgruppenleiter das entscheidende Kriterium bei der Funkwagenbesetzung.

Die Begründung der Nichtbesetzung von Funkwagen mit zwei Frauen erfolgt nicht nur bei D2, sondern auch in anderen Interviews mit Vorgesetzten in Form eines Verweises auf die Fürsorge- oder Sorgfaltspflicht und ist verwoben mit widersprüchlichen

Begründungen und Legitimationen der eigenen Ablehnung. So führt der Dienstgruppenleiter D4 zunächst aus:

„Also Frauen sind eigentlich, äh, genauso einsetzbar, genauso voll einsetzbar wie ihre männlichen Kollegen. Da gibt es sehr gute und, und auch schlechte, genau wie bei männlichen Kollegen auch.“ (D4)

Mit der Einschränkung durch das Wort „eigentlich“ hält der Dienstgruppenleiter zweimal fest, dass Frauen „genauso einsetzbar“ sind und wiederholt bekräftigend „genauso voll einsetzbar“ wie die männlichen Kollegen. Geschlecht wird hier als wenig relevantes Merkmal herausgestellt, stattdessen wird die Fähigkeit der Einzelnen betont. Sowohl bei männlichen als auch bei weiblichen Beamten gibt es gute und schlechte, die Einsetzbarkeit hat nichts mit dem Geschlecht des Beamten bzw. der Beamtin zu tun, ist die Quintessenz dieser Aussage.

Wenige Zeilen später antwortet D4 auf die Fragen, ob es bestimmte Einsatzgebiete gibt, für die sich Frauen besonders eignen, wie folgt:

„Ne, das würde ich so nicht sagen, also die Tätigkeiten, die hier auf dem Abschnitt gemacht werden, können sämtlich von Frauen gemacht werden. Ich könnte mir vorstellen, dass es Schwierigkeiten geben würde, wenn man jetzt zum Beispiel eine Funkwagenbesetzung nur aus Frauen zusammenstellt. Dann wäre es möglich, also das wird von mir nicht so geplant, also bei mir in der Dienstgruppe fahren also bei Funkwageneinsätzen nicht zwei Frauen zusammen. Also entweder dann Männlein und Weiblein oder zwei Männer.“ (D4)

Die Betonung, dass alle Tätigkeiten auf dem Abschnitt auch von Frauen gemacht werden können, impliziert die Aussage, dass es Tätigkeiten jenseits der Abschnittsarbeit gibt, die für Frauen nicht geeignet sind. In vielen Interviews wird in diesem Kontext die Arbeit in geschlossenen Einsätzen, bei der es oft zu Gewaltausübungen kommt, genannt. Diese Einschränkung wird auch in den weiteren Ausführungen von D4 sichtbar. Die Rahmung der Argumentation mit den Worten „ich könnte mir vorstellen“ deutet darauf hin, dass keine Erfahrungen mit diesem Sachverhalt vorliegen, d.h. dass D4 hier nur seine Vorstellungen/Phantasien äußert. Der Dienstgruppenleiter besetzt keine Funkwagen mit zwei Frauen und steht einer solchen Praxis ablehnend gegenüber („es würde Schwierigkeiten geben“). Offensichtlich handelt es sich bei der Entscheidung, keine Frauen gemeinsam Funkwagen fahren zu lassen, nicht um eine Anordnung von höherer Ebene, sondern um die eigene Entscheidung des Dienstgruppenleiters. Hier entsteht der Eindruck, dass die Funkwagenbesetzung im Gegensatz zu der vorherigen Aussage nicht von der Fähigkeit unabhängig von Geschlecht, sondern vom Geschlecht des/der BeamtIn abhängt: nach Angabe von D4 sollen entweder zwei Männer oder Mann und Frau gemeinsam Funkwagen fahren. D4 begründet seine Ablehnung von Funkwagenbesetzungen mit zwei Polizistinnen nun folgendermaßen:

„Ja, es hat auch damit zu tun, dass natürlich, äh, ja natürlich schon von, von der physischen Kraft her, also wenn hier öfters mal Widerstand gebrochen werden muss, zwei Frauen vielleicht in erster Linie nicht so geeignet sind von der (.) sagen wir mal vom Verbalen her mit Sicherheit, da ist es mitunter auch sehr hilfreich, wenn man eine Frau dabei hat, die dann da irgendwie regulierend eingreifen kann und das so ein bisschen auch beschwichtigt, das ist wirklich eine ganz gute Sache. Deswegen ist eine Kombination zwischen Mann und Frau auch recht gut.“ (D4)

In der Aussage wird deutlich, dass die „physische Kraft“ von Frauen von D4 als generell weniger ausgeprägt gesehen wird, dementsprechend – im Gegensatz zu seinen vorherigen Aussagen – offensichtlich Einsätze existieren (da wo „Widerstand gebrochen werden muss“), für die sich, nach Ansicht von D4, Frauen nicht eignen. Das einschränkende, unsicher wirkende „vielleicht in erster Linie nicht so“ steht der Praxis gegenüber, Frauen nicht gemeinsam fahren zu lassen. Nach einer kurzen Pause stellt D4 das zuvor ausgeführte weibliche Defizit in der Ausübung von Gewalt dem „Verbalen“ gegenüber. In diesem Zusammenhang wird die besondere Eignung der Frau betont, offensichtlich geht er davon aus, dass Frauen deeskalierend eingreifen können.

So argumentiert er im Folgenden, dass eine gemischtgeschlechtliche Besetzung „recht gut“ ist, da er offensichtlich eine komplementäre Aufgabenverteilung begrüßt. Es wird hier nicht deutlich, wie erfahrungsbasiert D4 spricht, da er auf einer abstrakten Ebene argumentiert.

Ähnlich wie in der oben diskutierten Sequenz aus dem Interview mit D4 wird im Kontext einer konstatierten körperlichen Unterlegenheit von Frauen häufig polarisierend ihre soziale und verbale Kompetenz hervorgehoben. Ein eindrückliches Beispiel für diese Polarisierung und für die Widersprüchlichkeit, mit der diese Thematik von Vorgesetzten diskutiert wird, lässt sich beim Dienstgruppenleiter D6 finden. Daher sollen im Folgenden einige Sequenzen dieses Interviews wieder gegeben werden:

„Ich habe Situationen erlebt, da habe ich mir gewünscht manchmal einen männlichen Kollegen mit bei zu haben, wenn es zur Sache ging, der also einen unterstützt und hilft und bei manchen Dingen war ich auch froh, dass dann die Frau da war, weil die deeskalierend auf die Betroffenen eingewirkt hat, mit ein bisschen mehr Einfühlungsvermögen, wo wir ein bisschen mehr hau-ruck sind vielleicht und so ein bisschen hölzern vorgehen, vielleicht gibt es auch andere Beispiele, aber da hatte man schon das Gefühl halt ist ganz hilfreich mitunter. Und es ist überhaupt hilfreich, wenn man bestimmte Einsätze mit Frauen also auch hat draußen, die wenden sich natürlich dann lieber an eine Kollegin halt, untereinander halt dann bei bestimmten Sachen als wenn ein (1 Sek. unv.), da sind sie dann doch ein bisschen auch gehemmter in bestimmten Situationen.“ (D6)

Auf die anschließende Frage der Interviewerin, ob sich Frauen nach Meinung von D6 für bestimmte Einsatzgebiete besser eignen, erläutert der Dienstgruppenleiter:

D6: *„Nein, also eigentlich einfach nicht. Ich sage mal so, man sollte die schon gleich behandeln. Also, äh, ich würde da keinen Unterschied in dem Sinne machen. Also, äh, ich meine reinen Frauenfunkwagen haben wir auch schon einmal gemacht, wobei ich da also so ein bisschen (.) Probleme also mit habe, nicht dass ich da jetzt die fachlichen Kompetenzen halt einfach abspreche, das auf gar keinen Fall, aber es ist einfach draußen (.) mit dem Klientel, mit dem wir hier in d e m Bezirk zu tun haben, äh, aus einer Fürsorgesicht halt bin ich der Meinung sollte man das nach Möglichkeit unterlassen.“*

I: *„Also Fürsorge jetzt auch für die Kollegin?“*

D6: *„Natürlich Fürsorge für die Kollegen, dass denen da nichts passiert. Weil da draußen eben nie gesagt ist das doch etwas anderes, ob da ein Mann dabei ist, äh, als, als wenn da zwei Frauen dann halt draußen halt alleine Funkwagen fahren.“*

In dieser Sequenz werden Männer und Frauen als homogene Gruppen gegenübergestellt. Von der spezifischen Eignung für bestimmte Einsätze gelangt D6 zu allgemeinen Aussagen über Unterschiede und äußert, dass „wir“, womit er offensichtlich Männer im Allgemeinen meint, „hölzern“ vorgehen, wobei er diese allgemeine Einschätzung gleich wieder einschränkt, indem er auf andere Beispiele verweist. Auch in dieser Aussage ist eine Unentschlossenheit zwischen allgemeinen Aussagen über Frauen und Männer und dem Zurückziehen solcher Allgemeinplätze auffallend.

Die Akzeptanz von Polizistinnen bei BürgerInnen stellt ein weiteres Argument hinsichtlich bestimmter Einsätze dar. Diese Argumentation tendiert in die gleiche Richtung wie die vorherigen Aussagen des Dienstgruppenleiters, da sie sich auf Einsätze bezieht, in denen Redegeschick und Opferhilfe von besonderer Bedeutung sind.

Nach den ersten Ausführungen von D6 fasst die Interviewerin die vorherigen Inhalte zusammen und spitzt sie auf die Aussage zu, dass es dementsprechend Einsatzgebiete gibt, für die sich Frauen besser eignen. Dies verneint D6. In Form einer abstrakten Forderung, die wie ein theoretischer Anspruch wirkt, hält D6 fest, dass MitarbeiterInnen alle gleich behandelt werden sollten. Im darauf folgenden Satz gibt er wieder, dass dies auch seiner Praxis entspricht, merkwürdig wirkt allerdings die Verwendung des Konjunktivs bei diesen Ausführungen („man sollte die schon gleich behandeln“; „ich würde da keinen Unterschied machen“). Dies unterstützt den vorherigen Eindruck,

dass es sich um einen Anspruch handelt, der nicht unbedingt von praktischer Relevanz ist.

Im Zusammenhang mit dem Anspruch auf Gleichbehandlung erwähnt D6, dass Frauenfunkwagen in seiner Dienstgruppe „einmal“ eingesetzt wurden. Gleichzeitig distanziert er sich von einer derartigen Praxis, hebt jedoch hervor, dass dies seine persönliche Ansicht ist („ich habe ein bisschen Probleme damit“) und betont sogleich, keine fachlichen Zweifel an der Qualifikation von Frauen zu haben. Die Bedenken werden mit dem Verweis auf die bereits aus den vorherigen Interviewsequenzen bekannte „Fürsorgesicht“ und mit dem Hinweis auf das Klientel im Abschnittsbereich zu plausibilisieren versucht. So gelangt der Dienstgruppenleiter von dem abstrakten Anspruch auf Gleichbehandlung zu einer geschlechtsspezifischen Differenzierung und Praxis bei der Besetzung von Funkwagen. Die immanente Nachfrage der Interviewerin, ob sich diese Fürsorge auf die Kollegin bezieht, bejaht der Dienstgruppenleiter und führt seine geschlechtsspezifische Differenzierung weiter aus: im Abschnittsbereich sei es „etwas anderes“, ob ein Mann mit im Funkwagen ist oder ob die Frauen „alleine“ Funkwagen fahren. Frauen haben seiner Ansicht nach ein geringeres Durchsetzungsvermögen als Männer. Der Dienstgruppenleiter ist offensichtlich der Auffassung, dass Frauen solange „alleine“ sind, bis ein Mann anwesend ist. De facto jedoch fahren die Kolleginnen zusammen, d.h., obwohl sie zu zweit sind, zählen sie nicht als vollständig, sie sind „alleine“, was eine gewisse Hilfsbedürftigkeit impliziert. Diese Betrachtungsweise ist durchdrungen von Geschlecht, denn in keiner anderen Konstellation sind derartige Ausführungen denkbar. Frauen sind in dieser Ausführung defizitär, weil sie männlicher Kollegen bedürfen, die sie begleiten. Für bestimmte Einsätze sind sie geeignet, weil sie im Sinne eines Komplementaritätsdenkens Aufgaben übernehmen können, für die Männer sich nicht in dem Maße eignen.

Neben diesen widersprüchlichen Aussagen von Vorgesetzten lassen sich solche identifizieren, die Frauen beschreiben. Ein Beispiel für diese Äußerungen sind diejenigen des Dienstgruppenleiters D7:

„Ja, in der Zusammenarbeit, ähm, gibt es, das ist meine persönliche Erfahrung, gibt es natürlich Situationen .. gerade in Bezug auf Frauen, das muss man einfach ganz ehrlich sagen, sie sind eben ganz klar, sie sind einfach vom Körperlichen eben dementsprechend schwächer. Und wir haben ja so ein relativ problembelastetes Gebiet sage ich jetzt mal und wenn es dann, sage ich jetzt mal, zu Handgreiflichkeiten kommt, ähm, ich glaube, ich spreche also kein Geheimnis aus, wenn es zu solchen Situationen kommt, dass der ein oder andere Kollege natürlich lieber einen großen, kräftigen Mann an der Seite hätte, vielleicht muss er dann mit einer Frau (lacht). Aber das sind eigentlich sonst immer Einzelfälle.“ (D7)

D7 betont, dass seine Aussage auf seiner „persönlichen Erfahrung“ basiert und stellt heraus, dass es Situationen gibt, in denen Frauen schwächer sind. Die Aussage ist sehr deutlich, so betont der Dienstgruppenleiter, dass es eine „ganz klare“ Tatsache ist, dass Frauen physisch schwächer sind als Männer. Der Einschub, „das muss man einfach ganz ehrlich sagen“, lässt den Eindruck entstehen, dass es sich bei der Aussage um einen Tabubruch handelt. Dies könnte damit in Zusammenhang stehen, dass offiziell eine andere Position im Hinblick auf die Einsetzbarkeit von Frauen vertreten wird. In einer Hintergrundkonstruktion hebt D7 den „problembelasteten“ Abschnittsbereich hervor, und betont, dass es in diesem häufiger zu Gewaltanwendungen kommt. Ohne allzu viel hinein interpretieren zu müssen, entsteht aus den beiden Aussagen, dass Frauen schwächer sind und Gewaltanwendungen häufig im Abschnittsbereich vorkommen, ein negatives Bild, was die Einsetzbarkeit von Frauen im Abschnittsbereich angeht. Daher kann es nicht verwundern, dass D7 Frauenfunkwagen betreffend ausführt:

„Also Erfahrung damit habe ich überhaupt nicht, weil es bei uns in der Dienstgruppe garantiert

nicht geht. Jetzt muss ich aber auch mal sagen, es liegt hier vielleicht auch an dem Viertel. Im Prinzip habe ich überhaupt nichts dagegen, wenn es dementsprechend in Zehlendorf ist oder in irgendwelchen anderen schönen Bezirken, wo also irgendwie Kriminalität gleich Null ist. Aber in, ich glaube, es war letzten Freitag, wo zwei Kollegen also krankenhausaufreife geschlagen wurden auf der Straße, beide also relativ fit, durchtrainiert und groß. Wenn ich mir vorstelle, es fahren zwei Frauen, den hätte vielleicht das Gleiche passieren können, bloß dann wäre es vielleicht noch viel schlimmer gewesen. Ich sage, ne, in einem Bereich wie hier, wo wir wirklich mit sehr viel Kriminalität zu kämpfen haben und auch so sehr viele also auf der sozial absolut untersten Schiene. Es gibt hier Leute, die denen ist es, man muss es ganz ehrlich sagen, scheißegal, ob Polizei kommt. Die prügeln sich mit einem, die haben nichts mehr zu verlieren. Da würde ich also sagen, also da zwei Frauen zu schicken .. vielleicht schaffen sie es da, was ich vorhin schon angesprochen hatte, sei es das Ganze also auf einem anderen Level zu klären. Also ich würde hier in dem Bereich nicht zwei Frauen einsetzen, also hier nicht.“ (D7)

D7 betont keine Erfahrung mit Frauenfunkwagenbesetzungen zu haben, da diese im Abschnittsgebiet nicht eingesetzt werden können. Die Begründung für die Nichteinsetzbarkeit erklärt er mit dem Viertel und kontrastiert hierzu die Situation in einem „schönen“ Bezirk, er nennt das Beispiel Zehlendorf, in dem „die Kriminalität gleich null ist“. Seine Bedenken gegen eine Funkwagenbesetzung aus Frauen äußert er nicht prinzipiell, sondern spezifisch bezogen auf den Abschnitt. Der Aussage entsprechend sind Frauen einsetzbar in Gebieten, wo die Polizei kaum gebraucht wird. Bei einer derartigen Argumentation stellt sich – ähnlich wie bereits zuvor beim Vorgesetzten D1 – die Frage, ob die Einstellung von Frauen in die Polizei überhaupt für sinnvoll gehalten wird. In einer exemplifizierenden Erzählung bezieht sich D7 auf eine gewalttätige Konflikteskalation, an deren Ende zwei männliche Kollegen, die von D7 mit den Worten „fit“, „durchtrainiert“ und „groß“ beschrieben werden, schwer verletzt wurden. Auch hier stellt sich der Dienstgruppenleiter den Einsatz zweier Frauen lediglich vor, d.h. seine Ausführungen sind nicht erfahrungsbasiert. In seiner Vorstellung hätte der Einsatz noch schlimmer geendet, wenn zwei Frauen beteiligt gewesen wären. Noch einmal betont D7 die Nichteinsetzbarkeit von Frauenfunkwagen in einem Bezirk wie dem, in dem sich der Abschnitt befindet. Dieser wird mit den Worten „wo wir wirklich mit sehr viel Kriminalität zu kämpfen haben“ und „sozial auf der untersten Schiene“ charakterisiert. Die Menschen im Abschnittsbereich werden mit den Worten „die nichts mehr zu verlieren“ haben, charakterisiert. Auf diese Ausführungen zum Einsatzgebiet folgend, zieht D7 zwar in Erwägung, dass Frauen es eventuell schaffen, Situationen anders zu klären, aber dies eben nur „vielleicht“ möglich ist, und aufgrund der zuvor konstatierten körperlichen Unterlegenheit vom Einsatz von zwei Frauen seiner Meinung nach abzusehen ist.

4.2 Zweifel an der Loyalität von BeamtInnen mit Migrationshintergrund

Ein Thema, das in Bezug auf MigrantInnen im Polizeidienst häufig angesprochen wird, sind Zweifel an ihrer Loyalität. Die interviewten Dienstgruppenleiter sprechen diese Thematik an, indem sie entweder ihre eigenen Bedenken thematisieren oder die ihrer MitarbeiterInnen wieder geben. Häufig wird in den Interviews eine prozesshafte Entwicklung hinsichtlich polizeiinterner Positionen ausgedrückt. Ein Beispiel für die Darstellung eines solchen prozesshaften Verlaufs stellt die folgende Sequenz aus dem Interview mit D1 dar:

„Nein, also, für mich war das eine Selbstverständlichkeit. Sicherlich erstmal, es ist etwas Neues, man muss erstmal auf Distanz warten was passiert, aber es ist relativ schnell abgebaut worden. Wenn man gemerkt hat, er ist nicht nur irgendeine Figur, die jetzt reingestellt worden ist, er identifiziert sich auch mit dem Beruf. Er sagt auch seinen Landsleuten, wo es lang läuft. Ja, das ist wichtig, die machen, mauscheln nicht. Die Angst war doch (ungefähr: offen und ehrlich) da gewesen, die mauscheln zusammen und ich als deutscher Polizist, der kein Türkisch kann oder keine andere

Sprache, steht als ein bisschen außen vor, versteht nicht, was die nun kungeln und der Kollege erzählt mir dann eine Geschichte vom Pferd und ich muss das ihm glauben, nicht wahr. Das wurde relativ schnell abgebaut, wurde sehr schnell abgebaut.“ (D1)

Zunächst verneint der Dienstgruppenleiter die in der Interviewfrage implizierte Vorstellung, dass es Schwierigkeiten gegeben haben könnte. In der Betonung, dass die Einstellung von MigrantInnen in die Polizei für ihn eine „Selbstverständlichkeit“ darstellt, hebt er die eigene Position von anderen Positionen ab. Er spricht ausdrücklich von sich und nicht von anderen Kollegen. Nach der deutlichen Verneinung der Frage differenziert der Dienstgruppenleiter mit dem einleitenden Wort „sicherlich“, dass es durchaus eine abwartend distanzierte Haltung gegeben hätte. Diese erklärt er damit, dass es sich um eine Neuerung gehandelt hätte. Die Haltung abwartender Distanz wird hier abstrahiert mit den Worten „man muss erstmal auf Distanz warten was passiert“ wie eine allgemeine Regel beschrieben, die von der Person des Sprechers abgehoben ist. Auch die Aussage, dass es sich um „etwas Neues“ handelt, ist von der realen Situation abstrahiert und generalisiert. Die Reaktion wird nicht als spezifische Reaktion auf die Einstellung von MigrantInnen, sondern allgemein als Reaktion auf Neuerungen präsentiert.

Im unpersönlichen Modus wird der Abbau von Distanz durch Erfahrungen im konkreten Kontakt mit den neuen KollegInnen begründet. Die Aussage, dass es wichtig war zu merken, dass „er“ nicht „nur irgendeine Figur“ ist, „die jetzt reingestellt worden ist“, impliziert eine Instanz, die übermächtig, ähnlich einem Brettspieler, dazu in der Lage ist, neue Figuren ins Feld, d.h. in die Organisation, zu stellen. Ein derartiges Verständnis der Polizei beinhaltet die Vorstellung, dass es eine höhere, eventuell über der Organisation Polizei stehende Macht gibt, die Vorgaben macht. Aus diesem Verständnis heraus werden MigrantInnen im Polizeidienst in erster Linie als symbolische Figuren, und erst in zweiter Linie als KollegInnen aufgefasst. Der Logik der Erzählung folgend, musste erst der Mensch hinter der „Figur“ hervortreten und seine Zugehörigkeit zur Organisation ausdrücken, bevor es zur Aufgabe der Distanz der KollegInnen kommt. An der Sequenz fällt auf, dass der Dienstgruppenleiter sich ausschließlich auf männliche Beamte mit Migrationshintergrund bezieht („er“). Des Weiteren haben die Wahl des Polizeiberufs und die mehrjährige Ausbildung offensichtlich nicht dazu geführt, dass ein Beamter mit Migrationshintergrund automatisch in erster Linie als Polizist wahrgenommen wird. Es bestehen Zweifel an seiner Identifikation mit dem Polizeiberuf. Erst nachdem den KollegInnen deutlich wird, dass er sich mit dem Beruf identifiziert und auch gegen seine „Landsleute“ vorgeht, wird die anfänglich bestehende Distanz abgebaut. Die Aussage, dass es wichtig war zu sehen, dass der Beamte mit Migrationshintergrund sich auch seinen „Landleuten“ gegenüber durchsetzt, impliziert ein gewisses Misstrauen, das es in Bezug auf das Selbstverständnis des Beamten mit Migrationshintergrund gegeben hat. Ethnische Gruppen werden hier als Gemeinschaft konstruiert, deren Zugehörigkeiten als relativ stabil beschrieben werden können. Denn obwohl der Beamte mit Migrationshintergrund bereits Deutscher geworden sein muss und sich der Polizei angeschlossen hat, besteht nach wie vor die „Angst“, dass seine gleichzeitige Zugehörigkeit zu einer Migrationsgemeinschaft eine Gefahr in Bezug auf seine Loyalität gegenüber der Polizei darstellen könnte. Diese Vorstellung wird in einer Hintergrundkonstruktion weiter ausgeführt. Es bestand demnach die Befürchtung, dass der „deutsche Polizist“, aufgrund seiner mangelnden Sprachkenntnis von seinem Kollegen mit Migrationshintergrund getäuscht wird und dieser sich mit dem polizeilichen Gegenüber zusammenschließt. Das Vertrauen in den Kollegen mit Migrationshintergrund ist offensichtlich anfangs nicht da gewesen, allerdings wird vom Dienstgruppenleiter zweifach betont, dass dieses Misstrauen „schnell abgebaut“ wurde. Ähnliche Bedenken äußert auch der Dienstgruppenleiter D6, indem er anmerkt:

„Natürlich hat man auch über für und wieder gesprochen, halt. Man hat natürlich bestimmte Bedenken auch gehabt äh hinsichtlich der Loyalität dieser Mitarbeiter eben. Man weiß ja nicht, wie stehen sie jetzt zu dem ganzen System, zu dem Staat und äh (.) man war auch sehr skeptisch ebend, ob sie nicht eventuell, ob man nicht irgendwo, weiß ich nicht, die wildesten Phantasien, die man hat, ob nicht eventuell unser System unterwandert werden soll und, und, dass sie jetzt dann vielleicht mit dem draußen mit unserem Klientel da eventuell noch dann, dann wie auf dem Bazar etwas rumhandeln, rumfeilschen, oder eine Sache machen. Ja, bisher, wie gesagt, gibt es da gar keine Probleme, hat sich, sagen wir so, nicht bestätigt. Aber wie gesagt, man macht sich schon Gedanken und, äh, was das jetzt dann, was das für Konsequenzen haben könnte, weil wir haben auch Mitarbeiter, die waren natürlich schon skeptisch und das kriegen wir von den Mitarbeitern auch gesagt, ähm, dass jemand, der auch in dem Bereich wohnt, der kennt natürlich dementsprechendes Klientel und wenn jetzt jemand, der bei uns meldepflichtig ist und zumindest der hat Haftverschonung, der hat Straftaten begangen, würde normalerweise Untersuchungshaft sitzen, hat aber Haftverschonung bekommen mit der Auflage, sich mehrmals bei der Polizeidienststelle zu melden, äh, und wenn der den mit shake hand begrüßt und da gucken die Kollegen natürlich schon ein bisschen skeptisch halt und denken sich na, nicht, wenn man draußen im Einsatz dann Leute eben kennt, die dann hier dienstlich in Erscheinung treten, nicht im positiven Sinne, da gibt es natürlich dann schon irgendwelche Verdrückungen bei den Kollegen und die denken dann auch, geht das hier alles mit rechten Dingen zu. Andererseits hat es auch Vorteile von der Verständigung her, weil die sich auch mit bestimmtem Klientel, wir haben es ja nicht nur mit Verbrechern zu tun, sondern es gibt, dass von der Verständigung her ist es auch einfacher. Nicht, und die sehen auch, die ältere Bevölkerung sieht auch hier ist Integration, ist hier durchgeführt worden, ja, dass sie hier unter Bedingungen in diese Gesellschaft, in dieses System, was wir haben integriert hat, integrieren will. Und das führt dann ja auch dazu, Vorurteile abzubauen und die Hemmschwelle zur Polizei, zum Staat, nicht, den sie so nicht akzeptieren, nicht kennen und zur Staatsgewalt, dass sie einfach sagen, ob hier ist ja jemand, der ist von uns und der hat sich hier integriert und-und, dass man dadurch Vertrauen irgendwie auch aufbaut und schafft. Und das, das machen viele Mitarbeiter ebend, Migranten, die versuchen da mitzuvirken. Und für die Verständigung ist es natürlich auch einfacher für uns, weil das Verständigungsproblem ist einfach nicht von der Hand zu wischen, dass ist einfach, viele haben Probleme.“ (D6)

Der Dienstgruppenleiter benennt zunächst abstrakt, dass es Bedenken hinsichtlich der „Loyalität“ von MigrantInnen im Polizeidienst gegeben hat. Bedenken, die offensichtlich darauf beruhten, dass es, obwohl diese BeamtInnen sich für den Polizeiberuf entschieden haben, Unsicherheiten hinsichtlich ihrer Identifikation mit dem deutschen Rechtssystem gab. Diese Vorstellungen werden vom Dienstgruppenleiter weiter ausgeführt und als „wildeste Phantasien“ bezeichnet. Offensichtlich gab es Befürchtungen, dass „unser System“ unterwandert werden soll und sich BeamtInnen mit Migrationshintergrund mit dem polizeilichen Gegenüber zusammenschließen und „rumfeilschen“. Die Darstellung der Bedenken ist deutlich ethnisch markiert und polarisiert. Auf der einen Seite steht „unser System“, der „Staat“, auf der anderen Seite, die ethnisch markierten Anderen, „sie“, bei denen die Befürchtung besteht, dass sie „eventuell unser System unterwandern werden“ und sich mit dem Polizeiklientel verbünden. Die Befürchtung, dass die Beamten mit Migrationshintergrund „wie auf dem Bazar etwas rumhandeln, rumfeilschen“, bedient ethnische Stereotype von Menschen mit türkisch-arabischen Migrationshintergrund, wobei anzumerken ist, dass Menschen mit türkischem Migrationshintergrund die größte Gruppe von MigrantInnen innerhalb der Polizei darstellen.

Nach der Darstellung von Bedenken gegenüber der Einstellung von PolizistInnen mit Migrationshintergrund hält der Dienstgruppenleiter auf abstrakter Ebene fest, dass diese Befürchtungen sich bisher nicht bestätigt haben. Mit dem Wort „aber“ wird einleitend darauf vorbereitet, dass dennoch weiter Bedenken existieren, die in Form einer Hintergrundkonstruktion aus der Perspektive des Vorgesetzten geschildert und

in Form von Bedenken der MitarbeiterInnen (ohne Migrationshintergrund) wiedergegeben werden. Einige MitarbeiterInnen werden vom Dienstgruppenleiter als „skeptisch“ beschrieben und ihre Skepsis damit begründet, dass ein Beamter mit Migrationshintergrund im Abschnittsbereich wohnt, in dem auch seine Klientel lebt. Somit kennt er Polizeiklientel und Bevölkerung, die Straftaten begeht, und grüßt diese, was der Dienstgruppenleiter an einem konkreten Beispiel verdeutlicht. Aufgrund der Tatsache, dass es derartige Verbindungen gibt, entstehen „Verdrückungen“ und Zweifel an der Loyalität des Mitarbeiters mit Migrationshintergrund.

Neben diesen Bedenken werden mit dem Wort „andererseits“ Vorteile von Beamten mit Migrationshintergrund in erster Linie mit einer erleichterten „Verständigung“, einer gelungenen Integration, dem Abbau von Vorurteilen, bzw. dem Abbau der Hemmschwelle zur Polizei, begründet. Der Präzisierung, dass die „ältere Bevölkerung“ sieht, dass Integration stattgefunden hat, kann eventuell so interpretiert werden, dass es sich bei der Integration um einen Prozess handelt, den nur die ältere Bevölkerung, die auch die Anfänge kennt, nachvollziehen kann. Insgesamt wird deutlich, dass die wiedergegebenen Befürchtungen der MitarbeiterInnen anhand eines Beispiels deutlich plastischer erscheinen als die Vorteile, die am Ende der Ausführungen aufgezählt werden.

Ähnlich wie auch D1 beschreibt D7 eine Ambivalenz gegenüber der zusätzlichen Sprachkenntnis und präsentiert im gleichen Zug den Umgang, den er hiermit in seiner Dienstgruppe gefunden hat. Auf die Frage, ob es seiner Erfahrung nach Einsätze gibt, für die sich PolizistInnen mit Migrationshintergrund besonders gut oder schlecht eignen, äußert er:

„Also, ich sage mal gerade in dem Gebiet hier, vor der Tür, also, wo wir wirklich sehr viel mit türkischen und arabischen Leute zu tun haben, ist es natürlich, also allein von der Verständigung her, manchmal gar nicht schlecht, wenn wir also den einen Kollegen dann dabei haben, der ist also türkischer Herkunft und, sicherlich, das hat, sage ich jetzt mal, dementsprechend Vorteile, es gibt ja Leute, die, die sprechen partout kein Wort deutsch. Die sagen hallo und guten Tag und mehr ist da nicht. Und da ist es natürlich, sage ich jetzt mal, von Vorteil, natürlich wenn man so jemanden auf der Wache hat. Allein, also dass, nichts gegen den Kollegen, aber natürlich, in einer gespannten Situation, wo dann dementsprechend, wenn der sich dann sich mit den Leuten minutenlang auf Türkisch unterhalten hat, dann steht man daneben und weiß eigentlich gar nicht, worum geht es jetzt eigentlich noch. Das haben wir ihm aber auch gesagt, haben gesagt, also übersetzen ist gut, aber sonst kein großartiges Palaver, ähm, übersetzen auf jeden Fall oder ich sage mal, wenn wir auf der Wache jemanden haben, der dementsprechend Anzeige aufgeben möchte und ich sage mal, wir stehen da und man versteht kaum, was der von einem will, Anzeige und der erste Griff geht dann meist zum Telefonhörer und man fragt, ist der Kollege im Dienst? Und kann der mal bitte runter kommen. Und das ist auf jeden Fall von Vorteil.“ (D7)

Mit dem hohen Anteil an Migrationsbevölkerung begründet der Dienstgruppenleiter, dass der Einsatz von KollegInnen, die eine andere Sprache als Deutsch sprechen, „manchmal gar nicht schlecht“ sein kann. Diese generelle Aussage fundiert der Befragte mit eigenen Erfahrungen mit einem Kollegen türkischer Herkunft, der dann eingesetzt wird, wenn die deutsche Sprache nicht verstanden wird.

Allerdings führt der Dienstgruppenleiter direkt auf diese Vorteile folgend mit dem Einschub, dass sich seine Worte nicht gegen den zuvor bereits erwähnten Kollegen richten, aus, dass ein minutenlanges Gespräch auf türkisch „in einer gespannten Situation“ dazu führt, dass der Kollege ohne Migrationshintergrund, der kein Türkisch spricht, daneben steht und nichts versteht. Offensichtlich haben der Dienstgruppenleiter oder die Dienstgruppenleiter („wir“) mit dieser Problematik bereits einen Umgang gefunden, so ist dem Mitarbeiter aufgetragen worden, in erster Linie zu übersetzen und keine längeren Gespräche in einer für die KollegInnen unverständlichen Sprache mit

dem polizeilichen Gegenüber zu führen. Zur Übersetzung wird der Beamte mit Migrationshintergrund offensichtlich viel und gerne auch von anderen Dienstgruppen genutzt und diese Fähigkeit wird vom Befragten als deutlicher Vorteil herausgestellt.

Problematiken hinsichtlich einer Integration von BeamtInnen mit Migrationshintergrund beschreibt D7 anhand des Beispiels einer gelungenen Integration folgendermaßen:

D7: *Also, gerade auf der Hundertschaft hatten wir so einen, der, die Ausbildung hatte er als Bester abgeschlossen mit 1,0 irgendwie oder 1, noch was und der ist bei uns, sage ich mal, eingeschlagen wie eine Granate. Also, als der erst einmal noch nicht da war, dann um Gottes Willen, wir kriegen jetzt den, der hat als bester Ausländer, dann nun ist es ein Türke. Dann erstmal die Gedanken so mhm und als der dann vor uns stand, also, erstmal sah er so überhaupt nicht so aus und, also ich sage mal, der war für uns alle nicht, eigentlich kein Türke, weil erstmal sah er nicht so aus, er hat weder Dialekt noch sonst irgendwas gehabt. Der war von Anfang an, also vom ersten Tag war der sofort integriert. Wie gesagt, wenn sonst ein Anlass ist, Leute, die vielleicht dann also, gibt es auch auf dieser Dienststelle, die dann dementsprechend also mit uns arbeiten, vielleicht natürlich noch ein leichten Dialekt, sage ich mal so, wie immer man auch immer das nennen mag, drin haben, die haben es natürlich denke ich mal schwerer. Nicht dass man das irgendwie böse meint, aber es ist dann einfach mal so (lacht).*

I: *Schwerer in dem Sinne, dass die anderen ...*

D7: *Von der Anerkennung, vom miteinander und wie man aufgenommen wird.*

Der erste Satz dieser Erzählung ist eine Art einleitende Zusammenfassung, aus der deutlich wird, dass der Dienstgruppenleiter über jemanden redet, der neu in die Hundertschaft gekommen ist, nachdem er die Ausbildung als Bester abgeschlossen hat. Dieser Kollege ist der Metapher „eingeschlagen wie eine Granate“ folgend besonders gut in den Kollegenkreis aufgenommen worden. Offensichtlich gab es, bevor der neue Kollege eingetroffen ist, Vorurteile, da man bereits wusste, dass er als „bester Ausländer“ die Ausbildung abgeschlossen hat. Des Weiteren betont der Dienstgruppenleiter, dass es sich um einen „Türken“ gehandelt hat. Die hier nur rudimentär dargestellten offensichtlichen Vorurteile gegen einen solchen Beamten, werden von diesem durch sein Aussehen und seine fließende deutsche Sprache entkräftet. Die Aussage, „der war für uns alle nicht, eigentlich kein Türke“, wird dadurch gefüllt, dass der Beamte einem bestimmten Phänotyp nicht entsprach und auch keinen Dialekt hatte. Diese Tatsache wird als positiv hervorgehoben und führt zu dem Resultat, dass dieser Beamte sofort integriert war. Anhand eines Gegenbeispiels aus der eigenen Dienststelle wird angeführt, dass Leute mit leichtem Dialekt es schwerer haben integriert zu werden. Der Dienstgruppenleiter führt nicht aus, woran dies liegt, betont nur unter Lachen, dass es nicht böse gemeint ist. Auf die Nachfrage der Interviewerin, wo es diese Menschen schwerer haben, präzisiert der Befragte, dass es um Integration und Anerkennung geht.

Diese Sequenz könnte man mit „Diversity am liebsten ohne Diversity“ überschreiben: Dann, wenn jemand der Mehrheitsgruppe äußerlich und sprachlich ähnlich ist, sind seine Chancen in diese integriert zu werden hoch. Wie auch immer geartete Andersartigkeit macht Integration in die Polizei schwierig.

5. Diskussion

Abschließend lässt sich zusammenfassen, dass sowohl Frauen als auch BeamtInnen mit Migrationshintergrund nach wie vor Irritationen und Widersprüchlichkeiten in der Polizei hervorrufen, die die diskutierten Interviewsequenzen gut abbilden. Letztendlich verdeutlichen die Interviews die bereits im Unterpunkt 2 angesprochene Vielschichtigkeit von Organisationen. Ein von der Politik beeinflusster, auf Stabebene getroffener Beschluss, mehr MigrantInnen in die Polizei einzustellen und die Vorgabe des Landes-

gleichstellungsgesetzes auf allen Ebenen einen Frauenanteil von 50% in öffentlichen Organisationen zu erzielen, hat zwar massiven Einfluss auf die Organisation, führt aber nicht zwangsläufig dazu, dass die Organisation sich an einem multikulturelleren Leitbild orientiert. Offenbar führt eine derartige top-down Strategie nicht einmal dazu, dass die Führungskräfte vom Vorteil dieser neuen Politik überzeugt sind.

Des Weiteren deuten einige Ergebnisse darauf hin, dass in der Polizei in erster Linie ein *fairness & discrimination-Ansatz* Anwendung findet mit allen positiven und negativen Seiten, die ein solcher Ansatz mit sich bringt. Auf der einen Seite wird dadurch erreicht, dass der Anteil an Frauen und BeamtInnen mit Migrationshintergrund in der Polizei zunimmt. Auf der anderen Seite wird die Organisationskultur durch diesen jedoch nur marginal beeinflusst. Innerhalb der Organisation stehen MigrantInnen unter einem bestimmten Assimilationsdruck, sie müssen ihre Identifikation mit der Polizei, ihr Durchsetzungsvermögen etc. beweisen. Von Frauen wird offenbar teilweise erwartet, dass sie entweder komplementär zu ihren männlichen Kollegen einsetzbar sind oder die Vorgesetzten nehmen an, dass sie sich für bestimmte Aufgaben nicht eignen. Dies deutet darauf hin, dass innerhalb der Organisation nach wie vor eine Monokultur dominant ist, deren ideale Vertreter männlich und ohne Migrationshintergrund sind. Gegen ein solches homogenes Ideal kann der *fairness & discrimination-Ansatz* nicht viel ausrichten, er führt dazu, dass heterogene Beschäftigte in die Organisation gelangen, die dann allerdings an einem derartigen Ideal gemessen werden. Ein solche Praxis führt zwangsläufig zu Problematiken: auf Seiten der Vorgesetzten, weil die neuen MitarbeiterInnen immer defizitär erscheinen und auf Seiten der MitarbeiterInnen, weil sie den Anforderungen nicht genügen können.

Literatur

- Berger, Peter A./Luckmann, Thomas: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, Frankfurt a. M. 1999.
- Bohnsack, Ralf (Hg.): Rekonstruktive Sozialforschung, Opladen 1999.
- Bohnsack, Ralf: Dokumentarische Methode, in: Bohnsack, Ralf/Marotzki, Wilfried/Meuser, Michael (Hgg.): Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung, Opladen 2003, S. 40-44.
- Gardenswartz Lee/Rowe, Anita: Recruiting for a diverse workplace, in: Gardenswartz Lee/Rowe, Anita: Managing Diversity. A complete desk reference and planning guide, New York 1993, S. 313-351.
- Hansen, Karin/Müller, Ursula: Diversity in Arbeits- und Bildungsorganisationen. Aspekte von Globalisierung, Geschlecht und Organisationsreform, in: Belinszki, Eszter/Hansen, Karin/Müller, Ursula (Hgg.): Diversity Management. Best Practices im internationalen Feld, Münster 2003, S. 9-61.
- Holzbecher, Monika/ Braszeit, Anne/Müller, Ursula/Plogstedt, Sibylle: Sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz, Schriftenreihe des Bundesministeriums für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit, Band 260, Stuttgart/Berlin/Köln 1990.
- Kay, Rosemarie: Gewinnung und Auswahl von Mitarbeiter/innen, in: Krell, G. (Hg.): Chancengleichheit durch Personalpolitik, Wiesbaden 2004, S. 163-183.
- Klotz, Sibyll/Weidmann, Thomas: Projektarbeit Frauen in der Berliner Schutzpolizei – Gleichberechtigte Kolleginnen oder geduldete Mitarbeiterinnen, FB 3 der Fachhochschule für Verwaltung und Rechtspflege, Heft 3, Berlin 2000.
- Krell, Gertraude : Mono- oder multikulturelle Organisationen? „Managing Diversity“ auf dem Prüfstand; in: Industrielle Beziehungen, 3.Jg, Heft 4, 1996, S. 334-350.
- Krell, Gertraude.: Managing Diversity: Chancengleichheit als Wettbewerbsfaktor, in: Krell, G. (Hg.): Chancengleichheit durch Personalpolitik, Wiesbaden 2004, S. 41-56.
- Müller, Ursula: Geschlecht und Organisation. Traditionsreiche Debatten – aktuelle Tendenzen, in: Nickel, Hildegard Maria/Völker, Susann/Hüning, Hasko (Hgg.): Transformation, Unter-

- nehmensorganisation, Geschlechterforschung, Opladen 1999, S. 53-75.
- Nadai, Eva/Heintz, Bettina: Geschlecht und Kontext, in: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 27, Heft 2, Köln 1998, S. 75-93.
- Nohl, Arnd-Michael: Interview und dokumentarische Methode, Wiesbaden 2006.
- Plett, Angelika: Managing Diversity – Theorie und Praxis der Arbeit von Lee Gardenzwardt und Anita Rowe, in: Koall, Iris/Bruchhagen, Verena/Höher, Friederike (Hgg.): Vielfalt statt Lei(d)tkultur, Münster 2002, S. 99-113.
- Loden, Marilyn/Rosener, Judy: Workforce America! Managing employee diversity as a vital resource, New York 1991.
- Thomas, David A./Ely, Robin J.: Making differences matter: A new paradigm for managing diversity, in: Harvard Business Review, No 5, 1996, S. 79-90.
- Tielemann, K.: Veränderung von Rollenbildern durch Frauen in Männerberufen: Frauen als Schutzpolizistinnen, unveröffentlichte Diplomarbeit an der FU Berlin 1991.

Sonja M. Dudek
Eylauer Straße 17
10965 Berlin
Email: sondudek@web.de

Birgit Geissler

„Rethinking Privacy in the Late Modernity – Erosions, Ambivalences and Performances“

Ein Tagungsbericht

Das Private interdisziplinär „neu denken“ – das war das Ziel der Tagung vom 11.-13.5.2006, die von Mechtild Oechsle (Universität Bielefeld) und Karin Jurczyk (Deutsches Jugendinstitut München) am renommierten ZiF – Zentrum für interdisziplinäre Forschung – der Universität Bielefeld ausgerichtet wurde. Wie die beiden Wissenschaftlerinnen einleitend hervorhoben, gehört Privatheit zu den konstitutiven Elementen moderner Gesellschaften. Die Frauen- und Geschlechterforschung hat von Beginn an die repressive Funktion der Privatheit analysiert; auf dieser Grundlage gibt es nunmehr eine Fülle feministisch inspirierter theoretischer Arbeiten mit philosophischem, rechtlichem, historischem oder soziologischem Fokus zur Verschränkung des Dualismus öffentlich-privat mit den Geschlechterverhältnissen. Gänzlich unüberschaubar ist die Zahl der empirischen Studien zum Ausschluss von Frauen aus den öffentlichen Sphären von Politik und Erwerbsarbeit, zu den vielfältigen (individuellen und kollektiven) Wegen zur Überwindung dieser Diskriminierung und zu den Prozessen der Restrukturierung des Privaten.

Die Vorträge behandelten in multi-disziplinärem Zugriff neue theoretische Zugänge (Panel I mit Vorträgen von Bea Lundt, Raewyn Connell und Cornelia Klinger), „Verschiebungen und Neuschneidungen im Verhältnis von Privatheit und Öffentlichkeit“ (Panel II mit Vorträgen von Krishan Kumar, Barbara Thiessen, Martina Ritter und Ernst-H. Hoff), „Inszenierungen und Regulierungen von Privatheit“ (Panel III mit Vorträgen von Ursula Müller, Sabine Berghahn, Ralph Weiß und An-Margritt Jensen) und schließlich „Normative Begründungen des Privaten“ (Panel IV mit Vorträgen von Beate Rössler, Christel Eckart und Helga Krüger).

Die Grenzziehungen zwischen Privatheit und Öffentlichkeit und Erwerbsarbeit „verweisen auf den gleichen Kontext von geschlechtlicher Arbeitsteilung und asymmetrischen Geschlechterverhältnissen, ohne den sie nicht denkbar wären. Seit den 1990er Jahren gewinnt Privatheit (...) eine neue Aktualität und rückt in den verschiedenen Disziplinen erneut in den Blick. Hintergrund dieser verstärkten Thematisierung von Privatheit sind Prozesse der Entgrenzung (...), die dazu führen, dass die klaren Schneidungen der Sphären Öffentlichkeit und Privatheit sowie Erwerbsarbeit und Familie erodieren“ (Tagungskonzept).

Mit dem Dualismus öffentlich-privat wurde zugleich auch die Polarisierung der beruflichen und der familialen Sphäre diskutiert. Dennoch fallen die Bestimmung von Privatheit und Familie in vielen Punkten nicht in eins. So wurde zunächst aus der Perspektive der Geschlechtergeschichte der historische „Umschlagpunkt“ hin zur Trennung von Beruf und Familie diskutiert; gegen die inzwischen klassische Annahme, gemäß der die Abschottung der Familie von politischen und wirtschaftlichen Sphären im Übergang zur Moderne beginnt, wurden Belege vorgetragen und kontrovers diskutiert, die diese Grenzziehung früher, ins Spätmittelalter oder die frühe Neuzeit, verlagern (Lundt). Jedenfalls zeigte die Frauen- und Geschlechterforschung von Anfang an die Unvollkommenheit der Grenzziehung von öffentlich und privat und die daraus folgende Unangemessenheit und Unvollkommenheit der wissenschaftlichen Beschreibung der Bereiche wie auch ihrer vorwissenschaftlichen Wahrnehmung. Denn im alltäglich erfahrbaren „Dickicht des Privaten“ (Rössler) und im „archaischen“ Verständnis von Privatheit – im Sinn von Ganzheit, Natürlichkeit und Authentizität (Walter Benja-

min interpretierend Cornelia Klinger) – gehen die Zusammenhänge mit dem Öffentlichen verloren.

Angesichts dieser Diskursgeschichte hat die feministische Theorie lange Zeit gezögert, einen positiven Begriff des Privaten, der Familie, der Beziehungsdimension generell zu entwickeln (so Oechsle und Jurczyk in der Einleitung). Die Tagung kann dagegen insgesamt als ein Schritt in Richtung einer differenzierten Neu-Bewertung interpretiert werden, gerade auch in ihrer ‚offensiven‘ Interdisziplinarität, in der Einbeziehung des Familienrechts, der Sozialpsychologie, der Mediensoziologie, der Soziologie der Kindheit. Solange ein positiver Begriff des Privaten fehlt, fällt es der Frauen- und Geschlechterforschung schwer, beispielsweise die reale Macht des Alltags zu benennen, die symbolische Macht der Mütterlichkeit oder die Leistungen der Privatsphäre für die Subjektbildung zu erforschen. Eine Kontroverse entzündete sich etwa daran, wie relevant die Privatheit für die Integrität und Handlungsfähigkeit des Subjekts sei – gegenüber der These, sie sei nur Reparaturinstanz angesichts der widerstreitenden Anforderungen und der Beschädigungen, die von den öffentlichen Sphären ausgehen.

Implizit verwendeten die Vortragenden verschiedene Fassungen des Begriffs ‚privat‘; Privatheit war einmal in einem ‚räumlichen‘ Sinn als ‚Häuslichkeit‘ gefasst, zum anderen wurde der Begriff in einem symbolischen Sinn verwendet, als der ‚private‘ Teil der Lebensführung, in dem individuelle Vorstellungen vom ‚guten Leben‘ verwirklicht werden sollen, als Sphäre der Subjektconstitution, der familialen Solidarität und Elternschaft (An-Margritt Jensen), der Sorge für Andere (Christel Eckart). Gefährdungen (oder Tendenzen der Entleerung) dieser Sphäre können aus der Verrechtlichung des Privaten entstehen (Sabine Berghahn), aus der Verbreitung solidaritätsferner Verhaltensmuster und Leitbilder über die Medien (Ralph Weiß), aus der direkten Beteiligung am ökonomischen Tausch, etwa wenn Haushalte als Arbeitgeber auftreten (Barbara Thiessen) oder aus der Überforderung der Lebensführung im Zuge der Entgrenzung von Arbeitsverhältnissen (Ernst-H. Hoff). Das Risiko des Sinn- bzw. Autonomieverlusts in dieser Sphäre hängt auch mit der institutionellen Überformung von Lebensweisen und Arbeitsteilung zusammen (Helga Krüger).

Die ‚häusliche‘ Privatheit kann Schutzraum (traditionell für Frauen, deren Arbeit in diesem Raum als solche negiert wird, wie auch für Kinder) und ‚backstage‘ (für Männer als unterstützender Hintergrund ihrer öffentlichen Existenz) bedeuten. Auch diese Privatheit ist bedroht, wobei exemplarisch ihre Gefährdung durch Gewalt im Inneren der Familie thematisiert wurde (Ursula Müller) und durch die Gefährdung der informationellen Privatheit durch Überwachung und andere Übergriffe politischer Instanzen (Beate Rössler). Die Aussagen zur Entgrenzung und tendenziellen Auflösung der räumlich gedachten Privatheit durch die Omnipräsenz von technisch vermittelter Kommunikation wurden zugespitzt in der These der Hypertrophie und zugleich Entleerung der Privatheit (Krishan Kumar).

Ein intensiv diskutierter Beitrag soll etwas ausführlicher vorgestellt werden. Wie weit die Macht der Mütterlichkeit aus vormodernen Gesellschaften in (post)moderne hineinragen kann, wurde am Beispiel von Frauen mittleren Alters im postsowjetischen Russland deutlich (Martina Ritter). Die starke Stellung der Frau als ‚Herrin des Hauses‘ in der Sowjetunion beruhte zum einen auf der uneingeschränkten Anerkennung der Mütterlichkeit; dieser hohe symbolische Wert der Mutterschaft und die Macht über den eigenen Herd ist heute ungebrochen. Die andere Quelle von Autonomie und Macht war die politisch sanktionierte Erwerbsbeteiligung aller Frauen; dieses Element des sozialen Musters von Weiblichkeit/Mütterlichkeit ist jedoch weithin einer (proto)-kapitalistischen Arbeitsteilung gewichen, die die Männer als Familienernährer wieder einsetzt.

Die Kehrseite des sowjetrussischen Modells von Weiblichkeit – die Verbindung

von archaischer Macht als Mutter und moderner (ganz praktischer) Macht als Erwerbstätige – war offenbar die Entleerung des sozialen Musters von Männlichkeit; den Männern war nur der Raum des Politischen vorbehalten, in dem jedoch wenig reale Handlungsmöglichkeiten existierten. Der historische Übergang zur Marktindividualisierung bietet den Männern nun die Möglichkeit, ein Muster traditioneller Männlichkeit zu adaptieren, das seine Stärke aus der ökonomischen Abhängigkeit der Frau und einer ins Private eingeschlossenen Mütterlichkeit bezieht. Diese Rekonstruktion eines „modernen“ Geschlechterverhältnisses in den Transformationsländern steht dabei in einem historisch paradoxen Verhältnis zu der Tatsache, dass traditionelle Männlichkeit im Zuge der Globalisierung auf dem Rückzug ist und sich der Privatheit öffnet (Raewyn Connell) – allerdings einem individualistischen und markt- und konsumbezogenen Verständnis von Privatheit.

*Prof. Dr. Birgit Geissler
Fakultät für Soziologie
Universität Bielefeld
PF 10 01 31
33501 Bielefeld
birgit.geissler@uni-bielefeld.de*

Gewalt gegen Migrantinnen und Nicht-Migrantinnen in Deutschland

Die derzeitige bundesdeutsche Diskussion zu häuslicher Gewalt gegen Migrantinnen in Deutschland ist geprägt durch ein stark polarisierendes und emotionalisiertes Spannungsfeld zwischen Skandalisierung/Pauschalisierung auf der einen und Verharmlosung/Leugnung der Problematik auf der anderen Seite. Teile der Medien- und Politiklandschaft, die sich bislang kaum ernsthaft mit dem hohen Ausmaß von Gewalt gegen Frauen in Deutschland auseinandergesetzt haben, transportieren über die Problematik von Gewalt gegen Migrantinnen Vorurteile gegenüber Muslime in Deutschland und instrumentalisieren das Thema, u.a. um eine restriktivere Einwanderungspolitik zu rechtfertigen. In der Diskussion werden zum Teil pauschalisierende Zerrbilder über „die“ Gewaltbereitschaft und Traditionalität „der“ türkischen MigrantInnen vermittelt, die der Realität und Unterschiedlichkeit von in Deutschland lebenden Migrantinnen und Migranten ebenso wenig gerecht werden wie der Vielfalt der mehr oder weniger traditionellen Lebensverhältnissen und Geschlechterbeziehungen von deutschen Frauen und Männern.

Von der anderen Seite werden, um solchen Vorurteilen und Pauschalisierungen entgegenzuwirken, die tatsächlich bestehenden Probleme im Zusammenhang mit der erhöhten Gewaltbetroffenheit von Frauen türkischer Herkunft und damit einhergehende Aspekte von Dominanz und Frauenunterdrückung in den Paarbeziehungen geleugnet oder ignoriert, und so die Rechte von Migrantinnen türkischer Herkunft auf körperliche und seelische Unversehrtheit nicht ausreichend ernst genommen. Die derzeitige polarisierende Diskussion lässt wenig Raum für ausgewogene, vermittelnde und differenzierende Perspektiven, die sich an der Empirie und an den Aussagen und Bedürfnissen der Betroffenen orientieren.

Ein maßgebliches Problem des aktuellen Diskurses ist, dass Frauen deutscher und Frauen türkischer Herkunft einseitig polarisierend auf der Achse:

- modern/emanzipiert/gewaltfrei = deutsch/westlich/christlich-abendländisch versus
 - traditionell/rückständig/gewaltbelastet = türkisch/muslimisch
- verortet werden.

Dadurch erscheinen Frauen deutscher Herkunft emanzipierter und Frauen türkischer Herkunft traditioneller, als sie es im deutschen Alltag tatsächlich sind. Diese Sichtweise wird möglicherweise auch deshalb insbesondere von politisch-konservativer Seite gerne eingenommen, weil sie von uneingelösten Emanzipationsansprüchen deutscher Frauen (und Männer) ablenkt und die Problematik auf andere Bevölkerungsgruppen abschiebt, deren Traditionalität dann unkritisch und pauschal mit vermeintlich mangelndem Integrationswillen in Zusammenhang gebracht werden kann. Gerade angesichts solcher grob vereinfachenden Argumentationen ist es wichtig, vorfindbare Realitäten differenziert anhand von empirischen Daten zu beleuchten.

Im Folgenden sollen einige Ergebnisse aus einer repräsentativen Untersuchung zu Gewalt gegen Frauen in Deutschland vorgestellt werden, die am Interdisziplinären Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung der Universität Bielefeld im Rahmen einer Sonderauswertung zur Lebens- und Paarsituation von Migrantinnen und Nicht-Migrantinnen in Deutschland gewonnen wurden. Sie basieren auf einer repräsentativen Untersuchung zur „Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland“, die von März 2002 bis September 2004 durch das Interdisziplinäre Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF) der Universität Bielefeld in

¹ Weitere Informationen zur repräsentativen Hauptstudie und deren Methodik in: Schröttle/Müller (2004a)

² Es handelt sich um eine aus HWP-Mitteln des Landes NRW geförderte Sonderauswertung, die von Dr. Monika Schröttle (Universität Bielefeld, IFF) und Stéphanie Condon (INED, France, Paris) durchgeführt wurde, und die demnächst im Internet veröffentlicht wird.

³ Weitere Sonderauswertungen befassen sich mit Migration, Gesundheit und Gewalt, sowie mit den Risikofaktoren und Schweregraden von Gewalt in Paarbeziehungen und mit Aspekten der Hilfe- und Unterstützungssuche durch gewaltbetroffene Frauen.

⁴ Anders als bei der Erstauswertung beschränkt sich die vorliegende Auswertung auf Frauen unter 60 Jahre, die in einer Partnerschaft leben oder gelebt haben, da die beschriebenen Populationen dann eine ähnlichere Altersstruktur aufweisen und besser vergleichbar sind. Zudem wurden aus dem Kreis der befragten Frauen ost-europäischer Herkunft nur Interviews mit Frauen aus Ländern der ehemaligen UdSSR einbezogen, da es sich hierbei um klarer umgrenzte Populationen handelt (zumeist um Spätaussiedlerinnen). Differenzen zu den Ergebnissen der Erstauswertung der Untersuchungsdaten lassen sich auf diese nachträglichen Eingrenzungen zurückführen. Siehe auch www.cabr.uni-osnabrueck.de

Kooperation mit *infas* durchgeführt wurde; Auftraggeber war das Bundesministerium für Familie, Frauen, Senioren und Jugend (vgl. Schröttle/Müller 2004a). Auf der Basis einer repräsentativen Gemeindestichprobe wurden über 10.000 Interviews mit Frauen deutscher und anderer ethnischer Herkunft in deutscher, türkischer und russischer Sprache durchgeführt. Anhand von Zusatzstichproben und fremdsprachigen Interviews konnten die größten in Deutschland lebenden Migrantinnengruppen – Frauen türkischer und osteuropäischer/russischer Herkunft – erfasst werden.¹ Im Rahmen einer späteren Sonderauswertung im WS 2005/2006 wurden die Daten zu Migrantinnen und Nicht-Migrantinnen in einem deutsch-französischen Kooperationsprojekt vergleichend ausgewertet, um aus beiden nationalen Gewaltprävalenzstudien Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der Gewaltbetroffenheit von Migrantinnen und Nicht-Migrantinnen zu prüfen.² Weiter vertiefende Auswertungen am Datensatz sind für die nächsten Monate geplant.³

Die folgenden ersten Ergebnisse der Auswertung beziehen sich zunächst auf die Daten des deutschen Datensatzes und basieren auf 310 Interviews mit Frauen türkischer Herkunft, 380 Interviews mit Frauen aus Ländern der ehemaligen UdSSR und 5.880 Interviews mit Frauen deutscher Herkunft, die unter 60 Jahre alt sind und aktuell oder früher in einer festen Partnerschaft leb(t)en.⁴ Die Herkunft der Frauen wurde am Geburtsland der Eltern festgemacht, sowie an der Staatsbürgerschaft als zweitrangigem Kriterium. Dadurch wurden Migrantinnen der ersten und zweiten Generation durchgängig erfasst, Migrantinnen der dritten Generation nur, wenn sie keine deutsche Staatsbürgerschaft besaßen. Die Ergebnisse des deutsch-französischen Kooperationsprojektes werden demnächst auch auf der Projektseite des internationalen Forschungsnetzes CAHRV veröffentlicht.⁵

Gewaltausmaße in Paarbeziehungen

Mit Blick auf das Ausmaß und die Verbreitung von Gewalt gegen Frauen in Paarbeziehungen zeigen die Ergebnisse der Studie zunächst auf, dass häusliche Gewalt durch Beziehungspartner sowie Aspekte von Kontrolle und Dominanz in Paarbeziehungen nicht ausschließlich oder überwiegend Probleme von Migrantinnen in Deutschland sind, sondern dass auch Frauen deutscher Herkunft in nicht unerheblichem Maße davon betroffen sind. Allerdings lassen sich deutlich erhöhte Gewaltbetroffenheiten bei Frauen mit türkischem Migrationshintergrund feststellen.

Wie die folgenden Daten aufzeigen (siehe Abbildung 1), gab in der Untersuchung jede dritte bis vierte Frau unter 60 Jahren, die in einer Paarbeziehung lebt oder lebte an, körperliche oder

Tabelle: Körperliche und/oder sexuelle Gewalt durch aktuelle und/oder frühere Beziehungspartner

	deutscher HK	türkischer HK	chem. UdSSR
Körperliche und/oder sexuelle Übergriffe durch aktuelle und/oder frühere Beziehungspartner (16-59 Jahre)	29%	37%	28%
Nur unter 35-Jährige	31%	39%	29%

Abbildung 1

sexuelle Übergriffe in unterschiedlicher Ausprägung durch aktuelle oder frühere Beziehungspartner mindestens einmal erlebt zu haben. Die Werte waren bei den Frauen mit türkischem Migrationshintergrund mit 37% am höchsten und dabei signifikant höher als bei den anderen Befragungsgruppen. Der Befund, dass auch 29% der Frauen deutscher Herkunft mindestens einmal körperliche oder sexuelle Übergriffe durch einen Beziehungspartner erlebt haben, verweist auf die hohe Relevanz der Problematik auch in deutschen Paarbeziehungen.

Die Unterschiede zwischen den Frauen unterschiedlicher ethnischer Herkunft zeigen sich ausgeprägter, wenn ausschließlich auf Gewalt durch den aktuellen Beziehungspartner fokussiert wird. Dann hat von den Frauen unter 60 Jahren etwa jede 7. Frau deutscher Herkunft, jede 6. Frau aus Ländern der ehemaligen UdSSR und jede 3. bis 4. Frau türkischer Herkunft mindestens einmal körperliche und/oder sexuelle Übergriffe durch den aktuellen Beziehungspartner erlebt (siehe Abbildung 2).

Damit waren Migrantinnen türkischer Herkunft etwa doppelt so häufig von Gewalt durch den aktuellen Partner betroffen wie Frauen deutscher Herkunft. Die deutlich höhere Gewaltbetroffenheit durch Gewalt des aktuellen Partners kann auch damit in Zusammenhang gebracht werden, dass – wie an anderer Stelle der Untersuchung sichtbar wurde – Frauen mit türkischem Migrationshintergrund sich seltener aus Paarbeziehungen durch Trennung oder Scheidung lösen und unter Umständen länger in gewaltbelasteten Paarbeziehungen verharren.

Häufigkeit und Schwere der Gewalt in Paarbeziehungen

Frauen mit türkischem Migrationshintergrund erlebten entsprechend ihrer Angaben zu häuslichen Gewalterfahrungen nicht nur anteilmäßig häufiger Gewalt durch den aktuellen Beziehungspartner als die anderen Befragungsgruppen, sondern auch in höherer Frequenz und Schwere der Gewalthandlungen. So gaben gut ein Drittel der gewaltbetroffenen Frauen türkischer Herkunft (34%) an, bei der Gewalt durch den aktuellen Partner habe es sich um eine *einmalige* Handlung gehandelt; bei den anderen Befragungsgruppen war dieser Anteil mit 66% bei Frauen deutscher Herkunft und 52% bei Frauen aus Ländern der ehemaligen UdSSR deutlich höher (vgl. Abbildung 3). Zusammengefasst gaben 41% der gewaltbetroffenen Frauen türkischer

Tabelle: Körperliche und/oder sexuelle Gewalt durch aktuelle Beziehungspartner

	deutscher HK	türkischer HK	chem. UdSSR
Körperliche und/oder sexuelle Übergriffe durch aktuelle Beziehungspartner (16-59 Jahre)	14%	29%	17%
Nur unter 35-Jährige	16%	29%	16%

Abbildung 2

Tabelle: Häufigkeit körperlicher und/oder sexueller Gewalt durch den aktuellen Beziehungspartner (Fallbasis: gewaltbetroffene Frauen)

	deutscher HK	türkischer HK	chem. UdSSR
einmalig	66%	34%	52%
selten	23%	24%	30%
gelegentlich	8%	29%	9%
häufig	4%	12%	9%

Abbildung 3

Herkunft an, in der aktuellen Partnerschaft seien körperliche Übergriffe gelegentlich oder häufig vorgekommen (vs. 12% der dt. und 18% d. Frauen aus d. ehem. UdSSR).

Tabelle: Kontrolle durch den aktuellen Partner

	deutscher HK	türkischer HK	ehem. UdSSR
Mein Partner ...			
ist eifersüchtig und unterbindet meine Kontakte zu anderen Männern/Frauen.	7%	27%	15%
hindert mich, Freunde zu treffen.	2%	4%	6%
kontrolliert, wohin ich gehe, was ich mache, wann ich zurückkomme.	7%	21%	17%
kontrolliert meine Post, Anrufe, emails etc.	3%	10%	10%
kontrolliert genau, wie viel Geld ich für was aus gebe.	6%	16%	15%
lässt mich über Geld/Einkäufe nicht selbst entscheiden.	5%	10%	5%
Mindestens eines dieser Items	19%	44%	33%

Abbildung 4

gewürgt oder mit Waffen bedroht worden oder hatten erzwungene sexuelle Übergriffe erlebt. Allerdings wird aus den Daten auch ersichtlich, dass bei den Befragten mit türkischem Migrationshintergrund insgesamt nur ein Teil und keineswegs die Mehrheit der Frauen in den derzeitigen Partnerschaften von schwerer und häufiger auftretender Gewalt durch den Beziehungspartner betroffen war.

Eine quantitativ größere Rolle spielten bei allen Befragungsgruppen leichtere Formen von physischer Gewalt sowie psychische Gewalt, Kontrolle und Dominanz in Partnerschaften.

Tabelle: Dominanz durch den aktuellen Partner

	deutscher HK	türkischer HK	ehem. UdSSR
Mein Partner ...			
trifft Entscheidungen, die mich/uns betreffen alleine.	8%	18%	13%
schüchtert mich ein, wenn ich anderer Meinung bin.	5%	11%	6%
schüchtert mich ein durch wütendes/unberechenbares Verhalten.	2%	5%	4%
lässt mich spüren, dass ich finanziell von ihm abhängig bin.	4%	10%	7%
drängt mir seine sexuellen Bedürfnisse rücksichtslos auf.	1%	2%	3%
drängt mich psychisch/moralisch zu sexuellen Handlungen, die ich nicht will.	1%	3%	3%
bestimmt darüber, was ich zu tun oder zu lassen habe	2%	11%	6%
Mind. eines dieser Items	14%	29%	21%

Abbildung 5

über Formen von Kontrolle durch den Partner berichteten (44%), dass dieser aber auch bei den Frauen aus Ländern der ehemaligen UdSSR (33%) und bei Frauen deut-

Damit war der Anteil der gewaltbetroffenen Frauen, die häufiger als selten solche Übergriffe durch den aktuellen Partner angegeben haben, bei den Frauen türkischer Herkunft zwei- bis dreimal höher als bei den anderen Befragungsgruppen.

Darüber hinaus gaben gewaltbetroffene Frauen türkischer Herkunft signifikant häufiger als andere Befragungsgruppen *schwerere* Formen von Gewalt durch den Partner an, etwa verprügelt, gewürgt oder mit Waffengewalt bedroht worden zu sein. 8% der Befragten mit türkischem Migrationshintergrund, 4% der Frauen aus Ländern der ehemaligen UdSSR und 1% der Frauen deutscher Herkunft waren von ihrem derzeitigen Partner verprügelt oder mit Fäusten geschlagen, ge-

Kontrolle, Dominanz und psychische Gewalt in Partnerschaften

Üben Männer türkischer Herkunft mehr Kontrolle, Dominanz und psychische Gewalt gegenüber ihren Beziehungspartnerinnen aus als Männer deutscher Herkunft? Dies zumindest entspricht den Vorstellungen, die über die Massenmedien mit Blick auf türkische MigrantInnen häufig vermittelt werden.

In der Studie wurden die Frauen gefragt, ob verschiedene Aussagen, die sich auf Kontrolle, Dominanz und psychische Gewalt in den Partnerschaften beziehen, auf den aktuellen Partner ganz/ teilweise oder nicht zutreffen. Dabei lässt sich zunächst in Bezug auf den Faktor „Kontrolle“ feststellen, dass die Befragten Frauen türkischer Herkunft am häufigsten

scher Herkunft (19%) keine unerhebliche Rolle spielt (siehe Abbildung 4, letzte Datenzeile).⁶ Die Mehrheit aller Frauen – auch der türkischen Befragten – beschrieb allerdings keine kontrollierenden Verhaltensweisen durch den aktuellen Beziehungspartner. Wenn kontrollierendes Verhalten benannt wurde, handelte es sich am häufigsten um Kontrolle der Außenkontakte, der außerhäuslichen Aktivitäten sowie der finanziellen Ausgaben.

Bei den Aussagen zu *Dominanz* durch den aktuellen Beziehungspartner (siehe Abbildung 5) zeigen sich ebenfalls deutlich erhöhte Werte bei den türkischen Migrantinnen (29%) gegenüber den Frauen deutscher Herkunft (14%), sowie vergleichsweise hohe Werte auch bei den Frauen aus Ländern der ehemaligen UdSSR (21%). Die Ergebnisse veranschaulichen, dass männliches Dominanzverhalten in Paarbeziehungen durchaus Frauen mit türkischem Migrationshintergrund in besonderer Weise zu betreffen scheint, sich die Problematik aber keineswegs ausschließlich oder überwiegend auf diese Bevölkerungsgruppe eingrenzen lässt, da immerhin auch jede 7. Frau deutscher Herkunft davon berichtet und zudem die Mehrheit der Frauen mit türkischem Migrationshintergrund (71%) ihren Partner nicht in dieser Weise als dominant beschreibt.

Hinsichtlich der psychisch-verbale Aggressionen durch den aktuellen Partner ließen sich zwar erhöhte Werte bei beiden Migrantinnenpopulationen feststellen (siehe Abbildung 6); es konnten allerdings bei den meisten Aussagen keine hoch signifikanten Unterschiede nachgewiesen werden.

Drohungen durch den aktuellen Partner scheinen nach Aussagen der befragten Frauen insgesamt eine geringere Rolle zu spielen; 3-10% gaben Drohungen durch den aktuellen Partner an. Auch hier zeigen sich erhöhte Werte sowohl bei den Frauen türkischer Herkunft als auch bei Frauen aus Ländern der ehemaligen UdSSR (siehe Abbildung 7); insgesamt ließen sich signifikante Unterschiede aber nur hinsichtlich der erhöhten Werte bei der Androhung von körperlicher Gewalt und Mord bei den Migrantinnen türkischer Herkunft nachweisen, was mit der erhöhten Gewaltbetroffenheit in dieser Befragungsgruppe korreliert. Die Auswertung zeigt allerdings auch hier, dass die Mehrheit auch der Migrantinnen türkischer Herkunft (90%) nicht angab, durch den Partner verbal oder körperlich bedroht worden zu sein.

⁶ Es handelt sich im Folgenden um hoch signifikante Unterschiede ($p \leq 0,001$), sofern nichts anderes benannt wurde.

Tabelle: Psychisch-verbale Gewalt durch den aktuellen Partner

	deutscher HK	türkischer HK	chem. UdSSR
Mein Partner ...			
sagt, ich sei lächerlich, dumm, unfähig.	2%	5%	5%
ignoriert mich, antwortet nicht auf Fragen, tut so als sei ich nicht da.	4%	6%	5%
gibt mir an allem die Schuld und macht mir unablässig ein schlechtes Gewissen.	4%	10%	7%
macht mich vor anderen herunter.	3%	6%	6%
beschimpft und beleidigt mich und sagt absichtlich Dinge, die mich verletzen.	5%	9%	8%
zwingt mich, wach zu bleiben, wenn ich schlafen will.	1%	3%	5%
Mind. eines dieser Items	11%	19%	15%

Abbildung 6

Tabelle: Drohungen durch den aktuellen Partner

	deutscher HK	türkischer HK	chem. UdSSR
Mein Partner ...			
droht damit, sich selbst etwas anzutun.	1%	3%	3%
droht damit, mir zu schaden, mir etwas wegzunehmen oder zu zerstören.	1%	1%	1%
droht damit, mir die Kinder wegzunehmen.	1%	2%	1%
droht damit, mir oder den Kindern oder anderen nahe stehenden Personen/Tieren etwas anzutun.	0,4%	0,5%	0,7%
hat mir ernsthaft gedroht, mich anzugreifen oder zu verletzen.	1%	5%	3%
hat mir ernsthaft gedroht, mich umzubringen.	0,4%	4%	1%
Mind. eines dieser Items	3%	10%	7%

Abbildung 7

Wenn wir nun in der Gesamtzusammenschau fünf häufig genannte und für den Zusammenhang von psychischer Gewalt, Drohung, Kontrolle und Dominanz in Paarbeziehungen relevante Aussagen zusammenfassen (siehe Abbildung 8), lässt sich erkennen, dass mehr als doppelt so viele Frauen türkischer Herkunft (44%) wie Frauen deutscher Herkunft (20%) von diesen Verhaltensweisen durch den aktuellen Beziehungspartner berichten, und zudem auch Frauen aus Herkunftsländern der ehemaligen UdSSR

erhöhte Werte aufweisen (34%). Diese Differenzen können durchaus mit Blick auf den möglichen Einfluss sozialer und (sub-)kultureller Faktoren sowie der Probleme im Zusammenhang mit Migration und Ausgrenzung interpretiert werden. Aufgrund der Datenlage kann allerdings nicht davon ausgegangen werden, dass es sich um Phänomene handelt, die nur oder überwiegend einem bestimmten – dem islamischen – Kulturkreis zuzuordnen sind; sie scheinen vielmehr durchaus auch einen Bestandteil der westlich-christlich-abendländischen Kultur zu bilden, da a) auch Frauen deutscher Herkunft in relevantem Ausmaß (der Untersuchung nach zu einem Fünftel) davon betroffen sind und zugleich b) die Mehrheit auch der Migrantinnen

Gesamtübersicht: Betroffenheit durch Kontrolle – Dominanz – Drohung durch aktuellen Partner

	deutscher HK	türkischer HK	ehem. UdSSR
Zustimmung zu mindestens einer der folgenden 5 Aussagen:			
- Ist eifersüchtig und unterbindet Kontakte zu anderen Frauen/Männern.	7%	27%	15%
- Kontrolliert, wohin ich gehe, was ich mache, wann ich zurück komme.	7%	21%	17%
- Kontrolliert genau, wie viel Geld ich für was aus gebe.	6%	16%	15%
- Trifft Entscheidungen, die mich/uns betreffen, alleine.	8%	18%	13%
- Hat ernsthaft gedroht, mich körperlich anzugreifen / zu verletzen.	1%	5%	3%
- Hat ernsthaft gedroht, mich umzubringen.	0,4%	4%	1%
Gesamt	20%	44%	34%

Abbildung 8

mit türkischem Migrationshintergrund (56%) *nicht* über entsprechende Verhaltensweisen durch den aktuellen Partner berichtet. Insofern verbieten sich vereinfachende bzw. pauschale Zuschreibungen nach ethnischem/religiösem Hintergrund und es sind differenziertere Problembeschreibungen mit Blick auf höher belastete Bevölkerungsgruppen, auch innerhalb der Populationen, erforderlich.

Interessant wären hier weitere mehrdimensionale Analysen, die neben kulturellen/religiösen Hintergründen auch den beruflichen/sozialen Status der Partner, Macht- und Statusunterschiede zwischen Partner und Partnerin, regionale Unterschiede sowie Aspekte der Altersstruktur und Generationenzugehörigkeit einbeziehen.

Gesamtzusammenschau der Betroffenheit durch psychische, physische und sexuelle Gewalt durch den aktuellen Partner

Wenn in der folgenden Übersicht die Verteilungen hinsichtlich der Betroffenheit durch unterschiedliche und unterschiedlich schwere Formen von psychischer, physischer und sexueller Gewalt durch den derzeitigen Beziehungspartner zusammengestellt werden,⁷ dann zeigt sich noch einmal deutlich, dass der Anteil derjenigen, die von *keiner* der Formen von Gewalt oder Kontrolle/Dominanz betroffen sind oder waren, bei Frauen deutscher Herkunft mit knapp 68% am höchsten und bei den Frauen türkischer Herkunft mit 43% am geringsten ist (siehe Abbildung 9).

Zudem wird sichtbar, dass sich relevante Unterschiede einer höheren Gewaltbetroffenheit der Frauen mit türkischem Migrationshintergrund weniger ausgeprägt bei der psychischen Gewalt und bei leichteren Formen von Gewalt in Paarbeziehungen abzeichnen, von denen Frauen in allen untersuchten Populationen am häufigsten betroffen sind. Ausgeprägter zeigen sich Unterschiede vielmehr bei schwereren und häufiger auftretenden Formen körperlicher Gewalt sowie bei sexueller Gewalt durch den Partner: diese wurden von den türkischen Migrantinnen anteilmäßig zwei- bis dreimal

⁷ Um einen Gesamtüberblick über die unterschiedlichen Dimensionen von Gewaltbetroffenheit durch den aktuellen Partner zu erhalten, wurden die Frauen in 5 Gruppen unterteilt:
 1. Frauen, die weder psychische noch physische noch sexuelle Gewalt in dem oben definierten Sinne erlebt haben.
 2. Frauen, die psychische Gewalt, Kontrolle, Dominanz und Drohungen, aber keine körperliche oder sexuelle Gewalt erlebt haben.
 3. Frauen, die nur leichtere Formen körperlicher Gewalt wie wütendes Wegschubsen oder leicht Ohrfeigen erlebt haben, allenfalls aber selten oder einmalig (teilw. auch in Kombination mit psychischer Gewalt).

häufiger genannt als von anderen Befragungsgruppen (zusammengenommen knapp 17% vs. 6% bzw. 8% bei den anderen Untersuchungsgruppen, vgl. Abbildung 9).

Wenn auch hiervon wiederum nicht die Mehrheit der Frauen betroffen ist, so verweist der Befund, dass etwa jede 6. Frau mit türkischem Migrationshintergrund ernsthaftere Formen und Ausprägungen von körperlicher und/oder sexueller Gewalt durch den aktuellen Partner erlebt hat, auf einen erhöhten Problemdruck und damit einhergehende besondere Hilfe- und Unterstützungsbedarfe bei einem Teil der Frauen; dies gilt allerdings auch für die von schwerer Gewalt betroffenen Frauen der anderen Bevölkerungsgruppen.

Gesamtübersicht: Betroffenheit durch psychische, physische und sexuelle Gewalt durch den aktuellen Partner

	deutscher HK	türkischer HK	chem. UdSSR
Keine der genannten Formen	67,8%	42,7%	57,5%
Psychische aber keine körperliche/sexuelle Gewalt	18,1%	26,9%	26,7%
Leichte/seltene körperliche Gewalt	7,6%	10,6%	7,9%
Mäßige bis schwere bzw. häufigere körperliche Gewalt (keine sex. G.)	4,6%	11,5%	4,8%
sexuelle Gewalt (häufig auch in Kombination mit anderen Formen)	0,9%	5,3%	2,7%
keine Angaben	0,9%	3,1%	0,3%
Gesamt	100%	100%	100%

Abbildung 9

Soziale Lagen – Gemeinsamkeiten und Unterschiede

In der Untersuchung ließ sich kein eindeutiger Zusammenhang zwischen grundsätzlicher Gewaltbetroffenheit in Paarbeziehungen und sozialem Status bzw. schichtspezifischen Faktoren feststellen. Allerdings ist aus der Praxis bekannt, dass Frauen in schwierigen sozialen Lagen und erhöhten Abhängigkeitsverhältnissen sich schwerer aus gewaltbelasteten Paarbeziehungen lösen können.

Wenn wir die Ergebnisse zur sozialen Lage der Frauen unterschiedlicher ethnischer Herkunft zusammenfassen, lässt sich feststellen, dass ein erheblicher Anteil, insbesondere der Migrantinnen türkischer Herkunft (der vorliegenden Studie nach ca. 30-40%), schlecht ausgebildet ist und/oder mit ihren Partnern in schwierigen, durch ein geringes Einkommen und/oder wohnliche Enge geprägten sozialen Situationen lebt.

Zugleich wird auch sichtbar, dass dies für die Mehrheit der türkischen Migrantinnen in Deutschland *nicht* zutrifft, denn ca. 70% der Frauen verfügen der Studie nach über qualifizierte Schul- und Ausbildungsabschlüsse, ein Siebtel sogar in den höheren Sektoren, und es zeichnet sich ab, dass die Anteile von Generation zu Generation – wenn auch noch langsam – steigen; die Mehrheit der Haushalte ist *nicht* von staatlichen Hilfen abhängig und lebt *nicht* in räumlich beengten Verhältnissen. 40% der Frauen mit türkischem Migrationshintergrund sind erwerbstätig, davon gut ein Drittel in Vollzeit. Das Bild der durchgängig schlecht ausgebildeten, in schwierigen sozialen Verhältnissen lebenden türkischen Mitbürgerinnen und Mitbürger entspricht also der Lebensrealität eines relevanten, nicht aber des überwiegenden Teils der Frauen mit türkischem Migrationshintergrund.

Darüber hinaus werden auch Defizite in der Erwerbsbeteiligung und Einkommenssituation von Frauen deutscher Herkunft sichtbar, wenn etwa ein Drittel der Frauen deutscher Herkunft angibt, nicht (regelmäßig) erwerbstätig zu sein und gut ein Fünftel über kein eigenes Einkommen oder nur über Einkünfte unter 300 • verfügt. Auch hier besteht also ein deutlicher Emanzipations- und Gleichstellungsbedarf, der sich in den Debatten der letzten Jahre und Monate zu Unrecht ausschließlich auf Migrantinnen türkischer Herkunft fokussierte.

Nichtsdestotrotz ist gerade auch mit Blick auf Gewaltverhältnisse darauf hinzuwirken, dass eine Beendigung von und Loslösung aus gewaltbelasteten und destruktiven

4. Frauen, die mäßige bis schwere Formen von körperlicher Gewalt (oder körperliche Übergriffe häufiger als selten erlebt haben), aber keine sexuelle Gewalt durch den Partner genannt haben.

5. Frauen, die sexuelle Gewalt erlebt haben, häufig auch in Kombination mit anderen Formen körperlicher oder psychischer Gewalt. Diese Einteilung ist eine noch provisorische, um die erlebten Dimensionen/Schweregrade von Gewalt in ersten Analysen sichtbar zu machen. Differenziertere Auswertungsmuster für Schweregrade und Typisierungen von Gewalt in Paarbeziehungen werden noch erarbeitet.

Paarbeziehungen für Frauen unterschiedlicher ethnischer Herkunft finanziell und sozial, aber auch ideell von gesellschaftlicher Seite und den sozialen Umfeldern unterstützt wird.

Soziale Isolation und Freizeitaktivitäten

An dieser Stelle soll noch kurz ein weiterer Punkt anhand von empirischen Daten beleuchtet werden, der im Rahmen der massenmedialen Diskussion über Migrantinnen in Deutschland häufig benannt wurde: das Bild der sozial isolierten, an den Haushalt gefesselten und hinsichtlich ihrer Mobilität und der Freizeitkontakte stark eingeschränkten Frau türkischer Herkunft. Wir haben zu dieser Thematik Fragen gestellt, die sich auf die inner- und außerhäuslichen sozialen Kontakte und Freizeitaktivitäten der befragten Frauen beziehen und die vergleichende Auswertungen für unterschiedliche Bevölkerungsgruppen erlauben.

In den Ergebnissen zeigt sich zunächst hinsichtlich der engeren Sozialkontakte, dass keine signifikanten Unterschiede zwischen den befragten Migrantinnen und Nicht-Migrantinnen in der Häufigkeit und Frequenz von Besuchen bei Verwandten/Bekanntem/FreundInnen bestehen: der weit überwiegende Teil aller drei untersuchten Populationen (86-90%) gibt an, häufig oder gelegentlich Verwandte/Bekannte/FreundInnen zu besuchen.

Signifikant seltener wurden allerdings von den befragten Frauen mit Migrationshintergrund andere Freizeitaktivitäten außer Haus unternommen, etwa die Mitarbeit in Organisationen, der Besuch von Kino, Theater und anderen kulturellen Veranstaltungen, der Restaurantbesuch oder Sport außer Hause, was mit Sprache, Lebensstilen, teilweise auch mit den finanziell eingeschränkten Möglichkeiten im Zusammenhang stehen kann. 35% der befragten Frauen türkischer Herkunft und 20% der Befragten aus der ehemaligen UdSSR gaben an, *nie* Theater, Kino oder sonstige kulturelle Veranstaltungen zu besuchen (vs. 12% der Befragten deutscher Herkunft); jeweils 18% gingen nie in ein Cafe oder Restaurant (vs. 5% der Frauen deutscher Herkunft). Insgesamt nimmt ein nicht unerheblicher Teil der Frauen türkischer Herkunft (38%), aber auch der Frauen aus Ländern der ehemaligen UdSSR (26%) nie oder nur sehr selten über Freundes-/Bekanntebesuche hinaus an kulturellen und sonstigen Freizeitaktivitäten außer Haus teil (Frauen deutscher Herkunft 11%); diese Anteile sind auch noch bei den Frauen unter 35 Jahren hoch (29% türk., 19% ehem. UdSSR, 8% dt.). Die Ursachen hierfür konnten anhand der Daten bislang noch nicht eindeutig geklärt werden; es könnte aber durchaus sein, dass unterschiedliche Lebensorientierungen sowie Kombinationen von inneren und äußeren – auch finanziellen, sprachlichen und familiären – Einschränkungen dafür verantwortlich sind. Eine staatliche Aufgabe besteht vor allem darin, gezielte Freiheitseinschränkungen durch äußere und familiäre Zwänge zu verhindern.

Die aus der vorliegenden Studie beschriebenen Daten verweisen insgesamt darauf, dass die massenmedial verbreiteten Vorstellungen der eingeschränkten Mobilität und Freizeitaktivitäten außer Haus für einen durchaus nicht unerheblichen Teil der Migrantinnen – verstärkt aber nicht nur der Frauen türkischer Herkunft – zutrifft, dass aber wiederum auch hiervon die Mehrheit der Frauen mit türkischem Migrationshintergrund nicht betroffen ist; ein Teil der Migrantinnen (etwa jede dritte bis vierte Frau mit türkischem Migrationshintergrund und mehr als jede dritte Frau aus Ländern der ehemaligen UdSSR) kann sogar als sehr aktiv bezüglich außerhäuslichen Freizeitaktivitäten beschrieben werden. Die empirische Datenlage legt demnach eher die Notwendigkeit der differenzierten Betrachtung der Unterschiede *innerhalb* der Populationen nahe als eine pauschale Zuordnung anhand der ethnischen Zugehörigkeit; sie zeigt für einen Teil der Frauen mit Migrationshintergrund erhöhte Einschränkungen auf, stützt

aber einseitige Klischees von „der“ türkischen Migrantin nicht ab.

Fazit und Impulse für die Diskussion

Wie können diese Ergebnisse eingeordnet und bewertet werden, welchen Beitrag können sie zur aktuellen Debatte zu Gewalt in Paarbeziehungen leisten?

Die Ergebnisse der vorliegenden Auswertung, aber auch anderer Studien zeigen, dass einseitige Polarisierungen und Pauschalisierungen nicht zulässig sind und dass sie die Realität von Frauen in Deutschland mit und ohne Migrationshintergrund nicht adäquat beschreiben. Frauen deutscher und türkischer Herkunft lassen sich nicht auf der Achse modern/emanzipiert/gewaltfrei = deutsch/westlich/christlich-abendländisch und traditionell/rückständig/gewaltbelastet = türkisch/muslimisch pauschal einordnen. Frauen türkischer Herkunft sind nicht überwiegend:

- zwangsverheiratet und/oder zum Zweck der Eheschließung aus der Türkei importiert worden (die Mehrheit der Frauen wurde in Deutschland geboren oder lebt seit mehr als 20 Jahren hier und ebenfalls die große Mehrheit hat nach eigenen Angaben ihren Partner selbst ausgewählt oder der Auswahl des Partners explizit zugestimmt);
- sozial isoliert und von außerhäuslichen Freizeitaktivitäten ausgeschlossen;
- vom Partner dominiert/kontrolliert/gewalttätig behandelt/bedroht;
- in extrem traditionellen Paarbeziehungen lebend;
- schlecht ausgebildet und in sozial schwierigen Verhältnissen.

Die empirische Analyse nicht nur der Daten der deutschen, sondern auch der französischen Studie zeigen vielmehr auf, dass diese Probleme nur einen – wenn auch nicht unerheblichen - Anteil der Migrantinnen betreffen und zudem auch Teile der einheimischen Bevölkerung davon in relevantem Ausmaß betroffen sind. Weder lebt die Mehrheit der Frauen türkischer Herkunft in extrem traditionellen und gewaltbelasteten Paarbeziehungen, noch die Mehrheit der Frauen deutscher Herkunft in modernen, gewaltfreien, durch eine gleichwertige Aufgabenteilung geprägten Paarbeziehung. Die Auswertungen zur geschlechtsspezifischen Aufgabenverteilung zwischen den Beziehungspartnern, aber auch zur Kontrolle und Dominanz in Paarbeziehungen zeigen vielmehr auf, dass auch die Paarbeziehungen der Frauen deutscher Herkunft vielfach noch durch traditionelle Rollen- und Aufgabenverteilungen sowie entsprechende Verhaltensmuster geprägt sind. So zeigt sich etwa bei Frauen, die mit ihrem Beziehungspartner in einem gemeinsamen Haushalt zusammenleben, dass auch bei den Frauen deutscher Herkunft zentrale Haushaltsaufgaben wie Essen zubereiten, Wäsche waschen und Putzen weit überwiegend von den Frauen und nicht von deren Beziehungspartnern verantwortlich übernommen werden, und das, obwohl Frauen deutscher Herkunft häufiger erwerbstätig sind (vgl. Abbildung 10).

Zudem gibt es im Vergleich der deutschen und französischen Studie Hinweise darauf, dass bezüglich der egalitären Aufgabenteilung im Haushalt die Unterschiede zwi-

Tabelle: Aufteilung der Haushaltsaufgaben

	deutscher HK	türkischer HK	ehem. UdSSR
Aufgabe wird stets/meistens von der Frau erledigt			
Essen zubereiten	73%	88%	73%
Einkaufen	52%	46%	23%
Reparaturen in Wohnung	7%	5%	3%
Wäsche waschen	88%	90%	89%
Behördenkontakte	34%	17%	23%
Spülen/Aufräumen nach Essen	53%	79%	59%
Putzen	73%	86%	70%
Kinder versorgen	43%	63%	39%

Abbildung 10

schen Frauen deutscher und französischer Herkunft größer ausfallen als jene zwischen in Deutschland lebenden Frauen deutscher und türkischer Herkunft.

Die Daten unserer Studie zeigen außerdem auf, dass auch ein erheblicher Teil der Frauen deutscher Herkunft Kontrolle, Dominanz und psychische/ physische/ sexuelle Übergriffe in Paarbeziehungen erleben und diese Problematik nicht auf Frauen mit türkischem Migrationshintergrund zu begrenzen ist.

Zugleich müssen die erhöhten und massiveren Gewaltbelastungen von Frauen türkischer Herkunft, die immerhin jede sechste Befragte mit türkischem Migrationshintergrund in ihrer Paarbeziehung betreffen, zur Kenntnis und entsprechend ernst genommen werden, gerade mit Blick auf besondere Hilfe- und Unterstützungsbedarfe und das gesetzlich verankerte Recht auf körperliche und seelische Unversehrtheit sowie die enormen gesundheitlichen und sozialen Folgen, die mit psychischer, physischer und sexueller Gewalt verbunden sein können. Das Problem darf weder aufgebauscht und für andere Zwecke instrumentalisiert, noch bagatellisiert und ignoriert werden.

Die ersten Ergebnisse der Sonderauswertung legen nahe: Frauen türkischer Herkunft erleben häufiger und schwerere Formen von körperlicher und sexueller Gewalt durch den aktuellen Partner als Frauen deutscher Herkunft. Frauen die schwere und regelmäßige Formen von körperlicher Gewalt und Kontrolle, häufig in Verbindung mit psychischer und sexueller Gewalt erfahren, benötigen professionelle Hilfe und Unterstützung und es muss zum Schutz der Frauen von staatlicher Seite interveniert werden. Aufgrund der schwierigeren sozialen Bedingungen und der erhöhten Abhängigkeitsverhältnisse in Paar- und Familienbeziehungen, teilweise auch aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse, bedürfen Frauen mit türkischem Migrationshintergrund hier zum Teil intensiverer und spezifischer Unterstützung. Dies ist allerdings auch für Frauen anderer Herkunft, die sich in schwierigen sozialen Lebenslagen und Abhängigkeitsverhältnissen befinden, zu gewährleisten.

Formen von Kontrolle, Dominanz, psychischer Gewalt und Drohung verdienen insgesamt mehr Beachtung. Sie werden in etwa jeder vierten bis fünften Paarbeziehung auch ohne Anwendung von körperlicher/ sexueller Gewalt verübt und können mit erheblichen gesundheitlichen Beeinträchtigungen einhergehen. Deren Ausmaß ist in den Paarbeziehungen der Frauen mit türkischem Migrationshintergrund zwar höher als bei den anderen Gruppen, allerdings auch in den Paarbeziehungen der Frauen deutscher und anderer ethnischer Herkunft nicht unerheblich. Hier besteht Handlungs- und Aufklärungsbedarf, der sich nicht nur auf die Frauen und Männer türkischer Herkunft beschränken, sondern auch Gleichstellungs- und Emanzipationsdefizite in deutschen Paar- und Geschlechterbeziehungen einbeziehen sollte.

Das Ausmaß von leichteren und seltenen Formen von Gewalt in Paarbeziehungen ist bei Migrantinnen und Nicht-Migrantinnen vergleichbar hoch und betrifft etwa jede vierte bis fünfte Frau, die in einer Paarbeziehung lebt. Bislang ist noch nicht ausreichend geklärt, wie dies auch mit Blick auf den Hilfe- und Unterstützungsbedarf zu bewerten ist, welche Folgen die Handlungen für die Betroffenen haben und wann bzw. unter welchen Umständen sie in Formen schwerer Gewalt übergehen. Auch hier wären – gerade wegen der hohen Verbreitung – weitergehende Untersuchungen und Analysen sinnvoll, die auch Ansatzpunkte für frühzeitige Prävention und Verhinderung von schwerer Gewalt bereits im Vorfeld ihrer Entstehung aufzeigen.

Gesellschaftliche Diskurse innerhalb und zwischen den verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen unterschiedlicher sozialer und kultureller Herkunft sind notwendig, um zu klären, welche Ziele Frauen und Männer hinsichtlich der Gleichstellung, Gewaltfreiheit und Gerechtigkeit zwischen den Geschlechtern anvisieren und welche Einschränkungen und Zumutungen nicht mehr hingenommen werden dürfen. Es wäre sehr wünschenswert, wenn in diesen Diskursen auch Frauen und Männer mit Migrationshinter-

grund und unterschiedlicher sozialer und kultureller Herkunft stärker als bisher als Akteurinnen mit eigener und vielfältiger Stimme in Erscheinung treten würden.

Staatliche Instanzen haben die Aufgabe, geeignete Rahmenbedingungen für Chancengleichheit und Geschlechtergerechtigkeit zu schaffen und sie tragen Verantwortung für den Schutz und die körperliche und seelische Unversehrtheit aller in Deutschland lebenden Menschen. Dies schließt auch die Förderung, Unterstützung und den Schutz von gewaltbetroffenen Frauen mit Migrationshintergrund ein. Wie dieser Anspruch auch mit Blick auf die Unterstützungsbedarfe von Migrantinnen türkischer Herkunft bestmöglich umgesetzt werden kann, ohne in der Debatte zugleich diskriminierende Klischees und Vorurteile über eine Bevölkerungsgruppe zu transportieren, das wird auch eine Herausforderung der weiteren politischen und wissenschaftlichen Diskussion in Deutschland sein.

Literatur und bisherige Veröffentlichungen der Studie:

Schröttle, Monika/Müller, Ursula (2004a): Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland. Eine repräsentative Untersuchung zu Gewalt gegen Frauen in Deutschland. Im Auftrag des Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Download der Kurz- und Langfassungen dieser und der folgenden Dokumentationen unter: www.bmfsfj.de (Stichwort -> Forschungsnetz -> Forschungsberichte)

Schröttle, Monika/Müller, Ursula (2004): Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland. Teilpopulationen-Erhebungen bei: Flüchtlingsfrauen, inhaftierten Frauen und Prostituierten.

Schröttle, Monika/Glammeier, Sandra/ Müller, Ursula (2004): Unterstützungs- und Hilfebedarf aus der Sicht gewaltbetroffener Frauen. Ergebnisse der Gruppendiskussionen.

Schröttle, Monika/Condon, Stéphanie (2005): Ethnicity and Violence. Turkish-Origin Women in Germany and North-African Origin Women in France. Vortrag Universität Sorbonne, CAHRV, European Conference on Interpersonal Violence, 26.-28. September, Paris. (erscheint demnächst in der Tagungsdokumentation, s.a. <http://www.cahrvi.uni-osnabrueck.de/about/Conferences.htm>)

*Dr. Monika Schröttle
Interdisziplinäres Zentrum für
Frauen- und Geschlechterforschung (IFF)
Universität Bielefeld
PF 100131, 33501 Bielefeld
Email: monika.schroettle@uni-bielefeld.de*

Birgitta Wrede

MA Gender-Wissen – Interdisziplinäre Forschung und Anwendung

Der MA Gender-Wissen ist ein interdisziplinär angelegter und anwendungsorientierter Studiengang unter Beteiligung der Fakultäten für Soziologie, für Gesundheitswissenschaften, für Pädagogik, für Psychologie und Sportwissenschaft sowie des Fachbereiches Sozialwesen der FH Bielefeld. Die organisatorische Verantwortung liegt bei der Fakultät für Soziologie, unterstützt durch das Interdisziplinäre Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF). Die Einführung des MA Gender-Wissen ist zum WS 2007/08 vorgesehen.

Der geplante Studiengang baut auf bereits vorhandene Strukturen und Angebote zur Frauen- und Geschlechterforschung an der Universität Bielefeld auf. Es gibt eine Reihe von Professuren in den am Studiengang beteiligten Fakultäten, deren Denominationen in unterschiedlichen Bereichen und aus unterschiedlichen Perspektiven den Geschlechteraspekt beinhalten. Diese Professuren schaffen die Grundlage für die Entwicklung inhaltlicher Diskussionen und methodologischer Ausdifferenzierung von Frauen- und Geschlechterforschung, für den Aufbau eines strukturierten Lehrangebots und für eine angemessene Betreuung der Studierenden. Darüber hinaus gibt es eine Reihe von weiteren Kooperationen mit Professuren, die Geschlechterstudien in ihrer jeweiligen Disziplin betreiben und das Angebot des MA Gender-Wissen ergänzen und abrunden werden; zusätzlich zu den genannten Disziplinen sind hier die Psychologie und die Rechtswissenschaft zu nennen sowie die Kooperation mit den Disziplinen Betriebswirtschaftslehre und Politikwissenschaft der FH Bielefeld. Zudem bietet sich an, Elemente des vom IFF durchgeführten Modellvorhabens „VINGS – Virtual International Gender Studies“ zu nutzen, das ein interdisziplinäres multimediales Lehrangebot zu Gender Studies entwickelt hat.

Ausbildungsziele und Berufsperspektiven

Die englischsprachige Geschlechterforschung unterscheidet zwischen dem biologischen Geschlecht „sex“ und dem sozialen Geschlecht „gender“. Der Titel des Studiengangs „MA Gender-Wissen“ soll deutlich machen, dass hier die gesellschaftliche Dimension des Geschlechterbegriffs im Vordergrund steht, d.h. das Wissen über Geschlechterverhältnisse in sozialen Zusammenhängen. Damit werden auch Fragen nach der Konstruktion von Geschlecht in verschiedenen gesellschaftlichen Kontexten möglich. Der Begriff „Gender-Wissen“ beschreibt dabei wissenschaftliches Wissen, das auf in der Gesellschaft vorhandene alltägliche Wissensbestände über Geschlecht und Geschlechterverhältnisse aufbaut, analysiert und kritisch reflektiert.

Gender-Wissen entwickelt sich im Rahmen gegenwärtiger gesellschaftlicher und politischer Transformationsprozesse zu einem relevanten und nachgefragten Wissen. Hierzu trägt nicht zuletzt die wachsende Bedeutung von Geschlechtergleichstellung und Geschlechterdemokratisierung und die politische Strategie des Gender Mainstreaming bei. Neben einem allgemein zunehmenden Interesse an entsprechenden Bildungsinhalten zeichnet sich bereits jetzt ab, dass die weltweite Anerkennung von Gender Mainstreaming als Leitprinzip staatlichen Handelns zu einer verstärkten Nachfrage nach Gender-Expertinnen und Gender-Experten in vielen Bereichen des Arbeitsmarktes führt. Neben den klassischen Tätigkeitsfeldern (z.B. Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte, Referentinnen und Referenten für Gender-Fragen bei der EU, in Bundes- und Landesministerien, bei Parteien, Gewerkschaften und Verbänden) entste-

hen zunehmend neue Berufsfelder, die nach Gender-Kompetenzen als beruflichen Schlüsselkompetenzen verlangen. Das gefragte Kompetenzprofil in den verschiedenen Berufsfeldern bewegt sich zwischen einem Gender-Verständnis, bei dem der Abbau von asymmetrischen Geschlechterverhältnissen im Vordergrund steht, und einer ökonomisch geprägten Orientierung, die Geschlechterdifferenzen neben anderen Differenzen als Ressource von Organisationsentwicklung begreift.

Der MA Gender-Wissen vermittelt Theorien, Methoden und Erkenntnisse der Geschlechterforschung aus den beteiligten Disziplinen. Absolventinnen und Absolventen werden dazu befähigt, dieses Wissen und die entsprechenden methodischen Kompetenzen für die Analyse geschlechtsstruktureller Bedingungen in verschiedenen Institutionen und Organisationen zu nutzen und damit zur Förderung der Chancengleichheit von Frauen und Männern beizutragen. Gender-Wissen kann als Querschnittskompetenz gefasst werden, die in Verbindung mit anderen fachlichen Kompetenzen für unterschiedliche Praxisfelder relevant wird.

Das Kompetenzprofil, das im MA Gender-Wissen erworben wird, ist charakterisiert durch verschiedene Aspekte. Es gründet auf der Vermittlung von theoretischen und empirischen Kenntnissen über ungleichheitsrelevante Geschlechterdifferenzen und Prozesse ihrer Herausbildung, ihrer Veränderung und ihrer Folgen auf der Mikro- und Makroebene wie auf der Mesoebene von Institutionen und Organisationen; auf dem Erwerb von theoretischen und methodischen Kenntnissen, um den sozialen Wandel von Geschlechterverhältnissen in verschiedenen gesellschaftlichen Teilbereichen und in nationaler wie internationaler Perspektive zu analysieren und in seinen Folgen zu reflektieren; auf der Vermittlung interdisziplinärer Kompetenzen insbesondere im Umgang mit verschiedenen Fachkulturen, Kenntnisse von Konzepten zur Interdisziplinarität und Transdisziplinarität sowie der Reflexion der Möglichkeiten und Grenzen von Inter- und Transdisziplinarität; auf der Entwicklung von Kompetenzen, um genderbezogenes Wissen sowohl als instrumentelles Wissen als auch als Reflexions- und Begründungswissen in unterschiedlichen institutionellen und organisationalen Kontexten anzuwenden und die jeweiligen Kontextbedingungen zu reflektieren; auf der Entwicklung von Kompetenzen, um Organisationsanalysen und Organisationsentwicklungsprozesse unter Gender-Aspekten zu planen, durchzuführen und zu evaluieren.

Der Studiengang soll in die Lage versetzen, bei der Lösung von Problemen in den Bereichen Bildung, Gesundheit, Politik/Verwaltung, Wirtschaft und Sport mit Wissenschaftlern und Praktikern unter Berücksichtigung geschlechtsspezifischer Aspekte zusammenzuarbeiten. Er soll auf die Übernahme von wissenschaftlichen Nachwuchspositionen in Hochschulen und Forschungseinrichtungen und/oder die Übernahme von leitenden beruflichen Positionen in öffentlichen oder privaten Einrichtungen vorbereiten.

Mögliche Beschäftigungsfelder für Absolventen und Absolventinnen des MA Gender-Wissen bieten die Bereiche Wissenschaft und Forschung, Bildung und Weiterbildung, Öffentliche Verwaltung, Privatwirtschaft, Public Health, Sport, Politik, Nicht-Regierungs-Organisationen (NGOs) und Verbände (Wirtschaft, Gewerkschaften, Kirchen).

Aufbau des Studiengangs

Der Studiengang besteht aus dem Pflichtbereich mit einem Einführungsmodul (12 SWS, 17 LP) und dem Wahlpflichtbereich mit den vier Hauptmodulen, wobei zwei Module in vertiefter Form (8 SWS, 15 LP) und zwei in einfacher Form (4 SWS, 9 LP) studiert werden. Die Vertiefung erfolgt jeweils durch spezielle Methodenveranstaltungen in den gewählten Modulen. Im Wahlbereich werden Veranstaltungen zur individuellen Ergänzung (6 SWS, 10 LP) gewählt. Das Praxismodul besteht aus einem mindestens

sechswöchigen Praktikum inklusive einer Praxisbegleitveranstaltung von 2 SWS (insgesamt 12 LP). Der Studiengang wird beendet mit dem Abschlussmodul (Masterarbeit und Kolloquium 2 SWS, insgesamt 33 LP).

Einführungsmodul: Interdisziplinäre Geschlechterforschung

Das Einführungsmodul gibt einen Überblick über genderbezogene Fragestellungen, Perspektiven und Forschungsergebnisse der am Studiengang beteiligten Disziplinen und führt in Konzepte von Interdisziplinarität und Transdisziplinarität ein. Des Weiteren vermittelt das Einführungsmodul vertiefte Kenntnisse der theoretischen Ansätze und Konzepte der Frauen- und Geschlechterforschung und ordnet sie in den historisch-gesellschaftlichen Kontext ihrer Entstehung und Weiterentwicklung ein. Anhand zentraler Studien werden grundlegende Fragen der Methodologie und Empirie der Frauen- und Geschlechterforschung diskutiert. Abgerundet wird das Modul durch Lehrangebote, die sich mit der historischen Entwicklung des Geschlechterverhältnisses im Spannungsfeld von Wandel und Persistenz befassen.

Hauptmodul 1: Sozialisation, Bildung und Geschlecht

Dieses Modul beschäftigt sich mit der Bedeutung von Geschlecht im Zusammenhang mit Sozialisations-, Bildungs- und Erziehungsprozessen in verschiedenen formellen und informellen Kontexten. Gegenstand der Analyse sind sowohl institutionelle Strukturen und Prozesse in ihrer Wechselwirkung mit Geschlecht als auch der Einfluss von Geschlecht auf Sozialisations-, Kommunikations- und Interaktionsprozesse und damit auf die Bildung von Subjektivität und Kompetenz. Ergänzt wird die Betrachtung dieser Analyseebenen durch die Reflexion über und Auseinandersetzung mit (geschlechterreflexiven) pädagogischen und didaktischen Konzeptionen. Im Zusammenhang mit allen drei Teilbereichen werden auch methodische und methodologische Aspekte der sozialisations- und bildungsbezogenen Geschlechterforschung behandelt. Für die erweiterte Modulform werden diese Aspekte in einer speziellen Methodenveranstaltung vertieft.

Hauptmodul 2: Arbeit, Organisation und Geschlecht

Dieses Modul richtet sich auf die Herstellung von Geschlechterdifferenzen und Geschlechterungleichheiten durch die gesellschaftliche Aufteilung von Haus-, Sorge- und Erwerbsarbeit, auf die Prozesse der Arbeitsmarktsegregation und auf die Strukturierung von Organisationen. Theorieangebote werden vorgestellt und diskutiert, die sich mit den Geschlechterordnungen in den drei Bereichen beschäftigen sowie ihre Verschränkungen thematisieren. Neben der theoretischen Beschäftigung mit Organisationen werden empirische Erkenntnisse zu unterschiedlichen Organisationstypen (wie Sportvereine, Hochschulen und privatwirtschaftliche Betriebe) und Organisationseinheiten analysiert. Organisationsinterne Diskurse zur Legitimation oder De-Legitimation von Geschlechterdifferenzen und Geschlechterungleichheiten sowie ihre strukturellen Verankerungen werden betrachtet. Anhand aktueller Thematisierungsweisen von Geschlecht wie Gender Mainstreaming, Diversity, Work-Life-Balance werden Eingriffsspielräume und Handlungskompetenzen für Organisationsentwicklungsprozesse diskutiert und Grundlagen von Handlungskompetenzen vermittelt. Für die erweiterte Modulform wird eine spezielle Methodenveranstaltung angeboten, die Kompetenzen in der Erforschung von geschlechterbezogenen Arbeitsteilungen und der Organisationsanalyse unter Einbezug von Geschlechteraspekten vermittelt. Unter dem Aspekt von Organisationsdiagnostik mit der Perspektive verändernden Handelns werden Methoden der deskriptiven und der verstehenden Intervention bezogen auf Geschlechteraspekte erlernt.

Hauptmodul 3: Gesundheit, Körper und Geschlecht

Dieses Modul befasst sich mit Fragen der geschlechterbezogenen Strukturentwicklung im Gesundheitswesen und damit zusammenhängend mit geschlechtersensiblen Präventions- und Interventionsmöglichkeiten. Es analysiert multifaktorielle Determinanten geschlechterbezogener Gesundheitsprobleme verschiedener Bevölkerungsgruppen und gibt Einblick in unterschiedliche Praxisfelder der gesundheitsbezogenen Geschlechterforschung. Für die erweiterte Modulform wird eine spezielle Methodenveranstaltung angeboten, die in genderbezogene Methoden der Gesundheitswissenschaft einführt.

Hauptmodul 4: Transnationalisierung, Demokratisierung und Geschlecht

In dem Modul werden Kenntnisse theoretischer Konzepte und empirischer Analysen zur Interdependenz von Transnationalisierungsprozessen und der Transformation von Geschlechterverhältnissen vermittelt. Hierzu werden unterschiedliche Ebenen betrachtet: Fokussiert werden Transformationen nationaler wohlfahrtsstaatlicher Geschlechterregime durch EU-Politiken und die Auswirkungen auf die geschlechtliche Arbeitsteilung, auf Arbeitsorganisation und -kulturen. In den Blick genommen werden zugleich Verschiebungen der Arbeitsteilung zwischen und innerhalb der Geschlechtergruppen durch die Veränderungen der internationalen Arbeitsteilung und von Globalisierungsprozessen. Ebenso werden die Partizipation zivilgesellschaftlicher Akteure und deren Handlungsstrategien zur Demokratisierung der Geschlechterverhältnisse aufgegriffen, wie z. B. Frauenbewegungen und -organisationen auf nationaler, supranationaler und internationaler Ebene. Methodenvermittlung ist integrierter Bestandteil der Lehrangebote dieses Moduls, es wird für eine Vertiefung dieses Bereichs zudem eine besondere Veranstaltung geben.

Praxismodul

Das Praxismodul dient der exemplarischen Übertragung theoretischer und methodischer Lehrinhalte auf die Anforderungen der Praxis. Die Studierenden erwerben praktische Erfahrungen und erweitern ihr Reflexionswissen in einem der folgenden für den Studiengang relevanten Berufsfelder: Wissenschaft/Forschung, Bildung/Weiterbildung/Kultur, Öffentliche Verwaltung, Privatwirtschaft, Gesundheit/Public Health, Sport, Politik, Nicht-Regierungs-Organisationen.

Abschlussmodul: Abschlussarbeit und Kolloquium

Die Master-Arbeit stellt den Abschluss der Ausbildung im Master-Studium dar. Das Kolloquium soll die Studierenden darin unterstützen, eine ihren Interessen adäquate Abschlussarbeit zu konzipieren und gegebenenfalls im Rahmen von empirischen Untersuchungen oder Praxisprojekten zu realisieren.

Der Weg und die Barrieren

Bei der Umstellung auf konsekutive Studienstrukturen war und ist es von besonderer Bedeutung, Gender Studies Elemente in die neuen BA und MA Studiengänge zu integrieren. Das versuchen wir über die eigenständige Etablierung dieses interdisziplinären Masterstudiengangs zu erreichen und damit auch das besondere Profil der Universität Bielefeld in der Frauen- und Geschlechterforschung zu stärken. Die Notwendigkeit einer Absicherung der Frauen- und Geschlechterforschung in diesem Reformprozess wurde von vielen Lehrenden gesehen, die dann auch an dem Aufbau des Studienprogramms aktiv beteiligt waren und sind, bzw. sich in ihren Fakultäten für die Unterstützung des Studiengangs oder auch für die Beteiligung an seiner Gestaltung einsetzten.

Günstig für die Institutionalisierung eines eigenen MA Gender Studies an der Universität Bielefeld ist die Existenz von relativ vielen expliziten (Teil-)Denominationen im

Bereich Gender und des Interdisziplinären Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF) als zentraler wissenschaftlicher Einrichtung. Beides gemeinsam sind Ressourcen, die die Grundlage für den Aufbau und die Verortung des Studiengangs schaffen. Zudem haben sich über eine langjährige Zusammenarbeit der Frauen- und Geschlechterforschung in den Fakultäten und am IFF Kooperationszusammenhänge aufgebaut, die zum Gelingen der gemeinsamen Arbeit am Studiengang beigetragen haben.

Letztendlich ist es dem großen Engagement einzelner Wissenschaftlerinnen zuzuschreiben, wenn die Realisierung des geplanten Studiengangs tatsächlich funktioniert und die formale Anerkennung in den wichtigen Gremien der Universität und auch der Akkreditierungsagentur erfolgreich abgeschlossen werden kann. Der Prozess in seiner Gesamtheit und alle einzelnen Planungs- und Koordinationsschritte sind vor allem eines: zeit- und arbeitsintensiv. Vom jetzigen Stand des Geschehens aus betrachtet, hat er Ressourcen abverlangt, mit denen wir zu Beginn nicht gerechnet hatten. Die inhaltliche Ausgestaltung des Studiengangs selbst umfasst dabei nur einen überschaubaren Teil der Arbeit. Ein großer Teil der aufgewendeten Energien floss und fließt in die Lobbyarbeit und in die Werbung für eine breit gefächerte Akzeptanz des Studiengangs in den einzelnen Fakultäten und Gremien. Sehr hilfreich war bei diesem Unterfangen auch die Unterstützung durch Funktionsträgerinnen und Funktionsträger wie Dekaninnen und Dekane und Studiendekaninnen und Studiendekane.

Eine Schwierigkeit, mit der wir schon im Laufe der Vorbereitung und Planung des Studiengangs konfrontiert wurden, ist die Bestandssicherung von curricular gesetzten Schwerpunkten. Häufig sind diese mit Stellen verknüpft, die nur befristet besetzt sind bzw. mit Professuren, die wegen möglichen Wegfalls nicht langfristig garantiert werden können. Unter den Maßgaben von Sparbeschlüssen und allgemeinen Ressourcenkämpfen sind hier Bestandsgarantie oder Kompensationslösungen einzufordern.

Dem Projekt der Etablierung eines eigenständigen, vollwertigen MA entgegen stehen die Bemühungen um Ressourcensicherung auf vielen Ebenen, die mit der Studienstrukturreform einhergehen. So befinden wir uns in „Konkurrenz“ zu anderen MA-Planungen, die Ressourcen aber sind definitiv begrenzt. (Noch) zu wenig werden hier Möglichkeiten einer Mehrfachnutzung von Lehrangeboten für unterschiedliche Studiengänge berücksichtigt. Auch potenzielle Synergieeffekte von sich ergänzenden Studienangeboten vor allem unterschiedlicher Fakultäten werden (noch) nicht in ihrer innovativen Bedeutung wahrgenommen. Es bleibt die berechtigte Befürchtung, dass als Ergebnis der Studienreform von Seiten der Lehrenden verbindliche Lehrangebote gemacht werden müssen. Dementsprechend wird jedwede Form zusätzlicher Lehrverpflichtungen nicht gerne eingegangen. Letztendlich werden formalisierte Kooperationsvereinbarungen mit den einzelnen am Studiengang beteiligten Fakultäten für die Absicherung des Lehrangebotes entscheidend sein, die allerdings zunächst individuelle Absprachen mit den einzelnen Lehrenden voraussetzen. Unter Berücksichtigung aller genannten Aspekte kristallisiert sich in diesem Prozess die Koordinations- und Verhandlungsmotivation und das entsprechende Geschick als die Komponenten mit der größten Bedeutung heraus.

Wir hoffen sehr auf ein Gelingen unseres Projektes. Letztendlich wurde der ganze Prozess der Initiierung, der Grob- und der Feinplanung sowie der immer wiederkehrenden Koordinationsabstimmungen davon getragen, dass in der Lehre und auch im Rahmen der neuen Studienstrukturen die Frauen- und Geschlechterforschung notwendigerweise einen zentralen Platz einnehmen muss. Die gemeinsamen Überlegungen waren begleitet von intensiven Diskussionen, die auch deshalb eine für den universitären Alltag nicht übliche Dimension bekamen, weil sie ganz konkret auf ein gemeinsames Projekt bezogen stattfanden und sich an einer sehr deutlich wahrnehmbaren

Realität gerieben haben. Ein Unterfangen, bei dem wir alle voneinander und auch noch einmal wieder viel über universitäre Strukturen gelernt haben, und das immer noch sehr spannend ist.

Kontakt:

Dr. Birgitta Wrede

*Interdisziplinäres Zentrum für Frauen- und
Geschlechterforschung (IFF), Universität Bielefeld*

Postfach 10 01 31, 33501 Bielefeld

Email: birgitta.wrede@uni-bielefeld.de

Geschlecht und demographischer Wandel

Der demografische Wandel in Verbindung mit Hochaltrigkeit und dem Ansteigen der Pflegebedürftigkeit in den Mitgliedsstaaten der Europäischen Union gilt als „Megatrend“, der künftig die Biografien der Menschen verändern wird. Neben der Zukunft der Sozialen Sicherheit genießt die Neugestaltung der Fürsorge für Kinder und Alte hier eine hohe Priorität. Künftig werden Erwachsene eine doppelte Vereinbarkeit von divergierenden Lebensbereichen zu leisten. Lebenslange Sorge für Kinder und alte Angehörige verbindet sich mit der Anforderung nach lebenslanger Bildung. Auf der Basis des demografischen Strukturwandels und gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse ändert sich der moderne Lebenslauf zwangsläufig. Gleiche Lastenverteilung zwischen Frauen und Männern und eine Neubewertung der Reproduktionsarbeit scheinen dabei unvermeidlich. Die künftige Normal-Biografie wird die Inhalte Arbeit, Bildung und generative Fürsorge haben und mit Konzepten brechen, die die modernen Normalbiografien vor allem als von Individualisierung und Bindungsverlust (Beck 1986) geprägt sehen. Dieser Wechsel zur Verantwortungsbioografie ist gesellschaftlich derzeit pessimistisch als Belastung und persönliche wie familiäre Zerreißprobe belegt. Generativität scheint immer weniger in eine Gesellschaft zu passen, in der sich Erwerbsarbeit entgrenzt und generative Sorge als zunehmend unvereinbar mit den Anforderungen der Arbeitsgesellschaft gilt.

Ein Teil der Ringvorlesung will sich mit diesem Spannungsfeld von generativer Sorgearbeit und Gesellschaft befassen. Der Hauptschwerpunkt der Ringvorlesung liegt auf den marginalisierten Lebenslagen der Fürsorge für pflegebedürftige Menschen und ihrer Angehörigen, die mehrheitlich Frauen sind, selbst. Dabei stehen auch die Umgangsweisen der professionellen Hilfesysteme mit diesen Frauen und der Institution der familialen Altenfürsorge zur Diskussion.

Ein dritter Schwerpunkt befasst sich mit den pädagogischen Perspektiven bevorzugt Bildung und Beratung aus der Perspektive der Frauenforschung.

03.11.2006

10:30-11:00 Uhr Stehcafé

11:00-10:15 Uhr

Begrüßung durch Frau Prof. Dr. Ursula Müller als Direktorin des IFF sowie Frau Prof. Dr. Katharina Gröning

11:15-12:45

Vortrag: Prof. Dr. Margrit Brückner, Fachhochschule Frankfurt am Main: Kulturen des Sorgens im Kontext sich wandelnder Geschlechter- und Generationsverhältnisse

12:45-13:30 Uhr Mittagspause

13:30-15:00 Uhr

Vortrag: Prof. Dr. Regina-Maria Dackweiler, Fachhochschule Bielefeld: Demographischer Wandel als soziales Problem

15:00 Uhr Ende

10.11.2006

11:00 – 10:15 Uhr

Begrüßung durch Frau Prof. Dr. Ursula Müller als Direktorin des IFF
sowie Frau Prof. Dr. Katharina Gröning

11.15 – 12:45

Vortrag: Dr. Marianne Dierks, Kaiserswerther Diakonie Düsseldorf:
Karriere! Kinder, Küche? – Reproduktive Arbeit in Familien mit qualifizierten Müt-
tern

12:45-13:30 Uhr Mittagspause

13:30-15.00 Uhr

Vortrag: Dr. Luitgard Franke, Gerontopsychiatrisches Zentrum Münster:
Demenz in alten Paarbeziehungen

15:00-15:30 Uhr Kaffeepause

15:30-17:00 Uhr

Vortrag: Prof. Dr. Katharina Gröning, Universität Bielefeld:
Geschlecht, Bildung und Hochaltrigkeit

17.11.2006

10:30-11:30 Uhr Stehcafé und Begrüßung durch Frau Prof. Dr. Katharina Gröning

11:00-12:30 Uhr

Vortrag: Dr. Andrea Hötger:
Frauen in intergenerationellen Beziehungen
am Beispiel landwirtschaftlicher Familien

12:30-13:30 Uhr Pause

13:30-15:00 Uhr

Vortrag: Anne Christin Kunstmann und Bianca Röwekamp, Universität Bielefeld:
Pflege als Sache der Frauen? – geschlechtsspezifische Dimensionen familialer Pflege

15.00-17:00 Uhr

Geschlecht und demografischer Wandel – Perspektivensuche
Podiumsdiskussion mit Prof. Dr. Ursula Müller, Prof. Dr. Regina Dackweiler, Prof.
Dr. Katharina Gröning
Moderation Dr. Birgitta Wrede (IFF).
(Eine Vertreterin des Generationsministeriums NRW ist angefragt)

Weitere Informationen und Anmeldung:

Ulla Reissland, Tel.: 0521-106-4574, email: iff@uni-bielefeld.de

Eine Anfahrtsbeschreibung finden Sie unter:

www.uni-bielefeld.de/Universitaet/Ueberblick/Anreise/Anfahrtsweg.html

Arbeitsorganisation und Zeitmanagement

Eintägiges Seminar für Studentinnen und Promovendinnen der Fachbereiche Physik, Chemie und Biologie

Die Teilnehmerinnen ermitteln auf der Basis bisheriger Arbeitsmuster ihren Arbeitstyp und erfahren, unter welchen Bedingungen sie möglichst produktiv und effektiv arbeiten können.

Fragen, die das Seminar beantwortet:

- Welcher Arbeitstyp bin ich?
- Wie kann ich meinen Arbeitsalltag besser strukturieren?
- Wie organisiere ich meine Forschungsprojekte realistisch?
- Wie gehe ich effektiv an unterschiedliche Arbeitsaufgaben heran?
- Was kann ich bei Zeitdruck oder Motivationseinbrüchen tun?

Veranstalterinnen: Gleichstellungskommissionen der Fakultäten Biologie, Physik, Chemie und das Interdisziplinäre Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF)

Referentin: Dr. Margarete Hubrath, uni-support Düsseldorf

Ort: Universität Bielefeld, T7- Raum 220

Zeit: 07. Dezember 2006 von 9.30 bis 17.30 Uhr

Anmeldung: Bis zum 1. Dezember 2006

Lydia Plöger Tel.: 0521/106-4572/74

E-Mail: lydia.ploeger@uni-bielefeld.de

Karrierestrategien für Nachwuchswissenschaftlerinnen

Eintägiges Seminar für Studentinnen (Hauptstudium) und Promovendinnen der Fachbereiche Physik, Chemie und Biologie

Dieses eintägige Kompaktseminar bietet den Teilnehmerinnen die Möglichkeit zu einer umfassenden Standortbestimmung und zur weiteren Karriereplanung mit Blick auf eine wissenschaftliche Laufbahn. Strategisch wichtige Schritte für die Erweiterung und Schärfung des eigenen wissenschaftlichen Profils (z.B. Stärkung der eigenen Vernetzung, gezielte Besetzung von Forschungsfeldern) können bereits während der Promotionsphase geplant und ohne Zeitdruck umgesetzt werden. Neben der strategischen Ebene bietet das Seminar aber auch einen Reflexionsraum zu Fragen der persönlichen Weiterentwicklung im Wissenschaftsbetrieb

Veranstalterinnen: Gleichstellungskommissionen der Fakultäten Biologie, Physik, Chemie und das Interdisziplinäre Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF)

Referentin: Dr. Margarete Hubrath, uni-support Düsseldorf

Ort: Universität Bielefeld, A3- Raum 137

Zeit: 30. Januar 2007 von 9.30 bis 17.30 Uhr

Anmeldung: Bis zum 23. Januar 2007

Lydia Plöger Tel.: 0521/106-4572/74

E-Mail: lydia.ploeger@uni-bielefeld.de

Konstruktives Spannungsverhältnis: Frauen- und Geschlechterforschung und gleichstellungspolitische Umsetzungsstrategien – im Kontext diskursiver Annäherung

Im Gegensatz zu den Anfängen der Frauenbewegung und der Frauenforschung, die geprägt waren von kontroversen Debatten über das Verhältnis von Frauenforschung und Frauenpolitik, findet eine diskursive Auseinandersetzung inzwischen kaum mehr statt. Die Institutionalisierung und Professionalisierung der Gleichstellungspolitik auf der einen, der Frauen- und Geschlechterforschung auf der anderen Seite führten zu einer faktischen Trennung und damit verbunden zur Reduktion kritischer Reflexion. Die Akteurinnen beider Seiten bewegen sich heute überwiegend in unterschiedlichen diskursiven Arenen und Netzwerken, zwischen denen es scheinbar kaum Überschneidungen gibt. Angesichts der zukünftigen gesellschaftlichen Herausforderungen - als Stichworte sind zu nennen: „Umsetzung von Gender Mainstreaming“ und „Wissensgesellschaft“- müsste sich eine neue Kommunikations- und Diskussionskultur zwischen Expertinnen der Frauen- und Geschlechterforschung und Expertinnen der Gleichstellungspolitik entwickeln. Aus diesem Anlass führten Vertreterinnen des Interdisziplinären Zentrums für Frauen und Geschlechterforschung und gleichstellungspolitische Akteurinnen der Universität Bielefeld gemeinsam den Perspektivenworkshop „Gefühlte Nähe und faktische Distanz – das Verhältnis von Gleichstellungspolitik und Frauen und Geschlechterforschung. Ein Versuch der Annäherung an der Universität Bielefeld“, am 16. Februar 2006 durch. Die Veranstaltung näherte sich dem Thema mit den Beiträgen von PD Dr. Birgit Riegraf „Die Rationalität von Gleichstellungspolitik und die Rationalität von Frauen- und Geschlechterforschung: Ein schwieriges Spannungsverhältnis“, von PD Dr. Rita Stein-Redent „Der Bolognaprozess und die Geschlechterperspektive – eine gleichstellungspolitische Herausforderung“ und dem Beitrag von Marion Kamphans „Das Dortmunder Modell der Implementierung von Gender Mainstreaming in Studium und Lehre“. Um der gewünschten Diskussion den nötigen Raum zu geben, beschränkte sich das Programm auf die drei Impulsreferate. In der anschließenden Diskussion wurde die Brisanz der Thematik und die Notwendigkeit einer offenen Auseinandersetzung sichtbar. Diskutiert wurde u.a. über die geringe kritische Reflexion innerhalb der Frauen- und Geschlechterforschung, die Rolle des Rechts in Institutionalisierungsprozessen und die Frage, ob ein zuviel an Bürokratismus und der Rückzug der Politik oder genau das Gegenteil die heutige gleichstellungspolitische Situation prägt und widerspiegelt.

Anknüpfend an diese Veranstaltung möchten wir am **28./29. April 2007** im Rahmen einer Folgetagung mit dem Titel „**Konstruktives Spannungsverhältnis: Frauen- und Geschlechterforschung und gleichstellungspolitische Umsetzungsstrategien – im Kontext diskursiver Annäherung**“ gemeinsam mit Expertinnen der Frauen- und Geschlechterforschung und gleichstellungspolitischen Expertinnen aus dem ganzen Bundesgebiet u.a. weitergehenden Fragen nachgehen: Was macht den Dialog zwischen Frauen- und Geschlechterforschung und Gleichstellungspolitik so schwierig? Warum ist heute die beiderseitige diskursive Auseinandersetzung – trotz aller Schwierigkeiten – notwendiger denn je? Und welche Chancen einer Annäherung zeichnen sich ab? Kann das Spannungsverhältnis zwischen den Akteurinnen aufgefasst werden als Chance konstruktiver Zusammenarbeit, insbesondere wenn es gilt, an hochschulpolitischen Veränderungen im Interesse aller Frauen theoretisch und praktisch mitzuwirken?

Tagungsankündigung

Weitere Informationen:

Dipl.-Soz. Lydia Plöger,
Interdisziplinäres
Zentrum für Frauen-
und Geschlechterforschung
(IFF), Tel.: 0521/106-
4572, E-mail:
lydia.ploeger@uni-
bielefeld.de

Sandra Glammeier und Ulrike Brandfaß gewinnen Ideenpreis für Projekt-Vorhaben E.V.A.

Wir freuen uns, mitteilen zu können, dass Sandra Glammeier (bis Ende 2004 Projektmitarbeiterin, derzeit freie Mitarbeiterin am IFF) und Ulrike Brandfaß mit ihrem Vorhaben der Weiterentwicklung des Projekts E.V.A., die in den nächsten Jahren im Rahmen des IFF stattfinden soll, einen Ideenpreis der Körber-Stiftung im Transatlantischen Ideenwettbewerb USable „Transitions in Life. Hilfe bei Übergängen“ gewonnen haben. E.V.A. steht für Entscheidung, Veränderung, Autonomie und bezeichnet ein innovatives Beratungsprojekt für Frauen bei Grenzverletzungen in Beziehungen. Ausgangspunkt der Projektidee E.V.A. war die Mitarbeit der Initiatorin Sandra Glammeier in der Organisation „Interval House Crisis Shelters“ gegen Gewalt an Frauen in Long Beach, CA, USA im Jahr 2000/2001. Dort kommt ein mehrwöchiges Gruppenprogramm („Personal Empowerment Program“) für gewaltbetroffene Frauen zum Einsatz, das in seiner Wirksamkeit überzeugte.



Sandra Glammeier

Dieser Interventions- und Präventionsansatz diente im Jahr 2001 als Basis für die Entwicklung des Beratungsansatzes E.V.A. und für die Gründung eines lokalen E.V.A.-Projekts in Minden/Westfalen. Seit Februar 2002 leitet Sandra Glammeier dort eine Beratungsgruppe, führt individuelle Beratungsgespräche durch und leistet Öffentlichkeitsarbeit für das spendenfinanzierte Projekt. Unterstützt wird dieses lokale Projekt vor allem durch die Gleichstellungsbeauftragte der Stadt Minden und die Frauenberatungsstelle der AWO. E.V.A. hat sich als ein niedrighschwelliges Angebot erwiesen, das auf bestehende Lücken im Unterstützungssystem für gewaltbetroffene Frauen reagiert, unterschiedliche Zielgruppen erreicht und verschiedenen Bedarfslagen entgegen kommt. Mit der Mischung aus Aufklärung, Information, praktischen Tipps, Anleitung zur Selbstreflektion in Kombination mit dem Erfahrungsaustausch der Betroffenen stellt E.V.A. eine konzeptionelle Neuheit in der Frauenberatungsarbeit in Deutschland dar, die auch die Bedarfe von Frauen einbezieht, die sich (noch) nicht von ihrem gewalttätigen Partner trennen wollen/können. E.V.A. ist keine therapeutische Gruppe, sie lässt sich am ehesten als themenzentrierte pädagogische Beratungsgruppe bezeichnen, die konzeptionell Aspekte von Empowerment, Selbsthilfe und pädagogischer sowie psychologischer Beratung aufgreift.



Ulrike Brandfaß

Seit 2004 wird E.V.A. gemeinsam von der Erziehungs- und Sozialwissenschaftlerin Sandra Glammeier und der Diplom-Psychologin Ulrike Brandfaß geleitet. Die nächsten Projektschritte bestehen zum einen in der Überarbeitung des Gruppenprogramms auf der Basis aktueller Forschungserkenntnisse. Zum anderen soll der Beratungsansatz über den lokalen Rahmen hinaus der Fachöffentlichkeit zur Verfügung gestellt werden, indem Fortbildungen für Beraterinnen entwickelt werden, um Qualitätsstandards gewährleisten zu können. Für dieses Vorhaben wurde der Ideenpreis der Körber-Stiftung im Juni 2006 verliehen, der mit ideeller Unterstützung, wie z.B. der Öffentlichkeitsarbeit durch eigene Publikationen der Stiftung sowie der Vermittlung von Kontakten und einem Geldpreis von 500 Euro verbunden ist.

Regina Harzer

In Sachen „Gleichstellung“

Beiträge zur universitären Gleichstellungspolitik im Rahmen von Hochschulreformen

Zahlreiche Neuerscheinungen „In Sachen Gleichstellung“ sind in den vergangenen zwölf Monaten auf den Markt gekommen. Dass das Thema zur politischen Gleichstellung von Frauen und Männern angesichts verfassungsrechtlicher Bedeutsamkeit für viele Verlage lukrativ geworden ist, erscheint evident. Aber auch und insbesondere das vermehrt in den Blick genommene Spannungsverhältnis zwischen Gleichstellungspolitik und feministischer Frauen- und Geschlechterforschung erklärt den Veröffentlichungstrend. Die Veröffentlichungen reichen von einführenden und zusammenfassenden Beiträgen in die Gesamthematik praktischer Gleichstellungsarbeit, über aktuell brisante Stellungnahmen zur Gleichstellungspolitik in Reformkonzeptionen des Hochschulbereichs (etwa Gender und Akkreditierung neuer Studiengänge) bis hin zu empirischen Untersuchungen, die ertragreiche Erkenntnisse über feste und nahezu unauflösbar erscheinende Strukturen an Universitäten und Hochschulen festhalten. Einige dieser unterschiedlichen Beiträge sollen im Folgenden vorgestellt und abschließend im Überblick bilanziert werden.

Petra Brackert/Gabriele Hoffmeister-Schöfel-
der (Hrsg.): Rechtshandbuch für Frauen- und
Gleichstellungsbeauftragte. Recht von A-Z für
Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte in der
Öffentlichen Verwaltung, in Unternehmen und
Beratungsstellen (Loseblattsammlung, 2 Bde.),
Verlag Dashöfer, Hamburg (Stand: Januar 2006),
102,00 •.

Das Rechtshandbuch wurde seit seinem erstmaligen Erscheinen 2001 sehr häufig aktualisiert und vom Umfang her deutlich erweitert. Inzwischen handelt es sich sogar um eine zweibändige Loseblattsammlung auf dem Stand von Januar 2006. An dem „Groß-Projekt“ haben Autorinnen und (wenige) Autoren aus unterschiedlichen Berufsfeldern mitgewirkt: v.a. praktisch tätige Juristinnen, Politikerinnen, Politik- und Sozialwissenschaftlerinnen, Verwaltungsfachfrauen, Historikerinnen und Betriebswirtinnen. Alle haben einen Bezug zu Gleichstellungsfragen, zum ganz überwiegenden Teil in Zusammenhang mit eigener Gleichstellungstätigkeit. Für Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte sind diese beiden Bände konzipiert und vermitteln die von den Autorinnen selbst gemachten Erfahrungen.

Mit dem Rechtshandbuch erhalten Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte einen ersten komprimierten Überblick über aktuelle Probleme des Gleichstellungsrechts. Es ist durchaus geeignet, um sich in den wichtigsten Rechtsgebieten praktisch zu orientieren. Erleichtert wird die Orientierung durch klare Aufbaustrukturen des Handbuches sowie durch sog. „Checklisten“, die als Praxishilfe für gleichstellungsrechtliche und gleichstellungspolitische Alltagsprobleme dienen. In der Neu-

auflage haben sich die Herausgeberinnen (beide Nicht-Juristinnen) außerdem dafür ausgesprochen, aktuelle rechtspolitische Themen aufzugreifen, die durch juristische und nichtjuristische Expertinnen kommentiert werden (etwa die Problematik des „Stalking“). Darin liegt ein wesentlicher Gewinn der beiden Bände gegenüber früheren Auflagen.

Im *ersten Band* mit insgesamt 7 Kapiteln werden zunächst die Verfasserinnen einzelner Beiträge vorgestellt (1. Kapitel). Das 2. Kapitel gibt einen historischen Überblick zur Stellung der Frauenbeauftragten und vermittelt aktuelle Bestandsaufnahmen gleichstellungsrelevanter Verhältnisse. Gegenstand des 3. Kapitels ist das Bundesgleichstellungsgesetz und anderer gleichstellungspolitischer Bundes-Vorschriften. Gender Mainstreaming taucht hier in ersten Ausführungen auf. Der 4. Abschnitt des Handbuches beschäftigt sich zwar überwiegend mit arbeitsrechtlichen Problemen, die gleichstellungspolitische Aspekte aufweisen, aber auch soziale Verhältnisse wie „Mobbing am Arbeitsplatz“ und „Entgeltdiskriminierung“ werden angesprochen. Sozial- und Steuerrecht behandelt das 5. Kapitel. Im Rahmen des 6. Kapitels können sich Leserinnen über familienrechtliche Strukturen, Voraussetzungen und Grenzen informieren; häusliche Gewalt und Interventionsmöglichkeiten seitens des Gewaltschutzgesetzes werden ebenso problematisiert wie Lebenspartnerschaften und außegerichtliche Verfahren durch Mediation. Das Abschlusskapitel des ersten Bandes wendet sich – für Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte ganz wesentlich – dem Gleichstellungsrecht auf Länderebene zu; alle Bundesländer werden mit kommunalem und hochschulpolitischem Bezug vorgestellt. Das ermöglicht einen schnel-

len und unmittelbaren Vergleich gleichstellungsrechtlich unterschiedlicher Vorgaben durch die Länder. Die Landesgleichstellungsgesetze, einzelne Ausführungsgesetze und Richtlinien sowie Besonderheiten für öffentliche Verwaltungsbereiche auf kommunaler Ebene lassen sich schnell und übersichtlich finden. Dieses 7. Kapitel ist für alle Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte „Gold wert“; einziges Manko: die rechtlichen Vorgaben wechseln so schnell, dass die neuen Auflagen nicht nachkommen. Insofern ersetzt dieses Kapitel nicht die Benutzung aktueller gleichstellungsrechtlicher Vorschriften „vor Ort“. Aber: Das Handbuch bietet einen guten Zugriff auf die wesentlichen Kernfragen und erleichtert damit die weitergehende Suche. Das gilt insbesondere für nicht-juristische Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte.

Der *zweite Band* schließt mit den Abschnitten 8 bis 13 an. Das 8. Kapitel („Wissenschaft und Forschung“) behandelt hochschulpolitische Ebenen, in denen Gleichstellungsrecht eine bedeutsame Rolle spielt. Auch hier gilt allerdings, dass sich Leserinnen nicht nur auf diese Passagen angesichts der rasanten Entwicklung neuer Hochschulgesetze verlassen sollten. Gut gelungen ist insbesondere der Abschnitt über das Projekt „Gender Mainstreaming an der Universität Lüneburg“ von *Betina Jansen-Schulz* und *Anne Dudeck* (8.2.2). Auch die wesentlichen Passagen des 9. Kapitels über „Tätigkeitsfelder von Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten“ sind sorgfältig dargelegt und bieten einen brauchbaren Überblick über die Komplexität gleichstellungsrechtlicher und gleichstellungspolitischer Arbeit.

Dem eingefügten Teil unter 9.5 („Kühn in die Zukunft: Optimieren Sie Ihren persönlichen Auftritt“) kann ich demgegenüber keinen Erkenntnisvorteil abgewinnen. Die Autorinnen dieses Abschnitts (beide sind im Autorinnenverzeichnis nicht aufgenommen¹) geben Tipps und geradezu beschwörende Anweisungen an Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte, dass sie auf ihr äußeres Erscheinungsbild zu achten hätten und wie sie es verbessern könnten. Dass sich die Herausgeberinnen für die Aufnahme dieses Abschnitts in ein „*Rechtshandbuch*“ entschlossen haben, ist unverständlich. Mit „Recht“ hat das nichts zu tun. Frauen werden wieder auf ihr äußeres Erscheinungsbild reduziert. Und fertige Klischees werden untermauert: Wer sich für Frauen- und Gleichstellungspolitik engagiert, gilt weiterhin als lila-Latzhose-tragende Emanze oder zumindest als unvorteilhaft gekleidete Radikal-Feministin, die sich deshalb über Marginalisierung und Diskriminierung nicht wundern dürften. Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte, die in Berufungskommissionen oder in kommunalen

Personalratssitzungen mitwirken, dürfen nicht mit Verkäuferinnen bei *Douglas* nach dem Motto „*Come in and find out*“ verwechselt werden.

In den weiteren Abschnitten geht es um Finanzrecht mit Schwerpunkt auf Altersvorsorge und Rentenversicherung (Kapitel 10), um Arbeitsmarktpolitik, familienfreundliches Personalmanagement und Kinderbetreuungskonzepte (Kapitel 11). Im Rahmen des 12. Kapitels („Rechtliche Grundlagen sowie weitere Rechtsgebiete“) werden einerseits europäisches Richtlinienrecht vorgestellt, andererseits die aktuellen Verhältnisse des „Stalking“ behandelt. Diese beiden Unterabschnitte passen der Struktur nach nicht zusammen. Der eine bezieht sich auf rechtliche Vorgaben, der andere stellt ein rechtspolitisches Problem dar. Im 13. Kapitel schließlich geht es um „Gleichstellung in der Polizei und in der Bundeswehr“. Den Verfasserinnen gelingt eine sensible Behandlung dieser gesellschaftlich von Männern dominierten Berufsfeldern, indem sie insbesondere die ungleichen Arbeitsbedingungen schildern und anhand ausgewählter Beispiele erläutern.

Wegen des zumindest verdeckt frauenfeindlichen Abschnitts zu Kapitel 9.5 sollten die beiden ansonsten durchaus brauchbaren Rechtshandbücher in den Verlagsregalen stehen bleiben. Für kommende Auflagen ist dringend zu empfehlen, die Passagen auch dann wieder herauszunehmen, wenn beide Autorinnen ihren Artikel mit „gutem Willen“ verfasst haben. Auch das Preis-Leistungs-Verhältnis (immerhin kosten beide Bände 102 •!) stimmt insofern nicht mehr.

**Eva Blome/Alexandra Erfmeier/Nina Gülcher/
Kerstin Smasal/Sandra Smykalla: Handbuch
zur universitären Gleichstellungspolitik. Von
der Frauenförderung zum Gendermanagement?, 308 Seiten, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2005, 24.90 •, ISBN
3810042161**

Dieses „Handbuch“ unterscheidet sich von dem soeben besprochenen „Rechtshandbuch“, aber auch von anderen „Gender-Handbüchern“ dadurch, dass es kein einfach strukturierter „Leitfaden“ oder eine Gebrauchsanweisung für den Umgang mit Gleichstellungspolitik ist. Vielmehr handelt es sich um die



präzise theoretische und praktische Vermittlung des aktuellen Spannungsverhältnisses von Geschlechtertheorien und politischer Umsetzungspraxis des verfassungsrechtlich vorgeschriebenen Gleichstellungsauftrages. Mit der Beschränkung auf den Hochschulbereich bleibt das Buch im Fokus dieses Spannungsverhältnisses und steckt damit einen überschaubaren Rahmen für die an Universitäten und Fachhochschulen geführten Reformdebatten ab. Die Arbeit vermittelt zweierlei: zum einen schärft sie das Bewusstsein für eine sich inzwischen entwickelte Komplexität gleichstellungsorientierter Tätigkeiten mit der Folge, politischen Forderungen nach Professionalisierung der Gleichstellungsarbeit nachzugehen; zum anderen werden gleichstellungsrelevante Sachverhalte behandelt, aus deren Sicht sowohl pessimistische als auch optimistische feministische Beurteilungen zur tatsächlichen Umsetzung des Gleichstellungsauftrags hervorgehen können. Insofern stellt die Abhandlung der Autorinnen – alle Wissenschaftlerinnen *und* ehemalige dezentrale Gleichstellungs- bzw. Frauenbeauftragte – ein wissenschaftliches und empirisches Zeitdokument dar und es gelingt ihr, Leserinnen für die Sache zu begeistern und klarzustellen, dass der „neue Feminismus“ längst in Universitäten angekommen ist. Die Studie im Einzelnen:

Gegliedert ist sie übersichtlich in zwei Abschnitte. Während sich der erste Teil (S. 21-108) vor allem theoretischen „Grundlagen“ widmet, um Inhalte und Erkenntnisse der Frauen- und Geschlechterforschung zu reflektieren, bezieht sich der zweite Teil (S. 111-278) auf „konkrete Gleichstellungsarbeit“ und setzt Schwerpunkte durch Schilderung differenzierter Aufgabenbereiche und Handlungsalternativen von Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten innerhalb der Hochschule.

Nach einer angemessen ausführlichen Einleitung in die historische Entwicklung zur weiterhin bestehenden Unterrepräsentanz von Frauen in der Wissenschaft fassen die Autorinnen bislang vertretene Konzeptionen zur feministischen Geschlechtertheorie zusammen und versuchen, das Verhältnis zur Gleichstellungspolitik aufzuzeigen. Neuere Entwicklungen des postkolonialen Feminismus (S. 67 ff.), Queer Theory und Disability Studies sind integriert, gleichstellungspolitische Veränderungen (von der Frauenförderung zum Gendermanagement) werden erörtert. Im Rahmen der Darstellung gleichstellungsrelevanter Rechtsgrundlagen wäre wünschenswert gewesen, deutlicher darauf aufmerksam zu machen, dass sich Gleichstellungsbeauftragte bei der Umsetzung des Gleichstellungsrechts souverän auf Verfassungsrecht berufen sollten. Der theoretisch

geprägte Abschnitt schließt mit eigenen Vorstellungen der Autorinnen zum gleichstellungspolitischen Handeln ab. Interessant sind die Feststellungen, situatives Handeln der Gleichstellungsbeauftragten als „paradoxe Interventionen“ zu bezeichnen (ein von *Ursula Müller* entwickelter Terminus, vgl. S. 105 ff.). Es wird konzentriert vermittelt, dass problematische Transformationssituationen insbesondere durch widersprüchliche Handlungsspielräume ausgelöst werden. Diese „Paradoxien“ können Leser(-innen) im nachfolgenden zweiten Teil der Arbeit überprüfen und zum ganz überwiegenden Teil verifizieren. Nicht aufgelöst hingegen wird der verwendete, aber unerläutert gebliebene Begriff „Gendermanagement“ (lediglich im Glossar wird die Bezeichnung „positiv“ besetzt, vgl. S. 283/284). Ungeklärt bleibt insofern, ob es sich bei der aktuellen Entwicklung, neue gleichstellungspolitische Handlungsalternativen zu erfinden, um eine eigenständige Paradoxie handelt, mit der Gleichstellungsbeauftragte nicht nur über institutionelle Hochschulstrukturen konfrontiert sind, sondern die sie eigenständig entwickeln, an der sie wesentlich mitwirken und die sie deshalb auch zu verantworten haben. Das „Fragezeichen“ im Untertitel des Buches signalisiert hingegen kritische Positionierung und Leserinnen erwarten sie auch. Wenn Gender aber nur noch „gemanagt“ werden muss, d.h. abgewickelt und organisiert, ökonomisch verwaltet und politisch verplant werden kann, dann wird das Konstruktive am Spannungsverhältnis zwischen Theorie und Praxis im Rahmen der „Gender-Bewegung“ – auf das die Autorinnen beharrlich verweisen – nicht länger aufrechterhalten werden können. Es besteht sogar das Risiko, dass Frauen insbesondere in neuen subtilen patriarchalen Gendermanagement-Strukturen erneut auf der Strecke bleiben werden. In diesen Zusammenhang gehört etwa die praktische Frage, ob Männer über den Management-Gedanken Frauenbeauftragte werden können; noch stehen gegenwärtig die Landesgleichstellungsgesetze und mit ihnen die Verfassung dagegen. Diese rechtliche Grundlage ließe sich jedoch durch entsprechende Auslegungen zum Gender Mainstreaming – etwa ergänzt durch Diversity Management und andere Strategiemöglichkeiten – praktisch schnell ändern.

Im Rahmen des zweiten an der Praxis orientierten Abschnitts geht es den Verfasserinnen insbesondere um eine Sammlung wesentlicher Aufgabenbeschreibungen und Tätigkeitsfelder, jeweils unter Berücksichtigung der zugrunde gelegten theoretischen Ansprüche an Gleichstellungsarbeit und feministischer Positionierung in einzelnen Hochschulbereichen. Insofern handelt es sich nicht um einen praktischen Leitfaden, sondern um kon-

sequente Umsetzung theoretischer Anforderungen als prinzipienorientiertes Handeln. Dieser Abschnitt ist m.E. gerade deshalb sehr eindrucksvoll gelungen, und darin liegt der Grund, weshalb sich die Studie von sog. anleitenden User Manuals unterscheidet. Anreizsysteme und Gleichstellungsstrategien werden nicht nur unter dem Stichwort *Gender Mainstreaming* subsumiert. Genderkompetenzen und Quotenregelungen, Nachwuchsförderung und Mentoring, Gleichstellungspläne und zur Kooperation geeignete Hochschulstrukturen – all das wird anspruchsvoll und objektiv beschrieben. Auch über die reale Diskriminierungsproblematik äußern sich die Autorinnen, ebenso nehmen sie Stellung zu Netzwerkpflege, zu zentralen und dezentralen Evaluationen, zu Stellenbesetzungsverfahren und zu Beratungstätigkeiten der Gleichstellungsbeauftragten.

Anke Burkhardt/Karsten König (Hrsg.): Zweckbündnis oder Zwangsehe: Gender Mainstreaming und Hochschulreform, Wittenberger Hochschulforschung, 261 Seiten, Lemmens Verlag, Bonn 2006, 32.00 •, ISBN 3932306732



Diese Abhandlung wird konkreter, der Titel macht neugierig. Der Band geht hervor aus einer Sammlung von Beiträgen, die 2005 als Vorträge auf einer Fachtagung des „Instituts für Hochschulforschung (HoF Wittenberg)“ zum Thema „Gender Mainstreaming – Vom Verwaltungshandeln zum akademischen Selbstverständnis“ gehalten wurden.

Das Hauptanliegen der Tagung bestand darin, auf das wechselseitige Verhältnis von Hochschulreformkonzepten und Gleichstellungsauftrag aufmerksam zu machen und dafür zu sensibilisieren, wie unterschiedlich sich Ansätze zur Realisierung implementierter Gleichstellung präsentieren. Gender Mainstreaming würde zwar weiterhin als erfolgversprechende Strategie favorisiert, aber nicht nur, zumal der Begriff selbst zur inhaltsleeren Reformfloskel zu verkommen drohe. Die Autorinnen und Autoren dieses Bandes gehen deshalb der Frage nach, wie die ursprünglich für Politik und Verwaltung konzipierte Strategie des Gender Mainstreaming unter Hochschulexpertinnen diskutiert

und umgesetzt werden kann.

Der Tagungsband ist so strukturiert, dass Leserinnen einen guten Eindruck über die Diskussionsbasis der Tagungsteilnehmerinnen und -teilnehmer erhalten. Das Einführungskapitel beinhaltet erkenntnisreiche Einführungsstatements von der Mitherausgeberin *Anke Burkhardt*, von *Reinhard Kreckel*, *Ulrich Kasparick* und *Isolde Hofmann*. Es wird in diesem ersten Abschnitt bereits deutlich, dass ein wesentlicher Gesichtspunkt der Diskussion darin besteht, über Gleichstellung als Parameter im Rahmen von Akkreditierungsverfahren nachzudenken (vgl. etwa S. 19 f.). Eine sehr gelungene und komprimierte Darstellung der historischen Entwicklung zur „Frauenförderpolitik“ nimmt *Reinhard Kreckel* vor.

Der Tagungsband gliedert sich dann in ein Kapitel zur europäischen Gleichstellungspolitik und zu einzelnen nationalstaatlichen Umsetzungskonzepten (S. 37-57). Es wird die Erfolgsgeschichte tatsächlicher Gleichstellungsbemühungen kritisch behandelt, insbesondere im Beitrag der nordrhein-westfälischen Gleichstellungsbeauftragten des Ministeriums für Wissenschaft und Forschung *Brigitte Lobkamp* (S. 49 ff.), die realitätsbezogen über „eine subtile Diskriminierung von Frauen“ (S. 49) in Transformationsprozessen berichtet, in denen rechtliche Voraussetzungen und gesetzliche Vorgaben primäre Funktionen übernehmen. Eine der wesentlichsten Passagen des gesamten Tagungsbandes findet sich im Beitrag von *Lobkamp*: „Ziel ist es, zukünftig jeden Gesetzentwurf und jeden Erlass unseres Hauses zu gendern. Das Hochschulgesetz und das Akkreditierungsverfahren sind die ersten beiden Schritte auf diesem Weg, der das Verständnis und die Mithilfe aller Kolleginnen und Kollegen sowie aller Vorgesetzten erfordert. Den Hochschulen können wir als Ministerium nur den gesetzlichen Auftrag geben und Normen etablieren. Die Ausfüllung dieser Normen müssen die Hochschulen selbst leisten. Die Wächterrolle wird – korrelierend mit der Hochschulautonomie – zunehmend den Gleichstellungsbeauftragten der Hochschulen zukommen. Eine große Aufgabe und eine hohe Bürde.“ (S. 55). Mit diesen Feststellungen trifft *Brigitte Lobkamp* den Nagel auf den Kopf. *Erstens*: Die Gleichstellungslandschaft wird sich mit jeder weiteren Hochschulreform gewaltig verändern. *Zweitens*: Hochschulen bedauern nunmehr den Mangel bislang unterlassener Umsetzungsbemühungen mit der Folge, dass versäumte und neue Implementierungsversuche von Gender und Gleichstellung zum organisationstechnischen Kollaps zu führen drohen. *Drittens*: Im Rahmen ernsthafter Umsetzung von Gleichstellungskonzepten muss

jede Form der Ausnutzung zukünftiger Hochschulautonomie unterlassen werden. *Viertens*: Von ernsthaften Umsetzungsmaßnahmen wird in Hochschulen nur dann die Rede sein können, wenn – wie *Brigitte Lobkamp* an anderer Stelle ihres Beitrags zutreffend bemerkt – jede Hochschule ein Genderprofil entwickelt, in dem Genderforschung als „unentbehrlich“ (S. 53) gilt.

In den folgenden Abschnitten geht es um Entwicklungen von Gender Mainstreaming auf der „Verwaltungs- und Organisationsebene“ (S. 59-74) sowie innerhalb der „Hochschulebene“ (S. 75-118). Berichtet werden zunächst Konzeptionen aus einzelnen Bundesländern und aus der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW). Dem wesentlichen Bereich „Akkreditierungsverfahren“ widmet sich der Beitrag von *Heidrun Jahn* (S. 75-81). Kritisch hinterfragt *Elisabeth Maurer* das „Züricher Modell“ (S. 82-89). *Mechthild Korenber* bezeichnet Studienreformen als „große Chance, Geschlechterforschung und Genderkompetenz in die Studieninhalte einzufügen“ (S. 96). Das erfolgreiche „Dortmunder Modell“ stellen *Marion Kamphans* und *Nicole Auferkorte-Michaelis* vor und bemerken zutreffend, dass Geschlechtergerechtigkeit „gut fürs Image“ (S. 102) sei. *Renate Gahn* stellt den Reformprozess der Mainzer Universität dar (S. 111-118).

Aufgrund einer ausführlichen und detailreichen Berichterstattung aus den Arbeitsgruppen der Tagung (S. 119-247) gewinnen Leserinnen und Leser einen vertieften Einblick zum Verlauf der Tagung sowie zu den zum Teil kontrovers geführten Diskursen. So wird beispielsweise in der Arbeitsgruppe 2 das Thema „Gleichstellungsfortschritt durch Akkreditierung“ umfassend behandelt (S. 156-175). Vertieft dargelegt sind ebenfalls verschiedene Aspekte zur „Verantwortung von Hochschulleitungen“ (S. 195-247); auch insoweit zeigen sich differente Standpunkte zu „Top-Down“-Forderungen im Umsetzungskonzept von Gender Mainstreaming.

Ute Giebardt: Gleichstellungspolitik an der Hochschule – Die Umsetzung gesetzlicher Regelungen an Hochschulen in Hessen und Niedersachsen. Eine Revision der Instrumente der 1990er Jahre, 289 Seiten, Kassel University Press 2006, (Kosten: 10 • als download, 39 • als gedrucktes Exemplar), ISBN: 3899582004

Die vorliegende Dissertation ist eine empirische Studie, die zunächst betrachtet werden muss vor dem Hin-

tergrund eines Mangels an empirischen Arbeiten zu den Auswirkungen der mit Beginn der 1990er Jahre in Kraft getretenen gleichstellungsrechtlichen Regelungen. Sie arbeitet deshalb anhand von Dokumentenanalysen und Interviews auf zentraler und dezentraler Hochschulebene heraus, wie effektiv, aber auch wie problematisch und fragil der gleichstellungspolitische Umsetzungsprozess der anfänglich entwickelten Konzeptionen und Steuerungsinstrumente ist. Mit diesen grundsätzlichen Problemen sind neuere Konzepte zur Umsetzung des Gleichstellungsauftrages weiterhin konfrontiert. Ihre Reflexion stellt sich auch für die heutige Fortentwicklung gleichstellungspolitischer Strategien als bedeutsam dar. Denn: „Trotz anders lautender guter Vorschläge und der Weiterentwicklung der Geschlechterthematik in der Politikwissenschaft allgemein besteht dieser Mangel nach wie vor.“ (S. 43)

Im Rahmen ihrer Dissertation geht es *Ute Giebardt* vor allem darum, Gründe für das Scheitern älterer gleichstellungspolitischer Konzepte zu analysieren. Die Analyse bezieht sich auf Interviews, die die Autorin mit Hochschulleitungen, zentralen und dezentralen Gleichstellungsbeauftragten sowie mit Dekaninnen und Dekanen einzelner Fakultäten durchgeführt hat. Im Mittelpunkt der Gespräche standen die Prozesse der Umsetzung der Regelungen des Hessischen Gleichstellungsgesetzes bzw. des Niedersächsischen Hochschulgesetzes zum Gleichstellungsauftrag der Hochschulen. Dabei wurden einzelne Wirkungsfelder von Gleichstellungspolitik einbezogen: Berufungsverfahren, wissenschaftlicher Nachwuchs, Pläne und Berichte sowie gleichstellungspolitische Institutionen (vgl. S. 49 ff.). Konsequenzen der Studie für gegenwärtige Steuerungsmöglichkeiten zu erfassen, sieht die Autorin insbesondere als wesentlich an für eine tragfähige „Implementationsforschung“ (S. 3 ff. und S. 207 ff.) als Teilbereich von Policy-Forschung. Daneben erörtert sie Gleichstellungsforschung sowie Forschung über Hochschule als Organisation. Die Arbeit stellt sich insgesamt als „Implementationsforschung im Politikfeld Frauen- und Gleichstellungspolitik unter Berücksichtigung der Besonderheiten des Implementationsfeldes Hochschule“ (S. 43) dar. *Ute Giebardt* erweitert schließlich ihren eigentlichen Untersuchungsgegenstand und erörtert am Ende der Dissertation gegenwärtige Entwicklungen und Tendenzen, die über anfängliche „Frauenförderpolitik“ hinausgehen.

Die veröffentlichten Gespräche markieren wesentliche Erkenntnisse über bestehende gleichstellungspolitische und gleichstellungsrechtliche Verhältnisse. Mit der Bestandsaufnahme aus Sicht der unmittelbar am

Gleichstellungsauftrag beteiligten Personen werden wertvolle Hinweise auf alte und offensichtlich unerschütterliche Hochschulstrukturen gegeben. Sie deckt insofern vorhandene Barrieren auf, an denen effektive Umsetzung von Gleichstellung immer wieder zu scheitern droht. In den einzelnen Gesprächen wurden alle vier genannten Wirkungsfelder von Gleichstellung angesprochen (vgl. S. 50). Die Mitwirkungsbereitschaft der Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner war groß; lediglich eine Dekanin war zum Gespräch nicht bereit und eine weitere Dekanin verweigerte die Zustimmung zur Veröffentlichung des Interviewtextes (vgl. S. 50, Fn. 19). Die veröffentlichten Aussagen der Gesprächspartnerinnen aus allen Ebenen der Hochschulen sind insgesamt lesenswert, und sie können die Sicht auf Probleme der Transformationsprozesse positiv wie negativ erweitern.

Zum Wirkungsfeld „*Berufungsverfahren*“ (S. 126 ff.) äußerte sich beispielsweise eine Gleichstellungsbeauftragte in Bezug auf Listenplatzierungen wie folgt: „Also, ich will ihnen – den Professoren – nicht unterstellen, dass die keine Frauen nehmen würden. Aber solange da eben ein Favorit bei ist, den die gerne hätten, dann würden sie natürlich diesen Weg gehen, um ihn zu nehmen.“ (S. 135)

Und aus Sicht einer hochschulleitenden Person: „Im Einzelfall gibt es Proteste, die nicht unbedingt sich gegen Frauen richten, sondern die sich daran festmachen, ... ob eine Frau auf die nächste Berufsliste auf Nummer eins, der Mann auf Nummer zwei kommt, ob die Frau wirklich qualifiziert ist. Das kann zu Diskussionen und Streitereien führen, die ich auch für berechtigt halte, denn also von Seiten der Frauenbeauftragten wird natürlich immer drauf gedrängt und das versucht, obwohl die ja nicht vom Fach kompetent sind und eigentlich selbst das nicht beurteilen können.“ (S. 137)

Zu welchen Ergebnissen gelangt die empirische Studie von *Ute Giebbardt*?

- Nahezu alle Interviewpartnerinnen und -partner begrüßten einhellig gleichstellungsrechtliche Festbeschreibungen in der Phase beginnender Frauenförderpolitik an den Hochschulen („Und dass man sich darauf berufen kann, ist ein sehr großer Fortschritt.“, S. 208).
- Ermessensspielräume bei der Auslegung gesetzlicher Vorgaben sowie bei selbstverpflichtenden Gleichstellungsplänen einzelner Fachbereiche werden personal unterschiedlich wahrgenommen und entsprechend unterschiedlich genutzt und eingesetzt. Gleichstellungspolitik wird deshalb auch different implementiert.

- Das gleichstellungspolitische Tätigkeitsfeld verwandelt sich zu einem Anwendungsbereich positiven Rechts (positives Gleichstellungsrecht) und mutiert zur komplexen Managementtätigkeit. Die Autorin spricht in diesem Zusammenhang vom „Gleichstellungsdienst nach Vorschrift“ (S. 215 ff. und S. 221).
- Gleichstellung als politische Forderung wird personalisiert, aber nicht hinreichend professionalisiert.
- Mangels „echter Sanktionsmöglichkeiten“ (S. 219) erhalten Widerspruchsrechte der Gleichstellungsbeauftragten lediglich die Funktion eines „generalisierten Druckmittels“ (S. 219).
- Diskriminierung von Frauen an Hochschulen gibt es weiterhin. Die damit verbundenen Ungleichbehandlungen werden allerdings immer von „den anderen“ – etwa anderen Fachbereichen, anderen Entscheidungsebenen etc. – (vgl. S. 224 ff.) begangen, während das eigene Verhalten in der jeweils gleichstellungsrelevanten Situation auf der Grundlage von Sachlichkeit und Objektivität eingeschätzt wird.

Ein abschließendes Fazit

Das von *Petra Brackert und Gabriele Hoffmeister-Schönfelder* herausgegebene Rechtshandbuch für Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte ist insgesamt eine – bis auf das o.g. Kapitel 9.5 – brauchbare Einführungslektüre für Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte, das freilich durch andere Handbücher und vor allem durch der jeweiligen Tätigkeitssituation entsprechende Gesetzmaterialelemente notwendig ergänzt werden muss. Das von *Eva Blome/Alexandra Erfmeier/Nina Gülcher/Kerstin Smasal/Sandra Smykalla* verfasste Handbuch zur universitären Gleichstellungspolitik ist nicht nur geprägt von wissenschaftlicher Aktualität, sondern zeichnet sich auch unmittelbar aus durch seine geschlechter- und sozialpolitische Relevanz für Tätigkeitsfelder im gleichstellungsrechtlichen Hochschulfeld. Die Komplexität, mit der Gleichstellungsbeauftragte konfrontiert sind, wird besonders deutlich erörtert. Sich theoretisch als „*Gendermanagerin*“ zu begreifen oder sich praktisch darauf reduzieren zu lassen, das sollten sich weder feministische Wissenschaftlerinnen noch frauenpolitisch interessierte und genderkompetente Gleichstellungsbeauftragte ein- und gefallen lassen. Für eine zweite Auflage halte ich eine ausführlichere Darstellung der Rechtsgrundlagen – insbesondere mit Blick auf das Verfassungsrecht – für erforderlich; auch die Begrifflichkeit des „*Gendermanagements*“ bedarf näherer Betrachtung. Das ändert aber nichts an der Bedeutsamkeit dieses Buches für alle an Gleichstellungspolitik beteiligten Hochschulmitglieder.

Der von *Anke Burkhardt und Karsten König* herausgegebene Tagungsband „Zweckbündnis oder Zwangsehe: Gender Mainstreaming und Hochschulreform“ liefert einen unverzichtbaren und anspruchsvollen Beitrag zum gegenwärtigen Zustand hochschulpolitischer Positionierung, wenn es um das Spannungsverhältnis gleichstellungspolitischer/gleichstellungsrechtlicher Umsetzungsstrategien einerseits und Frauen- und Geschlechterforschung andererseits geht. Theorie und Praxis werden in wechselseitiger Notwendigkeit als Erkenntnisprozess in schwierigen und komplexen Transformationsverfahren begriffen. Auch und gerade deshalb hebt sich der Tagungsband deutlich von anderen Veröffentlichungen zum vorliegenden Themenbereich ab. Die Studie „Gleichstellungspolitik an der Hochschule“ von *Ute Giebhardt* ist ein wesentlicher Beitrag zur Implementationstheorie und ihren praktischen Umsetzungsverfahren, dargestellt anhand gleichstellungspolitischer Tätigkeitsfelder im Hochschulbereich. Eine solche empirische Studie zur Problematik Gender und Gleichstellung wurde bislang nicht veröffentlicht. Insofern ist sie ein Novum. Sie ist insbesondere deshalb so wichtig und verdient höchste Anerkennung, weil die Frauen- und Geschlechterforschung auf dieses empirische Material dringend angewiesen ist, um den eigenen Erkenntnisstand zu überprüfen, um sich gegebenenfalls von tradierten Vorstellungen zu verabschieden und um neue Perspektiven für Geschlechtergerechtigkeit entwickeln zu können.

Insgesamt, dies zeigen die vorgestellten Publikationen, zeichnet sich eine erfreuliche Veröffentlichungskultur „In Sachen Gleichstellung“ ab. Sowohl theoretische Ar-

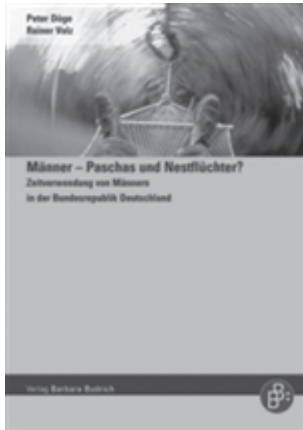
beiten als auch – dies ist besonders hervorzuheben – empirische Untersuchungen präsentieren ihre Interessensbereiche vor dem Hintergrund hochschulpolitischer Veränderungen und im Rahmen struktureller Erneuerungsprozesse. Spannungsverhältnisse zwischen Frauen- und Geschlechterforschung einerseits und Gleichstellungspolitik andererseits wurden jeweils herausgearbeitet. Die Untersuchungen vermittelten vor allem das „Konstruktive“ an diesem Spannungsverhältnis und markierten insofern auch sehr deutlich ihr Hauptanliegen: Perspektiven für weitere theoretische Gleichstellungsbemühungen zu eröffnen, gerade in Verhältnissen des Wandels das Bedürfnis danach aufrechtzuerhalten und als Chance zur praktischen Mitgestaltung gleichstellungspolitisch relevanter Hochschulbereiche zu begreifen.

Anmerkungen

¹ *Susanne Helbach-Grosser* bietet in dem von ihr 1993 gegründeten Institut „Takt und Stil“ sog. „Etikette-Seminare“ an, u.a. Wein- und Hochzeitsseminare sowie Kurse zu internationalen Umgangsformen und Small Talk (vgl. <http://www.takt-und-stil.de/22.php>). *Jutta Hofmann* ist Journalistin und Inhaberin eines Medienbüros. Beide veröffentlichten: *Business-Etikette für Frauen. Professionelle Umgangsformen im Job*, Zürich 2006.

Prof. Dr. Regina Harzer
Universität Bielefeld, Fakultät für Rechtswissenschaft
Postfach 10 01 31, 33501 Bielefeld
Email: regina.harzer@uni-bielefeld.de

Peter Döge/Rainer Volz: Männer – Paschas und Nestflüchter? Zeitverwendung von Männern in der Bundesrepublik Deutschland, 178 Seiten, 19.90 €, Verlag Barbara Budrich, Leverkusen 2006, ISBN 3-938094-32-X



„Männer sind ihr Beruf, und zuhause sind sie fremd“ – so lautet wohl das vorherrschende Stereotyp, das Männern in der Bundesrepublik Deutschland entgegengebracht wird. Ein Blick auf aktuelle Studien der Männerforschung sowie – was im Mittelpunkt der Veröffentlichung steht – unsere eigene Analyse der

Zeitverwendung der bundesdeutschen Männer auf Basis der Daten der Zeitbudgetstudie 2001 / 2002 des Statistischen Bundesamtes zeigen, dass diese Vorurteile auf die Mehrzahl der Männer nicht mehr zutreffen: Männerleben ist eindeutig im Wandel. Damit bestätigen sich Tendenzen, die sich in den bisher im deutschsprachigen Raum durchgeführten Studien zur Einstellung von Männern bereits angedeutet haben.

Grundlage der Zeitbudgetanalyse bilden mehr als 5400 Haushalte und somit über 12.600 Personen ab dem 10. Lebensjahr, die an jeweils drei Wochentagen jede Tätigkeit und ihr Umfang akribisch notiert haben, so dass auf diese Weise 37.700 Tagebücher zusammengekommen sind. Damit ist zugleich eine bisher in der bundesdeutschen Männerforschung noch nicht da gewesene Stichprobengröße realisiert. Zum ersten Mal wird dieses Datenmaterial unter männerspezifischen Gesichtspunkten ausgewertet.

Ausgehend von der Analyse der Entwicklungstendenzen im Alltag von Männern werden abschließend Perspektiven einer geschlechterdemokratischen Männerpolitik entwickelt.

Bilden, Helga und Dausien, Bettina (Hgg.): Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Aspekte, 309 Seiten, 22.90 €, Verlag Barbara Budrich, Leverkusen 2006, ISBN 3-86649-001-1

Die Diskussion zu „geschlechtsspezifischer Sozialisation“ war in den 1970er und 1980er Jahren in verschie-

denen Wissenschaften höchst aktuell. Inzwischen ist es still um das Thema geworden, wie um Sozialisation(stheorie) überhaupt. Biologische Erklärungen für angebliche oder empirisch beobachtete Geschlechterunterschiede haben wieder Konjunktur, nicht nur in populären Diskursen. Die de/konstruktivistische Geschlechterforschung kritisiert die „Reifizierung“ des Geschlechterdualismus im Konzept der „geschlechtsspezifischen Sozialisation“.

Das Buch fragt nach den prinzipiellen Schwächen des Sozialisationskonzepts mit Bezug auf Geschlecht sowie nach veränderten gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Denkweisen. Die Beiträge stellen neue Ansätze vor, z.B. die Perspektive der biographischen Konstruktion von Geschlecht, ethnographisch-konstruktivistische Forschungen, diskurstheoretische Zugänge, Konzepte wie „Habitus“ nach Bourdieu oder „Performativität“ nach Butler oder auch einen neuen Versuch, gesellschaftlichen Wandel und männliche Sozialisation theoretisch aufeinander zu beziehen u.a.m. An konkreten Forschungsprojekten werden grundlegende Probleme der Theoriekonstruktion aufgeworfen wie das Verhältnis von Theorie und Empirie oder die theoretische und methodologische Vermittlung der Ebenen Gesellschaft-Interaktion-Handlung-Individuum.

Schlüter, Anne (Hg.): Bildungs- und Karriere-biographien von Frauen, 224 Seiten, 24.90 €, Verlag Barbara Budrich, Leverkusen 2006, ISBN 3-86649-017-8

Die Realisierung der Wünsche nach Kind und Karriere ist das Leitziel gegenwärtiger Politiken. Unter welchen Bedingungen Frauen dieses Leitziel leben und erleben, fragen die Beiträge des Bandes. Sie geben Einblick in Wissen, Erfahrungen und biographisches Lernen in weiblichen Kontexten



von Bildung, Beruf und Führungspositionen. Bildungs- und Karrierebiographien von Frauen werden von neuen und alten Themen geprägt. Nicht allein Bildungswege, berufliche Einstiege und Aufstiege, Familiengründung, sondern auch die aktuellen Bedingungen des Arbeitsmarktes geben der Vereinbarkeit von Familie und Beruf neue Brisanz. Auch Männer sind davon betroffen, doch mit welchen Männern an der Seite können Frauen Karriere machen? Die meisten Männer entscheiden sich für Karriere statt für Kinder. Die Frauen- und Geschlechterforschung nimmt endlich wieder die gesellschaftstheoretische Reflexion der Situation und der Erfahrungen von Frauen auf. Sie untersucht individuelle und gesellschaftliche Bedingungen der Gestaltung von Frauenbiographien einschließlich der in Deutschland lebenden Migrantinnen. Gegenwärtig werden verschiedenste Konzepte wie „Work-Life-Balance“, „Gender and Diversity“ und „Gender Mainstreaming“ diskutiert, aber wer lebt sie? Mentoring-Programme und Wiedereinstiegsmöglichkeiten nach der Familienphase sind im Angebot. Ihre Wirkungen auf Frauenbiographien sind Gegenstand von Beiträgen dieses Bandes.

Ingrid Kurz-Scherf/Anja Lieb/Imke Dzewas/Marie Reusch (Hgg.): Reader Feministische Politik & Wissenschaft. Positionen, Perspektiven, Anregungen aus Geschichte und Gegenwart, 250 Seiten, 20 €, Ulrike Helmer Verlag, Königstein 2006, ISBN 3-89741-188-1



Der erste Reader mit ausgewählten Quellentexten für Studierende der Politik- und Sozialwissenschaften, der ihnen Traditionslinien feministischer Politik und Politikwissenschaft erschließt und vertiefende Anregungen bietet. Mit Lektürehilfen der Herausgeberinnen und Bezügen zu aktuellen (politik)wissenschaftlichen Diskursen. Im

Zentrum stehen Texte der alten und neuen Frauenbewegung, die für feministische (Politik)Wissenschaft traditionsbildend waren. Außerdem werden akademische Klassikerintexte dokumentiert, die bis heute von Relevanz sind, indem sie sich auf Schwerpunktthemen wie Differenz und Gleichheit, Gleichstellung und Gleichberechtigung, Macht, Herrschaft und Gewalt sowie auf die Dichotomie von Öffentlichkeit und Privatheit beziehen. Die Auswahl spannt einen Bogen

von Vordenkerinnen der Frauenbewegung wie Olympe de Gouges oder Flora Tristan, über Anita Augspurg, Elisabeth Selbert, Simone de Beauvoir u.a. bis hin zu aktuellen politikwissenschaftlichen Beiträgen.

Anja Weckwert/Ulla Wischermann (Hgg.): Das Jahrhundert des Feminismus. Streifzüge durch nationale und internationale Bewegungen und Theorien, 250 Seiten, 25 €, Ulrike Helmer Verlag, Königstein 2006, ISBN 3-89741-201-2

Seit der Wende zum 20. Jahrhundert gehört die „Frauenfrage“ zu den wichtigsten Themen auf der politischen Tagesordnung. Hierfür spielten die Frauenbewegungen eine Schlüsselrolle: Sie thematisierten Unrechtserfahrungen und forderten die Gleichberechtigung der Geschlechter. Das vorliegende – der renommierten



Soziologin und Frauenforscherin Ute Gerhard gewidmete – Buch analysiert die Entwicklungslinien, Erfolge und Misserfolge der Bewegungen und resümiert die durch sie angestoßenen Debatten und Forschungsansätze. Angesichts von Globalisierung, Hochschulreformen und Veränderungen in den Geschlechterverhältnissen fragen die Autorinnen auch nach neuen institutionellen und inhaltlichen Herausforderungen. Mit Beiträgen von Gudrun-Axeli Knapp, Myra Marx Ferree, Isabell Lorey, Elke Schüller u.v.a.

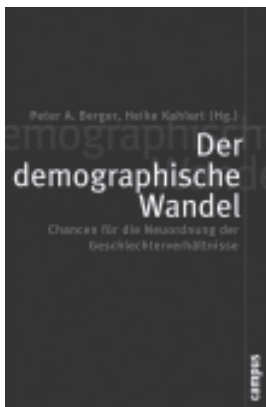
Christiane Streubel: Radikale Nationalistinnen. Agitation und Programmatik rechter Frauen in der Weimarer Republik, 420 Seiten, 45 €, Campus Verlag, Frankfurt a. M. 2006, ISBN 3593382105

Der radikale Nationalismus begeisterte in der Weimarer Republik Millionen von Menschen. Die Schriften männlicher Ideologen dieser Richtung wurden zu Bestsellern der Epoche. Christiane



Streubel zeigt, dass nach 1918 auch weibliche Publizisten auf den Plan traten, um die Ziele des radikalen Nationalismus zu propagieren. In ihrem Streben nach Macht für die »Besten beider Geschlechter« erwiesen sie sich als Feministinnen des rechten Spektrums. Christiane Streubel erklärt die Faszination dieser Frauen für die deutschnationale Ideologie und schildert zugleich ihr Ringen darum, in der politischen Welt überhaupt gehört zu werden.

Peter A. Berger/Heike Kahlert (Hgg.): Der demographische Wandel. Chancen für die Neuordnung der Geschlechterverhältnisse, 312 Seiten, 29.90 €, Campus Verlag, Frankfurt a. M. 2006, ISBN: 359338194X



Der demographische Wandel – Geburtenrückgang, Schrumpfung und Alterung der Gesellschaft – wird in Deutschland derzeit vor allem in Krisenszenarien beschrieben. Die Autorinnen und Autoren dieses Bandes sehen darin jedoch auch die Chance einer Neuordnung der Geschlechterverhältnisse: Nur in einem Mehr an

Emanzipation und Gleichstellung der Geschlechter sowie den entsprechenden sozialpolitischen Reformen können nachhaltige Lösungen für demographische Probleme gefunden werden.

Baris Alakus/Katharina Kniefacz/Robert Vorberg (Hgg.): Sex-Zwangsarbeit in nationalsozialistischen Konzentrationslagern, 200 Seiten, 17.80 €, Mandelbaum Verlag, Wien 2006, ISBN 3-85476-205-4

Die Verquickung sexueller und politischer Gewalt während des NS-Regimes hat in der wissenschaftlichen Forschung über Jahrzehnte hinweg kaum Berücksichtigung gefunden. Dies war insbesondere bei der schwierigen Thematik der Sex-Zwangsarbeit in NS-Konzentrationslagern der Fall. Die Nationalsozialisten errichteten ein Bordellsystem innerhalb der nationalsozialistischen Konzentrationslager, während Prostitution auf der Straße verfolgt und bekämpft wurde. Ende 1941/Anfang 1942 kam es zu einem Funktionswandel der Konzentra-

tionslager. Die KZ-Häftlinge sollten vermehrt zur Zwangsarbeit in der Rüstungsindustrie eingesetzt werden. Die SS führte zum Zwecke der Arbeitssteigerung ein Prämiensystem ein. Häftlinge, welche sich durch Fleiß, Umsichtigkeit, gute Führung und besondere Arbeitsleistungen auszeichneten? erhielten nach dem fünfstufigen Prämiensystem bestimmte Vergünstigungen, wobei die höchste Vergünstigung der Besuch des Lagerbordells war. Infolgedessen wurden auf Weisung des SS-Reichsführers Heinrich Himmler in zahlreichen Konzentrationslagern Häftlingsbordelle eingerichtet, in denen weibliche Häftlinge Sex-Zwangsarbeit leisten mussten. Die Herausgeber beschreiben in diesem Buch die Entstehung, Funktion und Rahmenbedingungen dieses Bordellsystems, brechen damit ein Tabu und zeigen dabei eine weitere grausame Dimension des NS-Regimes auf.

Regina Buhr (Hg.): Innovationen – Technikwelten, Frauenwelten. Chancen für einen geschlechtergerechten Wandel des Innovationsystems in Deutschland, 176 Seiten, 16,00 €, Wostock Verlagsgesellschaft, Berlin 2006, ISBN 3-932916-32-8

Die Entwicklung in ingenieurwissenschaftlichen Studien- und technischen Ausbildungsgängen zeigt, dass Technik für immer mehr junge Frauen attraktiv wird. Noch nie gab es so viele Studienanfängerinnen in den Ingenieurwissenschaften wie im Jahre 2004. Doch immer mehr Technikfrauen verlassen oder verlieren nach einiger Zeit ihren technischen Arbeitsplatz. Aus wirtschaftlichen und emanzipatorischen Gründen ist jedoch die nachhaltige Integration von Frauen in technischen Arbeitswelten unerlässlich. Nur mit den Kompetenzen, dem Wissen und den Fertigkeiten qualifizierter



Technikerinnen und Ingenieurinnen ist die technische Vorrangstellung Deutschlands zu erhalten. Die Autorinnen des Buches (Wissenschaftlerinnen, Gewerkschafterinnen, Unternehmerinnen) ziehen folgenden Schluss: Wenn man mehr Mädchen und Frauen für technische Berufe gewinnen und ihre erfolgreichen Karriereverläufe in diesen Bereichen sichern will, dann müssen Änderungen in den Rahmenbedingungen von Schule, Ausbildung und Studium stärker als bisher mit strukturellen und kulturellen Veränderungen der Arbeitswelt verknüpft werden. Um sicherzustellen, dass junge Frauen in ihren anvisierten Berufsfeldern gehalten werden, bedarf es zudem gesellschaftlicher, wirtschaftlicher und politischer Veränderungen, die schulische Techniksozialisation, technische Ausbildung und Berufstätigkeit als verzahnte Einheit betrachten.

Uta Klein: Geschlechterverhältnisse und Gleichstellungspolitik in der Europäischen Union. Akteure – Themen – Ergebnisse, 277 Seiten, 24.90 €, VS Verlag, Wiesbaden 2006, ISBN 3-531-14384-0



Das Buch gibt einen Überblick über Institutionen, Akteure sowie Konzepte der EU-Gleichstellungspolitik. Errungenschaften und Fortschritte, aber auch Beschränkungen und Blockaden einer auf veränderte Geschlechterverhältnisse zielenden Politik werden dargestellt. Das Lehrbuch führt in zentrale

Konzepte und Begrifflichkeiten ein und bringt eine empirische Bestandsaufnahme der Geschlechterverhältnisse in den Mitgliedsstaaten der EU. Mit umfangreichem Informations- und Adressteil. Aus dem Inhalt: Europäische Integration, Sozialpolitik und Gleichstellungspolitik – Institutionen und Instrumente der Gleichstellungspolitik der EU – Phasen des europäischen Gleichstellungsrechts – Strategien, Ziele und Konzepte europäischer Gleichstellungspolitik – Geschlechterverhältnisse im europäischen Vergleich – Voraussetzungen und Konsequenzen für die Geschlechterpolitik in den Mitgliedsstaaten.

Robin Britta Georg: GOODWIFES, KARRIERE-FRAUEN UND ANDERE HELDINNEN. Frauenbilder in der Filmgeschichte Hollywoods, 14 €, Diametric Verlag, Würzburg 2006, ISBN 978-3-938580-08-0

Frauen lesen nicht nur mehr Bücher, sie gehen auch häufiger ins Kino.

Wie in den Frauenbildern der Mainstream-Filme Weiblichkeit konstruiert wird, zeigt die Reise durch die Filmgeschichte Hollywoods. Mit kritischem Blick beleuchtet die Autorin die von der Stummfilmzeit bis in die neunziger Jahre hervorgebrachten Stereotypen, und hinterfragt die sich wandelnden Handlungsspielräume filmischer Protagonistinnen nach ihrer Realität mit den Lebenssituationen der Frauen von heute.

Ebeling, Smilla / Schmitz, Sigrid (Hgg.): Geschlechterforschung und Naturwissenschaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel, 385 Seiten, 39.90 €, VS Verlag, Wiesbaden 2006, ISBN 3-531-14912-1

Dieses Buch schließt eine Lücke zwischen der Geschlechterforschung und den Naturwissenschaften. Es bietet eine systematische Einführung für Studierende der Naturwissenschaften, die sich in die Geschlechterforschung einarbeiten wollen, und für Studierende der Gesellschafts- und Kulturwissenschaften, welche

die Geschlechterforschung der Naturwissenschaften kennen lernen wollen. Es richtet sich an eine interdisziplinäre LeserInnenschaft und kann als Lehrmaterial für die Gender Studies genutzt werden. Der erste Teil liefert in anschaulichen Beispielen einen Einstieg in geschlechterperspektivische Analysen der Biologie, Chemie, Mathematik und Physik. Im zweiten Teil werden zentrale Theorien und Begrifflichkeiten der Geschlechterforschung erläutert, die für die Analysen der naturwissenschaftlichen Disziplinen benötigt werden.



Infos

Sportwissenschaftliche Geschlechterforschung zwischen Theorie, Politik und Praxis

9-11. November 2006

Deutschen Sporthochschule Köln

Die Jahrestagung der dvs-Kommission „Geschlechterforschung in der Sportwissenschaft“ bietet ein vielfältiges Programm an Vorträgen und Sessions u.a. zu folgenden Themenkomplexen: Lernen und Interaktionen im Sport, Gender Mainstreaming im schulischen Kontext, Theoretische Perspektiven auf Geschlecht im Sport, Körper- und Bewegungsbiographien von Frau, Vermarktung von Spitzensportlerinnen, Geschlechtergerechtigkeit im Sport – Ansätze aus Praxis und Politik.

Weitere Informationen unter:

http://www.dshs-koeln.de/geschlechterforschung/tagung_dvs/index.html

Chancengleichheit von Frauen und Männern in akademischen Berufsfeldern

17.-18. November 2006

Georg Christoph Lichtenberg-Haus in Darmstadt

Mit der Tagung soll der aktuelle Forschungsstand zum Thema Chancengleichheit von Frauen und Männern in akademischen Berufsfeldern beleuchtet werden. Ihr Ziel ist es, Anknüpfungspunkte an die heutige Forschung herauszuarbeiten, neue Forschungsfragen zu identifizieren, neue Forschungsfelder zu bestimmen und neue methodische Ansätze für die Forschung zu entwickeln. Insbesondere wird die Absicht verfolgt, neue Möglichkeiten der interdisziplinären Kooperation und Vernetzung zu erschließen.

Weitere Informationen unter:

<http://www.tagung.chancen-und-beruf.de/>

Wissenschaftskulturen und geschlechtsspezifischer Habitus. Theorie, Empirie und Methoden

23.-24. November 2006

**Universität Hildesheim, Institutsgebäude
Keßlerstr. 57**

Der Workshop soll drei thematische Stränge zusammenführen: vergleichende Untersuchungen verschiedener Fachkulturen in der Wissenschaft, doing gender und „undoing“ gender in diesem Kontext sowie die methodischen Probleme, welche durch die entsprechenden Untersuchungen aufgeworfen werden. Vorgestellt

werden Ergebnisse empirischer Studien wie auch work in progress. Dabei sollen insbesondere Erhebungs- und Auswertungsprobleme zum Thema gemacht werden. Diskutiert werden sollen die Probleme, die im Schnittpunkt der drei genannten Bereiche – Wissenschaft, geschlechtsspezifischer Habitus und Methoden – entstehen.

Weitere Informationen unter:

<http://zif.fh-hildesheim.de/index.php>

Science Policies Meet Reality: Gender, Women, Youth and Science in Central and Eastern Europe

1.-2. Dezember 2006

**Masarykova kolej, Thákurova 1, Prague 6,
Czech Republic**

As the Central European Centre for Women and Youth in Science, the first regional support project for women and youth in science funded by the EC, is drawing to its close, this conference will provide an opportunity to assess the impact of the project and present findings and results. This will be done against the backdrop of recognising the growing significance of the gap between the goals of science policies and programmes and their actual implementation. This conference will discuss for the first time in East-Central Europe current obstacles to successful science policy implementation and discrepancies between the status quo and stated goals concerning gender equality and the position of early stage researchers. This will be done through discussing/disseminating existing research and policy implementation practices. The conference will bring together researchers, activists and policymakers. We are specifically interested in relevant research and policy implementation, experience of scientists and policymakers across Europe who may aid policy formulation and implementation and recognition of scientific excellence.

Further information:

<http://www.cec-wys.org/html/index.php?s1=1&s2=15&s3=1&lmg=13>

Karriere – Kinder – Kompetenz

1.-2. Dezember 2006

Uni Wuppertal, Gebäude B, Raum: B 06/01

Ein Workshop zur Entscheidungsklärung und Lebensplanung als Work-Family-Balance für Frauen und Männer an der Hochschule, die Familie, Beruf und wissenschaftliche Karriere miteinander vereinbaren wollen.

Die Teilnahme von Partnerinnen und Partnern an dem Workshop wird ausdrücklich erwünscht. Das Angebot ist für alle Hochschulen in NRW geöffnet. Der Workshop will Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern an der Hochschule ermöglichen, eine stimmige Entscheidung in der jeweiligen Lebenssituation möglicher Familienplanung zu treffen bzw. die Unsicherheiten des wirklichen Lebens mit Kind(ern) mit der Rationalität und Planbarkeit wissenschaftlichen Denkens und Arbeitens zu vereinbaren. Dabei wenden wir uns einem Lösungsdiskurs zu, der auf die persönlichen Stärken und Kompetenzen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer abzielt und diese im Hinblick auf Berufs- und Karrierorientierung reflektiert und konstruktiv bearbeitet.

Weitere Informationen unter:

<http://www.scc.uni-wuppertal.de/>

Produktion und Krise hegemonialer Männlichkeit in der Moderne

7.-10. Dezember 2006

**Humboldt Universität Berlin, Hauptgebäude,
Unter den Linden 6**

Die Konstruktion und kulturelle Etablierung des okzidentalen Konzepts hegemonialer Männlichkeit (Connell) als ein normatives Stereotyp (Mosse) ist eng verbunden mit der Diskursivierung des transzendentalen Vernunftsubjekts (Kant), der Herausbildung der bürgerlichen Nationalstaaten und der funktional differenzierten Gesellschaft um 1800. Das Narrativ und die Ästhetik der ‚heroischen Männlichkeit‘ – als Entdecker, Kolonisator, Staatslenker, Krieger, und Denker – gehört zu den Meistererzählungen der Moderne und ihrer kolonialen Machtdiskurse. Nun erscheint die Rhetorik der Krise nicht allein als *passé partout* der Männlichkeitsforschung, sondern auch als konstitutives Narrativ herrschaftlicher Männlichkeiten selbst. Im Laokoon-Paradigma um 1800 wird sie programmatisch verkörpert. Die Konferenz konzentriert sich auf die narrativen, medialen und wissenshistorischen Transformationen in der Umbruchszeit um 1900. Visionen einer ‚jüdischen Effeminierung‘ stehen neben solchen eines ‚Masculine Judentum‘, Beschwörungen von ‚Homophobie‘ neben solchen von ‚Hypervirilität‘ und ‚männlicher Hysterie‘. Den wissenschaftlichen und literarischen Konstruktionen von Männlichkeit und Moderne wird ebenso nachgegangen wie den kolonialen und rassistischen Grenzdiskursen, den Figuren des ‚Dritten‘ und dem Kältekult in Naturwissenschaften, Anthropologie und Neuer Sachlichkeit.

Weitere Informationen unter:

<http://www.geschlecht-als-wissenskategorie.de> **oder**
unter

<http://www2.hu-berlin.de/gkgeschlecht/pkmm/index.htm>

Wandel – Zäsuren – Brüche.

Interdisziplinäres Nachdenken über Paradigmen der Geschlechterforschung

14.-16. Dezember 2006

Gästehaus der Universität Bremen

Die Entwicklung der Frauen- und Geschlechterforschung hat sich in den letzten Jahren vor dem Hintergrund grundlegender gesellschaftlicher Wandlungsprozesse vollzogen. Zu diesen zählen die Auflösung der Ost-West-Binarität, die Folgen postkolonialer Machtverschiebungen, die Globalisierung von Kapital, Waren, Dienstleistungen, Medien und politischen Konflikten. Diese Entwicklungen haben die Themen, Methoden und Untersuchungsgegenstände der Frauen- und Geschlechterforschung nachhaltig beeinflusst. Die Tagung beschäftigt sich mit der Bilanz dieser Entwicklungen. Während der Einfluss dieser Veränderungen auf die Frauen- und Geschlechterforschung unbestritten ist, steht deren systematisch-disziplinenübergreifende Behandlung und Bewertung für zentrale Paradigmen und Kategorien noch aus. Für die Tagung heißt deshalb die zentrale Frage: Können wir von Paradigmenwechseln in der Frauen- und Geschlechterforschung sprechen und welche Wirkungen haben diese? Diese Fragen werden in interdisziplinärer Perspektive und mit internationalen Bezügen diskutiert.

Weitere Informationen unter:

<http://www.zfs.uni-bremen.de/>

Gender-Sensitivity and Pluralism in Mathematics Education

25.-26. Januar 2007, Barcelona

PREMA Project is about mathematics education in its relation to gender. During the project period, the consortium has achieved a better understanding of the current situation in European school system, in terms of gender related differences in achievement in mathematics studies, as well as in career selection of mathematics and mathematics-related subjects, such as sciences, and computer science. In addition, the project has yielded better understanding of the regulatory aspects of the educational context in which European math students and math teachers operate.

Through a series of focused research mission, the project will lastly pinpoint some of the sources for gender differences in math learning, as well as shed light on advanced teaching strategies, exercised by „gender sensitive“ European math teachers, that help overcoming gender related obstacles that standing the way of math and science education for all.

PREMA workshop will take the knowledge gathered, created and analyzed throughout the project, as a departure point for multidisciplinary international discussion on the future of math education in Europe and on ways for acknowledging, understanding and overcoming gender related differences in math teaching and learning.

Further information:

<http://prema.iacm.forth.gr/workshop.php>

Performativität & Performance. Geschlecht in Musik, Bildender Kunst, Theater und Neuen Medien

2.-4. Februar 2007, Hildesheim

Performativität von Geschlecht findet in vielfältigen soziokulturellen Praktiken statt. Unsere Tagung fokussiert in interdisziplinärer Perspektive künstlerische Praktiken in performativen Prozessen des Genderdiskurses. Der zentrale Begriff des Performativen, der in kulturwissenschaftlichen Zusammenhängen fächerübergreifend diskutiert wird, geht zurück auf John L. Austins Theorie der Sprechakte. Austin bezeichnete diejenigen Äußerungen als performativ, die die Handlungen vollziehen, die sie benennen. Judith Butler entwickelte diesen Begriff im Hinblick auf die Sex-Gender-Debatte weiter und arbeitete heraus, dass das biologische und das soziale Geschlecht ebenso wie Sexualität als Effekte performativer Akte aufzufassen sind. Das Ziel unserer Tagung ist es, die Bedeutung künstlerischer Ausdrucksformen im Prozess der sozialen Konstruktion von Geschlecht und Sexualität zu diskutieren. Dabei soll die inhaltliche Spannbreite der Bedeutung von Performance, verstanden als darstellerische Realisierung und bewusste Inszenierung von Geschlecht in künstlerischen Praktiken, und von Performativität als alltägliche, zitierende, normierende aber auch subversive Praxis von Geschlecht thematisiert werden.

Ausgehend von Musik als einem identitätsstiftenden Medium par excellence möchten wir zur Diskussion stellen, wie Geschlecht in intermedialen Verknüpfungen von Musik, Bildender Kunst, Theater und Neuen Medien performativ hergestellt wird. Die Tagung umfasst theoretische und künstlerische Beiträge zu folgenden

thematischen Schwerpunkten: Performativität von Geschlecht in ästhetischen Ausdrucksformen; Strategien des Doing und Undoing Gender in Musik, Bildender Kunst, Theater und Neuen Medien, Intermediale Verflechtungen von Musik, Bildender Kunst, Theater und Neuen Medien im Geschlechterdiskurs.

Weitere Infos bei:

Dr. Waltraud Ernst, ZIF, HAWK, Goschentor 1, D-31134 Hildesheim, ernst@hawk-hhg.de, Martina Oster, oster.martina@web.de oder Marion Gerards, marion.gerards@skynet.be.

Gender Mainstreaming-Praxis und Gender-Theorie – ein spannendes Verhältnis

12.-13. Februar 2007

Evangelische Akademie Tutzing

Die einen sehen in Gender Mainstreaming (GM) eine sinnvolle und gewinnbringende Strategie, die anderen kritisieren GM als zahnlos oder gar anti-emanzipatorisch. Wieder andere sehen GM bereits im Managing Diversity aufgehen. Die Tagung zieht eine Zwischenbilanz und fragt nach Konsequenzen und Perspektiven. Sie richtet sich an Akteur/innen der Frauen-, Männer- und Geschlechterforschung/Gender Studies und der Umsetzungspraxis (Gender Trainer/innen, Beratende, Auftraggebende).

Weitere Informationen unter:

http://www.frauenakademie.de/veranst/gm_tagung.htm